Das Rätsel des Matschu

Wilhelm Filchner

Digitized by Google

Digitized by Google

Wolfgang Pauli

Das
Rätsel des Matschu

Meine Tibet-Expedition

Von

Wilhelm Filchner

Leutnant im k. b. 1. Infanterie-Regiment König
kommandiert zur Königl. Landes-Aufnahme nach Berlin

Mit 67 Vollbildern, zahlreichen Skizzen und Abbildungen im Text
sowie 3 Karten

Berlin 1907
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sind vorbehalten.

Digitized by Google

DS785
F515

Meiner

lieben Frau und treuen Mitarbeiterin

zugeeignet

Berlin, 20. September 1906.

M636589

Digitized by Google

Mrs. M. Hahn

Vorwort.

Eine wiſſenſchaftliche Erkundung von Nordoſt-Tibet. Dieſe Worte dürften den Inhalt des Buches „Das Rätſel des Matſchu“ am beſten kennzeichnen. Der Leſer findet in ihm eine kurze Beſchreibung der durchquerten Gebiete, er bekommt Einblick in den Gang der Expedition und lernt unſere wichtigſten Erlebniſſe kennen. Manche Epiſoden ſind ausführlich geſchildert, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, Schritt für Schritt die Karawane zu begleiten, und um ihm die Schwierigkeiten zu zeigen, denen eine Expedition mit einer völlig unbrauchbaren Schutzbedeckung in unbekannten Gebieten mit feindſeliger Bevölkerung ausgeſetzt iſt. Vor allem beſtimmte mich aber die Abſicht, den Leſer zu überzeugen, daß es für den Leiter eines derartig gefahrreichen Unternehmens Augenblicke geben kann, in denen er bewogen wird, Größeres dem Kleineren zu opfern, um das Mögliche zu erreichen.

Da meiner Expedition in Tibet jede politiſche Tendenz fehlte, hatte ich mir bei ihrer Durchführung zum Grundſatz gemacht, die mir anvertrauten Menſchenleben vor Verluſten zu bewahren. Mein Streben ging alſo dahin, Gefechte mit den Eingeborenen möglichſt zu vermeiden, um ſpäteren Forſchern die Arbeit nicht noch mehr zu erſchweren. Ich habe mit Überlegung auf jede „abenteuerliche Ruhmestat“

verzichtet und meine Maßnahmen lediglich so gewählt, daß sie mir ermöglichten, das Gebiet der Ngolok und seine Bewohner kennen zu lernen und das gesammelte wissenschaftliche Material auch aus dem Gebiet der Ngolok herauszubringen. Hierin lag bei der Feindseligkeit der Eingeborenen und der Bosheit und dem Stumpfsinn meiner Chinesen der schwierigste Teil des Unternehmens.

Die wissenschaftliche Ausbeute, deren Veröffentlichung ich in einem umfangreichen Werk vorbereite, soll in der Einleitung in ihren wichtigsten Ergebnissen angeführt werden. Ich möchte hier nur erwähnen, daß es uns gelungen ist, den unbekanntesten Teil Zentralasiens zu durchqueren und ein reiches wissenschaftliches Material zu gewinnen. Mein sehnlicher Wunsch ist, daß unsere Arbeiten weiteren Forschern den Weg nach jenem Teile des innersten Asiens bahnen, und ihnen eine noch reichere Ausbeute zufallen möge, als das Glück sie uns erwerben ließ.

Doch nicht nur dem großen Glück verdanke ich das Gelingen meines Unternehmens, auch dem Mut und der Umsicht meiner unerschrockenen Frau und dem Schneid und der Tapferkeit meines Gefährten in Tibet, des Herrn Dr. med. Albert Tafel.

Es ist mir ein Bedürfnis, schließlich auch meinen eigenen Empfindungen Ausdruck zu geben.

Wohl ist es ein beglückendes Gefühl, inmitten seiner Lieben in der Heimat leben zu können und zugleich einem Berufe anzugehören, der nicht nur edel ist, sondern auch, wie selten einer, Härte gegen sich und Entschlußfähigkeit heranbildet; noch unbeschreiblich schöner aber ist die Lösung einer selbständigen, hohe Verantwortung in sich schließenden Aufgabe, wie sie nur die Forschung zu bieten imstande ist. Kann es denn für einen tatendurstigen Mann ein herrlicheres Feld der Tätigkeit geben, als auf eigene Faust und eigene Verantwortung hin mit den Waffen der Zivilisation und Wissenschaft wilden Räuberhorden gegenüber zu trotzen? Schlägt nicht jedem deutschen Manne das Herz höher

in dem Gedanken, daß er dabei sein eigenes Ich zur vollen Entwicklung bringen darf? In jenen fernen Wüsten und unbekannten Gebieten Tibets muß er das sogar tun, um erfolgreich zu sein; er wird dabei zwar nicht auf rosenbestreuten Wegen wandern, aber er wird schließlich stolz sein in dem Bewußtsein, einem Lebenszweck mit Anspannung aller Kräfte nachgestrebt zu haben.

Dies gibt Mut, neue Ziele zu verfolgen und verstärkt die Sehnsucht nach Arbeit und Freiheit!

Berlin, 20. September 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
Einleitung	XI
Erſtes Kapitel. **Quer durch China**	1
Zweites Kapitel. **Der Vormarſch zum Matſchu**	48
Drittes Kapitel. **Die erſten Ngolok**	105
Viertes Kapitel. **Unerkannt ſtromabwärts**	155
Fünftes Kapitel. **Gerüchte über das Schickſal der Expedition** (aus Li's Tagebuch)	200
Sechſtes Kapitel. **Feinde ringsum**	214
Siebentes Kapitel. **In Gefangenſchaft**	270
Achtes Kapitel. **Die beiden Unterhändler**	320
Neuntes Kapitel. **Das Ende der Karawane**	354
Zehntes Kapitel. **In verzweifelter Lage. Rettung**	388
Elftes Kapitel. **Wiederſehen und Heimkehr**	417
Umſchreibung der chineſiſchen, tibetiſchen und mongoliſchen Namen	425
Namen- und Sachregiſter	427

Verzeichnis der Bilder.

Der Verfaſſer	Titelbild
Frau Ilſe Filchner	Zwiſchen Seite IV u. V
Dr. med. Tafel	Zwiſchen Seite X u. XI

Bilder-Nummer:		Zwiſchen den Seiten:
1.	Am Han-kiang	4 u. 5
2.	Am Han-kiang, Vorbereitungen zum Überwinden einer Schnelle	16 u. 17
3.	Ein Schlächterladen am Han-Fluß unterhalb Lau-ho-k'ou	24 u. 25

Bilder-Nummer:		Zwischen den Seiten:
4.	Die Einwohner eines Dorfes im Tſ'in-ling erwarten die Ankunft der „weißen Teufel“	32 u. 33
5.	Frau Ilſe Filchner im Reiſekoſtüm	32 u. 33
6.	Abſtieg vom Tſ'in-ling	40 u. 41
7.	Ein armſeliger Ort im Tſ'in-ling	40 u. 41
8.	Der Ta-t'ung-ho kurz vor Einmünden in den Si-ning-ho	44 u. 45
9.	Unſere lieben Freunde Ridley aus Si-ning-fu	44 u. 45
10.	Ta-tſchang und Hau	48 u. 49
11.	Jan und Ta-tſchang	48 u. 49
12.	Der „Schutzmann“ der Expedition Tſchang nach Rückkehr in ſeinen Heimatsort	52 u. 53
	Frau Ilſe Filchner im Kreiſe der Familie Ridley	52 u. 53
13.	Liu, der Koch, mit einer Antilope vom Kalanam-nōr	52 u. 53
14.	Einfangen der Laſttiere am Morgen vor Aufpacken	56 u. 57
15.	Der Lehrer Li	56 u. 57
16.	Yaks mit Gepäckſätteln	60 u. 61
17.	Expeditionskiſten. Ein Mehlſack der Tibeter aus Ziegenfell. Ein waſſerdichter Expeditionsſack	60 u. 61
18.	Das Europäerzelt	64 u. 65
19.	Waffenrock und Schwert eines Ambanſoldaten	64 u. 65
20.	Offizielle Expeditionsfahne. Mit Erläuterungsblatt	72 u. 73
21.	Das Tal des Dáchóbá	80 u. 81
22.	Unſer Lager am Tſchúngúch	80 u. 81
23.	Der Abſtieg vom Unglückspaß	84 u. 85
24.	Das Unglückslager	88 u. 89
25.	Das aus den Expeditionskiſten hergeſtellte Floß mit Jan	96 u. 97
26.	Ein junges verwundetes „wildes Pferd“ von den Ufern des Oring-nōr	112 u. 113
27.	Dr. Tafel nimmt Abſchied von ſeinem verunglückten Pferd	120 u. 121
28.	Blick auf das Tal von Riſchowárma	128 u. 129
29.	Das erſte Zuſammentreffen mit den Ngolok	136 u. 137
30.	Unſere gaſtfreundlichen Wirte von Riſchowárma	144 u. 145
31.	Im Lager von Riſchowárma	152 u. 153
32.	Lagerſzene aus Riſchowárma	152 u. 153
33.	Der Sohn des Häuptlings von Riſchowárma	154 u. 155
34.	In Riſchowárma	154 u. 155
35.	Der Matſchu oberhalb der Klauſe zwiſchen Dſodyárá-nōr und Dodi	176 u. 177
36.	Das zerfallene Kloſter in der Nähe der Einmündung des Koko-oſútſch in den Matſchu	184 u. 185
37.	Gebetsmauer, dahinter Kloſtermauern ſichtbar	184 u. 185
38.	Blick auf die Bayenkara-Kette	192 u. 193
39.	Blick auf die Bayenkara-Kette	192 u. 193

Digitized by Google

Bilder-Nummer:		Zwischen den Seiten:
40.	Blick auf die Bayenkara-Kette	192 u. 193
41.	Der Lehrer Li zeichnet das Obo von Tópa ab	200 u. 201
42.	Blick auf den Matschu	216 u. 217
43.	Der nächtliche Überfall	224 u. 225
44.	Ein tibetischer Blasebalg aus Ziegenfell und einem Eisenrohre; Tibetische Gabelflinten	224 u. 225
45.	Beschlagen eines Pferdes	232 u. 233
46.	Matschu-Tal	232 u. 233
47.	Ein Tangute vom Gungga-nōr	240 u. 241
48.	Dr. Tafel, der Expeditionsarzt, in tibetischer Verkleidung	248 u. 249
49.	Der Verfasser in seinem Arbeitskleide	256 u. 257
50.	Tanguten vom Huyuyung	264 u. 265
51.	Bange Minuten vor Wäßerr	288 u. 289
52.	Blick vom Lager Wäßerr aus nach Süden auf die Bayenkara-Kette	296 u. 297
53.	Waffen der Kuku-nōr-Tanguten	304 u. 305
54.	Abladen des Gepäcks	312 u. 313
55.	Ein Tangute vom Gungga-nōr	320 u. 321
56.	Der Überfall vor Knába	364 u. 365
57.	Im Versteck vor den Verfolgern	376 u. 377
58.	Verhör vor Tschicháma	384 u. 385
59.	Unser letztes gemeinsames Lager	392 u. 393
60.	Neue Hoffnung	400 u. 401
61.	Der Verfasser nach der Expedition	408 u. 409
62.	Originalskizze aus einem Routenbuch des Verfassers	416 u. 417
63.	Ein Blatt aus einem Tibet-Routenbuch des Verfassers	416 u. 417
64.	Ein Blatt aus einem Tʃ'in-ling Routenbuch des Verfassers	424 u. 425

Karten.

(Am Schluß des Bandes.)

1. Übersichtskarte.
2. Weg der Expedition Filchner in China und Tibet.
3. Skizze der Marschroute der Expedition Filchner in Tibet.

Dr. von Bülow.
Nach Photographie von Hof-Photograph Hanfstaengl, München.

Einleitung.

Obwohl über keinen Fluß der Erde eine ſo umfangreiche Literatur vorhanden iſt als über den Huang-ho, iſt er doch ziemlich unbekannt geblieben. Die meiſten kennen ihn nur aus den Schilderungen des namenloſen Unheils, das er angerichtet hat, und über das uns die chineſiſche Geſchichte wiederholt Kunde gibt. Es ſei nur an den Frühherbſt des Jahres 1887 erinnert, wo der heimtückiſche Strom in ſeinem Unterlaufe die Dämme durchbrach und ein Gebiet in der Ausdehnung Oſt- und Weſtpreußens (in der Größe mit der Belgiens und der Niederlande übereinſtimmend) zuſammen überflutete und über einer Million Menſchen den Tod brachte. Der chineſiſche Kaiſer Kia-K'ing nannte den Huang-ho daher zutreffend „Chinas Kummer ſeit den älteſten Zeiten".

Die Mongolen deuten ihre ehrfurchtsvolle Scheu durch die Bezeichnung Khara muren, das iſt ſchwarzer Fluß, an. Mit dem Beiwort „ſchwarzen" wollten ſie, nach einer Angabe des bekannten franzöſiſchen Geographen Réclus, ſeinen unheilvollen Charakter kennzeichnen. Auch in ſeinem Mittellaufe bringt der Fluß dem umliegenden Lande nur wenig Nutzen. Trotz ſeiner Mächtigkeit iſt er wegen der zahlreichen Untiefen, Riffe oder Strudel an keiner Stelle ſchiffbar. Wiederholt wurden Verſuche angeſtellt, trotz dieſer Hinderniſſe eine Fahrſtraße im Fluſſe zu finden, doch ſtets vergeblich.

An ſeinem Oberlaufe ſchließlich zeigt ſich der Huang-ho nicht beſſer. Dort, wo ſeine Waſſer noch in einem meiſt engen Bette vereint ſind, wo ihre ganze ungeſchwächte Gewalt noch ungehemmt zur Geltung kommt, wo furchtbare Erdbeben die Schreckniſſe der Naturkräfte erhöhen, lebt ein waffengeübtes, räuberiſches Volk, die Ngolok.

Dieſes Gebiet hatte ich mir zu meinem Arbeitsfeld auserkoren.

Im Unterſchied von den meiſten Teilen Tibets, die äußerſt ſpärlich oder gar nicht bewohnt ſind und in denen wiſſenſchaftliche Arbeit ohne bedeutendere Schwierigkeiten vor ſich gehen kann, iſt der Beſuch dieſes Gebietes am Oberlauf des Huang-ho, des Matſchu der Ngolok, keineswegs einladend, umſoweniger, als ſchon ſeit jeher bekannt war, daß weder chineſiſche Empfehlung noch Waffengewalt dort Zutritt verſchaffen konnten.

Der erſte Europäer, der hier vordrang, war der heldenmütige Oberſt im ruſſiſchen Generalſtabe Przewalski. Auf ſeiner dritten Reiſe 1879/80 hatte er den unteren Teil des Gebirgslaufes erkundet, und auf ſeiner nächſten und letzten Reiſe 1883 bis 1885 drang er bis zum „Sternenmeer" (Odun-tala, chineſiſch Sing-ſu-hai), dem Quellgebiet des Matſchu, vor. Im Jahre 1889 überſchritt der hervorragende amerikaniſche Forſcher und jetzige amerikaniſche Geſandte in Peking, Rockhill, nahe bei der gleichen Stelle den Matſchu; bald hernach folgte der Franzoſe Grenard, nachdem ſein Kamerad Dutreuil de Rhins bei Tambudo ermordet worden war. Die Deutſchen Oberamtmann Dr. Holderer und Profeſſor Dr. Futterer ſuchten dem S-förmigen Knie von Norden her beizukommen.

Wenn es dieſen verdienſtvollen Forſchern auch nicht glückte, den Flußlauf oberhalb ſeines S-förmigen Knies zu erforſchen, ſo erhielten wir durch ihre Unternehmungen dennoch wichtige Aufſchlüſſe ſowohl in geographiſcher Hinſicht als auch für die Beſiedlung, den Charakter der Bevölkerung und die Gangbarkeit des bisher unbekannten Geländes.

So wurde es denn überhaupt erſt möglich, einen Expeditionsplan aufzuſtellen und, geſtützt auf die Erfahrungen der oben ge-

nannten Forſcher, Reiſevorbereitungen zu treffen. Daß mein Plan ſich in der Tat als ausführbar erwies und das unbekannte Gebiet durchzogen werden konnte, verdanke ich daher vor allen Dingen denjenigen, die in harter entbehrungsvoller Arbeit die Grundlagen zu meinem Programm geliefert hatten.

Meine Tätigkeit bildet gewiſſermaßen nur die Fortſetzung der Expeditionen früherer Forſcher.

Vor allem galt es, unſere Kenntnis von dem S-förmigen Oberlauf des Huang-ho, der bis in die neueſte Zeit hinein unbekannt geblieben war, zu erweitern. Unſer ganzes Wiſſen baute ſich noch vor kurzem auf den zum Teil dürftigen Angaben der chineſiſchen Karten allein auf. Das in Frage ſtehende Gebiet bildete ſogar **den größten unbekannten Teil Zentralaſiens überhaupt.** Es reichte, in allgemeinen Zügen, vom Oring-nōr im Weſten bis Sung-p'an-t'ing im Oſten und von dem 35. Breitengrad im Norden bis nach Ta-tſ'ién-lu im Süden, das ſind 5 Längen- und 5 Breitengrade und würde ungefähr dem Flächenraum Frankreichs entſprechen.

Um mich auf mein Arbeitsfeld beſchränken zu können und aus Gründen der Sicherheit hatte ich als Geologen und Expeditionsarzt Herrn Dr. med. Tafel aus Stuttgart gewonnen.

Programm für China.

a) Topographiſche Aufnahme des Mittellaufes des Han-Fluſſes von Lau-ho-k'ou nach Hing-an-fu.

b) Aufſuchen und Feſtlegen eines neuen Überganges über den Tſ'in-ling zwiſchen Hing-an-fu und Si-an-fu.

Programm für Tibet.

Zuſammenſtellung der Expedition in Si-ning-fu, der weſtlichſten Stadt der Provinz Kan-ſu. Vormarſch zu den Quellſeen des Gelben Fluſſes, Überſchreitung dieſes Fluſſes, Vorſtoß nach Süden in die Bayen-kara-Kette. Beginn des Oſtmarſches, dem Matſchu entlang bis zu ſeinem

S-förmigen Knie, dann Durchstoß auf Sung-p'an-t'ing. Von dort über Min-tschóu nach Si-ning-fu zurück.

Das Programm wurde mit Ausnahme der Festlegung des S-förmigen Knies des Matschu gelöst, doch besteht, soviel sich jetzt bereits in meinen topographischen Aufnahmen übersehen läßt, die Hoffnung, dieses konstruktiv erhalten zu können.

An wissenschaftlichen Ergebnissen sind anzuführen:

a) Meine eigenen Arbeiten. Diese erstrecken sich auf:

1. Eine genaue Aufnahme der Strecke Han-Fluß—Lau-ho-k'óu—Hing-an-fu, der Strecke Hing-an-fu—Si-an-fu und der gesamten Tibet-Route. In Summa 2000 km, eine Entfernung, die Berlin—Smyrna entspricht. Der Maßstab ist wechselnd, im allgemeinen 1 : 20 000 und 1 : 40 000, er gibt die morphologischen Charakterzüge in den kleinsten Einzelheiten wieder. Eine große Anzahl Skizzen vervollständigt den topographischen Teil.

2. Astronomische Ortsbestimmungen mittels Theodolit, Prismenkreis und Phototheodolit. An 20 Punkten wurden astronomische Breiten, an 22 astronomische Längen bestimmt.

3. Höhenbestimmungen. Diese wurden teils mit Siedethermometer, teils mit Aneroid, teils auf terrestrischem Wege gewonnen. Im ganzen führte ich über 600 aus.

4. Meteorologie. Dreimal täglich stellte ich meteorologische Beobachtungen an, die sich auf Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Wolkenzug, Art und Richtung, dann auf Stärke und Richtung des Windes bezogen. Die Temperaturen des Wassers wurden, wo angängig, gemessen.

5. Magnetische Messungen. An 42 Punkten habe ich auf zwei verschiedene Weisen die Horizontalintensität und die Deklination bestimmt.

6. Unter den photographischen Aufnahmen, deren ich in China und Tibet über 1000 gemacht habe, befinden sich mehrere Rundpanoramas.

7. Botanik.

8. Zoologie. Der wertvollste Teil der Sammlungen ging leider in Tibet verloren.

b) Die Arbeiten meiner Frau. Sie zerfallen:

1. in die Führung einer meteorologischen Station in Si-ning-fu während meiner Abwesenheit in Tibet. Die Aufzeichnungen sind umfangreich und gewissenhaft. Die Barometerablesungen bieten ein wertvolles Grundmaterial für die Berechnungen der tibetischen Höhen;
2. in der Anlage einer botanischen,
3. einer zoologischen,
4. einer ethnographischen Sammlung;
5. in der Protokollierung meiner sämtlichen chinesischen Messungen.

c) Die Arbeiten Dr. Tafels: Sie umfassen das weite Gebiet der Geologie. Eine Sammlung von Gesteinsproben ist nach Europa gebracht und umfangreiche Notizen Dr. Tafels liegen vor.

Die Herausgabe sämtlicher wissenschaftlichen Ergebnisse findet in mehreren Bänden statt, deren letzter bis spätestens 1910 erschienen sein soll. Als erstes Werk ist bereits erschienen: „Ein Beitrag zur Geschichte des Klosters Kumbum".*) Das Kartenwerk wird in sieben Teilen herausgegeben im Maßstab 1 : 50 000 auf ungefähr 400 Blättern. Es wird nicht nur die Route enthalten, sondern auch eine Triangulierung des ganzen Gebiets sowie Höhenprofile, Panoramen und geologische Karten.

Bevor ich mit der Erzählung der Expedition selbst beginne, komme ich einer Pflicht der Dankbarkeit nach, wenn ich aller derer gedenke, die sich um die Verwirklichung meines Unternehmens und die Verarbeitung der Ergebnisse verdient gemacht haben. Vor allem schulde ich dem inzwischen dahingeschiedenen Geheimen Regierungsrat Professor Freiherrn von Richthofen Dank, der meinem Projekt nicht nur das wärmste Interesse entgegengebracht, sondern mich auch mit seinem unübertrefflichen Rat

*) Das Kloster Kumbum in Tibet. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Von Wilhelm Filchner. Mit 39 Tafeln, 3 Karten und Abbildungen im Text. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

bei der Anlage des ganzen Unternehmens unterstützt hat. Wohl bangte er, wie alle Kenner dieser tibetischen Gebiete, bei unserer Abreise um unser Wiederkommen. Um so größer war meine Freude, als ich bei meiner Rückkehr von unseren Erfolgen berichten durfte. Leider war es dem an Herzensgüte und Wissen ganz hervorragenden Mann nicht mehr vergönnt, die Ergebnisse selbst in ihrem ganzen Umfang zu betrachten.

Während der Expedition selbst machte sich die China-Inland-Mission außerordentlich um mein Unternehmen verdient, insbesondere die Engländer Mr. und Mrs. Ridley. Ihnen herzlichen Dank!

Nach meiner Rückkunft aus Tibet war es wiederum Freiherr von Richthofen, der meinem Unternehmen die größte Teilnahme entgegenbrachte. Er beantragte auf Grund meiner Ergebnisse meine Versetzung zur Trigonometrischen Abteilung des Großen Generalstabes nach Berlin, wo ich in naher Fühlung mit den wissenschaftlichen Gesellschaften und Instituten der gastfreundlichen Reichshauptstadt unter Mitwirkung einer ansehnlichen Zahl von Fachleuten Gelegenheit haben sollte, das ganze Material sachgemäß zu verarbeiten.

Da die mir zur Verfügung gestellten Mittel hierzu bei weitem nicht ausreichten, empfand ich die Unterstützung durch Mittel des Großen Generalstabes, die mir der frühere Chef des Generalstabes der Armee, Seine Exzellenz Herr Generaloberst Graf von Schlieffen, zuweisen ließ, doppelt wohltuend. Hierfür sowohl, als auch für das weitgehende Interesse und die kräftige Unterstützung, die mir durch die Königlich Preußische Landesaufnahme gewährleistet ist, gestatte ich mir, an dieser Stelle meinen ganz gehorsamen Dank auszusprechen.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle diejenigen nennen, die mir bei den Vorbereitungen der Expedition oder gelegentlich der Verarbeitung des Materials sonst in Berlin ihre helfende Hand geboten haben. Ihnen allen sei hiermit mein verbindlichster Dank ausgedrückt.

Herr Ferdinand Lessing vom Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin hat die Transkription der im Buche vorkommenden tibetischen

und chinesischen Namen einheitlich gestaltet sowie den Text der Pässe und Karten ins Deutsche übertragen.

Herr Kunstmaler Jüttner hat mit verständnisvoller Liebe die im Buche enthaltenen zehn Zeichnungen, die Episoden aus Tibet darstellen, naturgetreu nach meiner Angabe wiedergegeben.

Wenn dieses Buch — ein Vorläufer meiner Hauptarbeiten — dem geduldigen Leser gezeigt haben sollte, unter welch erschwerenden Umständen die wissenschaftlichen Ergebnisse errungen werden mußten, hat es seinen Zweck erfüllt.

Zwei Buch Chinas.

Ungeachtet Verbreitung von Zeugen Gott gesagt hat: Ich will meine Seele in Zeiten über mich von Ostasiengen, und noch mehr, und zwar an Ostasiatischen Völkern. — Es liegt nahe Ostasiatischen Völkern.

Im Jahre Ostasiatischen Völkern Jahre und 1. Monat Ostasiatischen 18. Tischen 1901 war es Ostasiatischen. Es schickt die neue Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern und Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen. Wer sie Ostasiatischen Völkern Jahr — ist heute 1/3 Jahre Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern Ostasiatischen Völkern

land für mich verſchloſſen blieb, bat ich Herrn Dr. med. Tafel, den ich für meine Expedition als Arzt und Geologen gewonnen hatte, in meinem Namen die betreffenden Gelehrten aufzuſuchen und mit ihnen den Reiſeplan für Tibet zu beſprechen.

Am 25. Oktober abends trat Dr. Tafel von Berlin ſeine Reiſe nach Petersburg an. Mitte Dezember 1903 wollten wir uns wieder treffen, und zwar nach ſpäterer Vereinbarung entweder in Shanghai oder in Han-k'ou. Am 26. Oktober reiſten meine Frau und ich von Berlin ab und am 28. morgens verließen wir mit dem Dampfer „König Albert" des Norddeutſchen Lloyd Genua.

Den zweiwöchigen Aufenthalt in Shanghai benutzten wir, um die eiſernen Beſtände und das Expeditionsmaterial zu ergänzen, Paßangelegenheiten zu ordnen, Inſtrumente zu prüfen und neue Waffen und Munition zu beſchaffen. Durch die Nachläſſigkeit einer deutſchen Firma war meine geſamte Munition für Militär- und Jagdgewehre in Deutſchland zurückgeblieben. Da in Shanghai nirgends paſſende Munition aufzutreiben war, mußten zum Teil neue Waffen mit der dazu gehörigen neuen Munition beſorgt werden. Die Nachmittage benutzte ich dort zur Ausführung von magnetiſchen Anſchlußmeſſungen in Zi-ka-wei, der Jeſuitenſternwarte.

Am 13. Dezember landete uns die „Suitai" nach fünftägiger Fahrt in Han-k'ou, dem Ausgangspunkt der eigentlichen Expedition. Han-k'ou liegt auf dem linken Ufer des mächtigen Yang-tſï-kiang, während auf dem anderen Ufer die Rieſenſtadt Wu-tſch'áng ſich ausdehnt, mit dem Sitz des Vizekönigs der chineſiſchen Provinz Hu-peï.

Weſtlich von Han-k'ou mündet der Han-Fluß in den Yang-tſï-kiang ein, ein Strom, der an Größe ungefähr unſerem Rhein entſpricht. Auf dem jenſeitigen Han-Ufer legt die Stadt Han-yang, die ausſchließlich aus Fabriken für Militärzwecke beſteht. So finden wir dort die Artilleriewerkſtätten, Geſchützgießereien und die Pulverfabrik.

Der liebenswürdigen Unterſtützung des deutſchen Konſulats habe ich es zu danken, daß wir bereits nach zehntägigem Aufenthalt in Han-

und die Arbeit an diesem Band wäre nicht möglich gewesen ohne die Hilfe von Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden, denen wir hier danken wollen. Unser Dank gilt Ulrich Ott und Ulrich Raulff vom Deutschen Literaturarchiv Marbach, Bernhard Fabian und Gabriele Rommel vom Hessischen Landesmuseum Darmstadt, Hans Gerhard Senger, Ulrich Stadler und Hans Zeller, Ulrich Dierse, Hans Dieter Zimmermann, Hans Blumenberg, Hans Robert Jauß, Wolfgang Iser, Hans Ulrich Gumbrecht, Manfred Frank, Gerhard Neumann, Jürgen Trabant, Jürgen Fohrmann, Wilhelm Voßkamp, Hans Vilmar Geppert, Hans Peter Herrmann, Hans Joachim Schrimpf, Hans Wagener, Hans Rudolf Vaget, Hans Esselborn, Hans Richard Brittnacher, Hans Wolf, Hans Peter Balmer, Hans Ulrich Seeber, Hans Joachim Piechotta, Hans Ulrich Lindken, Hans Jürgen Schings, Hans Peter Bayerdörfer, Hans Otto Horch, Hans Dietrich Irmscher, Hans Jürgen Schmitt, Hans Jürgen Schlütter, Hans Wolfgang Nutt, Hans Jürgen Schultz, Hans Mayer, Hans Wagner, Hans Werner Seiffert, Hans Henrik Krummacher, Hans Joachim Kreutzer, Hans Dieter Mück, Hans Dietrich Dahnke, Hans Joachim Mähl, Hans Heinrich Reuter, Hans Peter Neureuter, Hans Jürgen Geerdts, Hans Jürgen Meinecke, Hans Jürgen Haferkorn, Hans Jürgen Schrader, Hans Jürgen Schröder

auch ein Dokument übermitteln lassen, das die Flußkanonenboote am Han anwies, uns auf der Fahrt als Schutzbedeckung zu begleiten. Der Vizekönig bat uns auch, ihm rechtzeitig den Tag unserer Abfahrt bekannt zu geben, damit uns schon von Han-k'ou aus ein Kanonenboot das Geleit geben könne. An der Grenze des Wirkungsbereichs der einzelnen Boote sollte dann stets die Ablösung durch ein anderes stattfinden.

Bevor ich zur Schilderung der sechswöchigen Fahrt auf dem Han-Fluß übergehe, sei mit einigen Worten unserer schwimmenden Wohnung gedacht. Das Boot stellte den Mitteltyp der drei gebräuchlichen Transportschiffe, die auf dem Han den Verkehr aufrechterhalten, dar. Die größeren, oft bis 20 Schritt langen und bis 7 Schritt breiten, plumpen Holzkästen mit hohem Aufbau und Glasfenstern auf den Seiten und einem Mast, verkehren zwischen Lau-ho-k'ou und Han-k'ou. Sie werden fast ausschließlich von höheren Mandarinen sowie von Missionaren zu Reisen verwendet. Ihr Mietpreis ist etwas höher, als der unseres Bootes hätte sein sollen, und die Fahrtdauer infolge des großen Gewichts der Boote und des stärkeren, wenn auch im Verhältnis zur Größe der Boote immerhin noch recht geringen Tiefgangs, länger. Im Winter vermögen diese Boote bei tiefem Wasserstand wegen der vielen Klippen, Untiefen und Stromschnellen nicht weiter als bis Lau-ho-k'ou aufwärts zu fahren.

Die kleineren Boote unterscheiden sich von unserem Typ hauptsächlich durch den Mangel eines Aufbaus im Mittelschiff. Sie bestehen nur aus dem Boot selbst, das mit einer Strohmatte tonnenartig überwölbt ist. Bei der Fahrt flußaufwärts wird ein Mast aufgerichtet, der zum Befestigen entweder des Segels oder der Zugleine dient. Im letzteren Falle ist die Bemannung des Bootes größer. Bei der Fahrt flußabwärts besteht die ganze Bootsbesatzung aus dem Steuermann und einem Gehilfen, die das plumpe, massive, an einem langen Hebel bewegliche Steuer handhaben.

Diese beiden Bootsgattungen sowie der Bootstyp, den wir benutzten und dessen Beschreibung nachstehend folgt, dienen vornehmlich dem

Güterverkehr, und zwar vorherrschend zwischen Han-tschung und Han-k'ou. Die kleineren Boote vermitteln ausschließlich den Verkehr zwischen Lau-ho-k'ou und Han-tschung.

Unser mittelgroßes Boot mit geringem Tiefgang und großem Rauminhalt, aber auch mit sehr schlechten Wohnungsverhältnissen, bot am meisten Aussicht, bei dem jetzigen niederen Wasserstande bis Hing-an-fu im Südosten der Provinz Schön-si zu gelangen (siehe Bild 1 und 2).

Unser Hausboot hatte eine Länge von 9 m und eine Breite von 2½ m; der Tiefgang war ½ m bei voller Ladung. Die Bordwand ragte ⅓ m über Wasser, das Deck war oben mit Brettern verplankt und das Oberdeck des Schiffes war mittschiffs tonnenartig mit Strohmatten überdeckt, so daß hier ein Raum, in dem man bequem stehen konnte, geschaffen war. Dieser Teil diente vorwiegend zu unserem Aufenthalt, war Küche und Salon zugleich und enthielt in einem besonderen Verschlage die Behausung Dr. Tafels. Die Bootkulis wohnten auf der vorderen Plattform. Meine Frau und ich hatten im hinteren Teil des Hausbootes unseren Schlafraum in einem erhöhten Bretteraufbau, auf dessen Dach der Steuermann, ein widerlicher Opiumraucher, der zugleich der Kapitän des Bootes war, seine Kommandobrücke hatte. Wir werden diese Kabine später näher kennen lernen. Er selbst besaß eine Kabine Wand an Wand mit uns, und zwar dicht am Steuerruder, so daß durch die klaffende Bretterwand, die uns trennte, täglich der Opiumrauch in unseren Raum drang. Das dickbauchige, plumpe Boot hatte ein schwaches, breitschaufliges Holzsteuer, das an einem langen Balken, der rechtwinklig in die hohe Steuerachse eingriff, gehandhabt wurde. Am Vorderteil des Schiffes war eine sehr primitive Windevorrichtung angebracht, die den eisernen, massiven Anker wieder hochbringen sollte. Eine Menge Tauwerk, aus Rohr geflochtene, fingerdicke Seile, die zum Ziehen des Bootes flußaufwärts benutzt wurden, lag hier in großen Ringen aufgestapelt.*)

*) Da der Han-Fluß oftmals sehr breit ist und zum Ziehen eine außerordentliche große Seillänge erforderlich wäre, greift man zu den Rohrtauen, die

Neben der eigentlichen Bemannung, acht mit den Han-Waſſern vertrauten Chineſen, befanden ſich auf unſerem Hausboote noch zwei Hunde und eine Unmenge großen und kleinen Ungeziefers, das weder durch Inſektenpulver noch durch Maſſenhinrichtungen zu vertilgen war.

Einige Tage vor dem feſtgeſetzten Abfahrtstermin war das Hausboot von der Han-Mündung aus den Yang-tſï aufwärts bis nach dem deutſchen Kai, dem Schuppen der Hamburg—Amerika-Linie, gebracht worden, um die ganze Expeditionsausrüſtung, die dort verſtaut lag, an Bord zu nehmen. Dicht bei unſerem Ankerplatze war auf eine große Strecke dieſer ſchöne Kai, ein hoher, ſchräger Steinaufbau aus Ziegeln, Quadern und Zement, eingeſtürzt. Der mächtige Yang-tſï hatte, wie er es alljährlich zu tun pflegt, ſeine Hauptrinne gewechſelt, das hohe Ufer unterſpült und auf dieſe tückiſche Weiſe dem ſoliden Bauwerk das Fundament entzogen. Der ganze Kai iſt ſeiner Länge nach, entſprechend den verſchiedenen Europäerdiſtrikten, die ſich an ihm entlang ziehen, in Abſchnitte eingeteilt. Es war ein beſonderes Mißgeſchick, daß gerade uns Deutſchen der Einſturz dieſes, ſeinerzeit mit großem Pomp eröffneten Bauwerkes vor den Augen der Chineſen und der fremden Mächte begegnen mußte. Jedenfalls wird dieſer Unfall den Deutſchenfreſſern

---

ein ſehr geringes Gewicht beſitzen. Tauſend Fuß eines derartigen Seiles wiegen nur 48,6 Pfund, während unſere Hanftaue in gleicher Länge ein Gewicht von etwa 400 Pfund haben würden. Die Haltbarkeit iſt bei beiden ſicherlich gleich, wenn nicht das Rohrtau dem Hanftau ſogar überlegen iſt. Ein Nachteil des Rohrtaues liegt darin, daß man es nicht knicken darf und daß es gepflegt werden, d. h. nach Gebrauch vom Flußſand durch Auswaſchen gereinigt werden muß. Die Hanftaue dagegen haben den großen Nachteil, daß ſie, ſobald ſie ins Waſſer fallen, durch Anſaugen des Waſſers ihr Gewicht noch beträchtlich vermehren, während das Rohrtau Waſſer überhaupt nicht annimmt. Die Hanftaue in größerer Länge würden alſo, wenn ſie ins Waſſer ſchlagen, die Boote infolge des großen Gewichtes zum Umſchlagen bringen. Zum Schleppen des Bootes werden die Taue an der Spitze des Maſtes, der mittſchiffs ſenkrecht eingeſetzt iſt, angebracht. Nur bei ganz ſtarken Stromverhältniſſen wird ungefähr 20 m von der Maſtſpitze entfernt, am eigentlichen Zugſeil, ein zweites Seil befeſtigt, das am unteren Teil des Maſtes verſchnürt iſt. Auf dieſe Weiſe wird der Zug von der Maſtſpitze aus auf den ganzen Maſt verteilt und ein Umkippen des Schiffes verhindert.

in Oſtaſien gute Gelegenheit geboten haben, deutſche Arbeit zu verdächtigen. Nach Ausſage verſchiedener Fachleute und Flußkenner iſt die Urſache dieſes Einſturzes aber nachgewieſenermaßen einzig und allein in der großen Wandelbarkeit der Strömungsverhältniſſe des Yang-tſi zu ſuchen.

Am 24. Dezember, am heiligen Abend, war alles Gepäck glücklich im Schiffsraum untergebracht, friſche Lebensmittel für die nächſten Tage waren an Bord geſchafft und die zur Reiſe notwendigen Kulis von Wang Lau-wan, unſerem Kapitän, angeworben. Der deutſche Konſul in Han-k'ou hatte mir noch tauſend Militärpatronen von der dortigen Freiwilligen-Kompagnie verſchafft, und ſo war ich denn endlich auch im Beſitz paſſender Munition für meine Militärgewehre, wenn auch das geringe Quantum von tauſend Patronen nicht annähernd dazu reichte, um bei Feindſeligkeiten oder auf Jagden in Tibet von der Schußwaffe wirkſamen Gebrauch zu machen.

Bis ſpät in die Nacht arbeiteten wir an Bord und ich hielt noch einmal Generalmuſterung, während draußen, hoch oben am Kai, ein Fenſter nach dem anderen ſich erhellte und allmählich die ganze Front des europäiſchen Häuſerviertels im Weihnachtslichterglanze erſtrahlte. Nicht weit von uns lag das deutſche Kriegsſchiff S. M. S. „Jaguar" vor Anker, von dem windvertragene Muſiktöne herüberklangen und die Weihnachtsſtimmung erhöhten.

Aber auch wir ſollten unſere Weihnachtsbeſcherung erhalten. Spät abends legte ein Boot S. M. S. „Jaguar" an, ein Matroſe entſtieg ihm und überbrachte uns im Auftrage des Kommandanten einige Dutzend Ladeſtreifen für unſere Militärgewehre. Da ich Modelle 1903 hatte, die für Ladeſtreifen eingerichtet waren und die Patronen der Freiwilligen Kompagnie, die mir der dortige Konſul verſchafft hatte, im Rahmen verpackt waren, ſo war uns dieſes Geſchenk höchſt willkommen.

Um Mitternacht legten wir uns müde zur Ruhe; wir wollten am nächſten Tage frühzeitig abfahren, doch ſo pünktlich wie in Europa ſollte dies nicht vor ſich gehen. Denn in China muß man damit rechnen,

daß in ſolchen Fällen die chineſiſche Beſatzung noch im letzten Augenblick aus irgend einem Grunde entweder davonläuft oder noch auf Tage und Wochen die Abfahrt zu verſchieben wünſcht, ſei es angeblich zu Einkaufszwecken, ſei es zum Abſchiednehmen von Verwandten und dergleichen mehr. Nur einer guten Belohnung hatten wir es zu verdanken, daß die Kulis ſich gegen Mittag bereit machten, das Hausboot wenigſtens den Yang-tſi und durch das größte Gewirr von Schiffen und Dſchunken die Han-Mündung hinauf bis außerhalb Han-k'ou zu bringen.

Endlich fuhren wir ab. An der Spitze unſeres Maſtes hatte ich mit vieler Mühe eine deutſche Flagge befeſtigt, mit der wir unſer deutſches Kriegsſchiff bei der Abfahrt ſalutieren wollten. Da aber ein Chineſe die Zugvorrichtung angebracht hatte, blieb beim Hinaufziehen die Flagge hängen. Während S. M. S. „Jaguar" den Gruß — natürlich auf glattere Weiſe — erwiderte, leerten wir den Inhalt einer Flaſche Madeira auf das Gelingen des ſchwierigen Unternehmens und zunächſt auf eine glückliche Waſſerfahrt. Dieſe wünſchten wir uns beſonders, denn allzu vertrauenerweckend ſah unſer Boot nicht aus und noch weniger unſere Beſatzung, die uns „weiße Teufel" nicht als ihre Herren, ſondern eher als ihre Gefangenen betrachtete.

Gefangen waren wir tatſächlich! Wir waren den Chineſen völlig ausgeliefert, denn keiner von uns konnte ſo viel Chineſiſch, um ſich mit den Leuten verſtändigen zu können. Wir hatten zwar zwei Dolmetſcher, von denen der eine, Li, über einige Worte Küſtenengliſch verfügte, während der andere, der Peking-Chineſe Hau, obwohl er auch Dolmetſchgehalt bekam, vorläufig nur Chineſiſch ſprach.

Wie eine Ente ſchwamm unſer Schiff den Yang-tſi aufwärts, von den Kulis durch zwei ſtarke Ruder getrieben, die auf der Seite auf vorſtehenden Pfoſten ſo auflagen, daß ſie dem Schiffe parallel bewegt werden konnten. Das Rudern der Kulis erfolgte ſtets unter Abſingen eines chineſiſchen Liedes, das wohl der Hoffnung auf eine glückliche Fahrt Ausdruck gab. Daß dieſe in der Tat nicht gefahrlos iſt und des Beiſtandes der Götter bedarf, werden wir ſpäter ſehen; denn der Han iſt ein tücki-

scher Fluß mit seinen Klippen und Schnellen, seinen Untiefen und widrigen Winden. Die Götter haben — das sei hier gleich vorausgeschickt — das Flehen und die Gesänge unserer Bootsbesatzung auch erhört; denn uns stieß tatsächlich kein größerer Unfall zu.

Nach fast einer Stunde Fahrt waren wir an die Einmündung des Han-kiang gelangt; die großen Dampfer und Kriegsschiffe der verschiedensten Nationen, vorherrschend deutsche, englische und japanische, lagen hinter uns. Unsere Kulis stellten nun das Rudern ein, denn von jetzt an ist es wegen der Unzahl kleiner Schiffe unmöglich, anders als mit Hilfe der Bootshaken sich an den umliegenden Booten in der gewünschten Richtung durchzuziehen. Wie Krabben bewegen sich die Hunderte von Dschunken, kleinen Dampfbooten und Kähnen durcheinander, die sich alle gegenseitig dazu benutzen, um vorwärts zu kommen, indem sie sich mit langen Bootshaken, die sie an den Planken oder vorstehenden Ecken anderer Boote einhaken, aneinander vorbeiziehen. Schreiend und schimpfend arbeiten sich die Kulis in der engen Gasse vorwärts, welche die an den Ufern dichtgedrängten Schiffe in der höchstens 70 m*) breiten Mündung des Han-Flusses gelassen haben. Stundenlang währt das mühsame Vorwärtsdringen in dieser Enge. Auf beiden Seiten liegt Boot an Boot dicht gedrängt. Meist herrscht fröhliches Leben an Bord dieser schwimmenden Wohnungen und Holzkolosse, denen man übrigens nicht allzunahe kommen darf; man erhält sonst vielleicht den entbehrlichen Unrat auf den Kopf geworfen, den oben die Frau des Bootsbesitzers durch das Bootsfenster in das Flußwasser schüttet. Trotz aller Aufmerksamkeit können es die Kulis nicht verhindern, daß das Boot des Wang Lau-wan mit einem anderen zusammenstößt oder daß ein rücksichtsloser Fährmann, der mit seinem Boote dem unsrigen den Weg abschneiden will, diesem gerade in die Flanke fährt; ein unheimliches Krachen zeigt dann die primitive Bauart unseres Schiffes.

Langsam lichten sich die Reihen der an den Ufern verankerten Boote. Von jetzt an wird es auch möglich, zum Vorwärtskommen statt des Boots-

*) Nach anderen Angaben sogar nur 60 m.

hakens das Ruder oder den Zug mit dem Seil zu verwenden. Bei diesem schleppen die Kulis auf einem Treidelpfad, der sich am ganzen Han, selbst im ungangbarsten Gelände, am Ufer entlang zieht, das Boot an dem Rohrseil, während der Kapitän das Steuerruder weit abdreht, so daß die Fahrtlinie des Bootes trotz des einseitigen Zuges zur Stromlinie parallel bleibt.

Der Fluß wird allmählich breiter, die Ufer werden niedriger, das Getriebe und der Verkehr auf dem Fluß und an seinen Ufern geringer. Große Gebäude erscheinen alsbald auf dem rechten Ufer, Fabriken mit hohen Schornsteinen, die Pulverfabrik und die großen Artilleriewerkstätten von Han-yang.

Da das Han-Wasser auf seinem Unterlauf für sofortigen Gebrauch ungenießbar ist, hatten wir uns mit großen Tontöpfen ausgerüstet, die zum Filtrieren und Reinigen dienen sollten. Leider hatten wir vergessen, fertiges Trinkwasser mitzuführen und legten deshalb am Eingang der Pulverfabrik an, um aus den dortigen Zisternen uns damit zu versehen. Die wachehabenden Soldaten machten zwar ob dieses sonderbaren europäischen Beginnens große Augen, doch bald hatten wir sie von der Notwendigkeit unserer Handlungsweise überzeugt, umsomehr, als der Kapitän des dort liegenden chinesischen Kanonenbootes unseren Wunsch unterstützte.

Es war beabsichtigt, an dem Tage noch ungefähr 15 km flußaufwärts zu fahren, also bis vor die Stadt zu gelangen, um hierdurch den chinesischen Dienern und Kulis für die Nacht die Gelegenheit zu nehmen, schon in Han-k'ou wieder durchzubrennen. Wie sich später herausstellte, war diese Maßnahme gerechtfertigt, denn zum Zwecke der Erpressung höherer Löhne war bereits ein derartiges gemeinsames Komplott für die folgende Nacht geplant gewesen.

Als wir am Abend ganz einsam an einem stillen Uferfleckchen vor Anker lagen, schätzten wir uns schon glücklich, unserem Begleiter, dem chinesischen Kanonenboot, entronnen zu sein. Doch nicht lange sollte die Freude dauern, denn spät am Abend hatte uns der Kommandant des

Kriegsfahrzeuges nach langem Suchen an unſerem idylliſchen Plätzchen aufgeſtöbert. Der Vizekönig von Hu-peī hatte mir dieſes Kanonenboot angeblich zum Schutze mit auf den Weg gegeben. Wir reiſten alſo wie große Mandarine mit Prunk und unter militäriſcher Eskorte. Mir war das indes ſehr unangenehm, denn es war mir um das Gegenteil zu tun; ich wollte unauffällig durch China reiſen, nicht bloß aus Sparſamkeitsrückſichten, ſondern auch, um unbeläſtigt meinen Arbeiten nachgehen zu können.

Das chineſiſche Kanonenboot ſtellt einen außerordentlich ſinnreichen Typ von Flußfahrzeugen vor, der gleich geeignet iſt für Zug wie zum Segeln und auch zum Rudern (ſiehe Bild 1). Bei ſeinem ſehr geringen Tiefgange und fehlenden Kiel kann es weit beſſer als alle übrigen Verkehrsboote auf dem Han-kiang die Stromſchnellen und Sandbänke überwinden. Ein Kanonenboot nach unſeren Begriffen darf man ſich natürlich nicht vorſtellen, denn eine Kanone iſt meiſt nicht an Bord, und wenn, dann iſt es nur eine Nachahmung, ein Holzklotz oder ein 40 cm langes Bambusrohr, das kanonenartig ausſieht und auf dem Vorderteil des Schiffes angebracht iſt. Nur einige wenige Boote in der Nähe Han-k'ous führen je ein Schnellfeuergeſchütz, aber meiſt ohne Munition! Auch darf man ſich das Kanonenboot nicht gepanzert denken, es iſt aus hartem Holz gezimmert und macht einen Eindruck auf die Chineſen wohl nur durch ſeine vielen, am Maſt wie am Hinterteil des Bootsrandes aufgeſteckten, bunten Fahnen und alten Waffen, wie Lanzen, Spieße, Heugabeln, Keulen. Auf dem Hinterteil der niedrigen Boote, die oben offen ſind, iſt ein kleiner Holzkaſten aufgebaut, der dem Kapitän als Wohnſtätte dient. Hier raucht er Tags über ſeine Opiumpfeife und lenkt von hier aus auch das Steuerruder. Für das europäiſche Auge ſind dieſe Kanonenboote weiter nichts als ein ſchmuckes, brauchbares Flußfahrzeug, das ſich für den Flußpolizeidienſt anſcheinend vortrefflich eignet. Ihre Bemannung beſteht außer einem Kommandanten aus drei bis ſechs ſogenannten Soldaten, meiſt zweifelhaften Exiſtenzen, die wir uns während der Nacht gern vom Leibe hielten. Das Kanonenboot legte ſich nämlich nachts

zu unſerem Schutze längsſeits unſeres Hausbootes, und zwar ſtets zwiſchen dem Ufer und unſerem Schiff. Die Soldaten benutzten dieſe Gelegenheit dann, um unſerem Boote Beſuche abzuſtatten, teils, um es zu bewachen, teils, um kleine Andenken einzuſtecken. Ein Soldat mußte die ganze Nacht hindurch unausgeſetzt trommeln und Beſchwörungsformeln nach gewiſſen Zeitabſchnitten laut ausrufen. Dieſer Höllenlärm dicht an unſerer Schlafſtätte wurde uns bald zu bunt; nachdem unſer wiederholtes Erſuchen, den Lärm einzuſtellen, nichts genutzt hatte, waren wir in unſerer Not gezwungen, dem Trommler ſein Marterinſtrument wegzunehmen. Die Soldaten behaupteten ſteif und feſt, daß durch dieſes Trommeln die böſen Geiſter, die des Nachts unſer Schiff umflatterten, von Tätlichkeiten abgehalten würden und waren, nachdem wir ihnen durch Beſchlagnahme der Trommel die Möglichkeit geraubt hatten, uns tatkräftig zu „ſchützen", ängſtlich und beſorgt um uns, mehr aber noch um ihren Kopf, den ſie durch unſere frevelhafte Tat mittelbar auch für gefährdet hielten. Gewiß würden uns die Geiſter auch hier einen Beſuch abgeſtattet haben, wenn nicht die klugen Chineſen ſtatt des nächtlichen Trommelns ab und zu ein Feuerwerk am Bug des Hausbootes abgebrannt hätten. Dieſe mit mehr oder minder großer Feierlichkeit durchgeführte Zeremonie konnten wir aber, wenn mitunter auch der Lärm noch unangenehmer war als die ohrenbetäubende Trommelei, ohne uns ſelbſt zu ſchaden, leider nicht gut verbieten. Wenn wir anfänglich nachts durch Knall und Pfeifen aus dem Schlaf geſchreckt, den Kopf aus unſerer Behauſung ſteckten, ſo konnten wir jedesmal feſtſtellen, daß der Lärm ſtatt von vermeintlichen Räubern oder Boxern nur von Feuerwerkskörpern herrührte, Fröſchen, Feuerrädern oder kleinen Raketen. Bengaliſche Kerzen erleuchteten weithin die Umgegend. Einige Böllerſchüſſe beſchloſſen meiſt den nächtlichen Spektakel und mit der ſichtlichen Beruhigung und dem erhebenden Gefühl, ihre Pflicht getan zu haben, legte ſich alsdann die Schutzbedeckung und unſere Schiffsbemannung, nachdem ſie noch ihre Waſſerpfeifen fertig geraucht hatten, zur Ruhe.

Am erſten Reiſetage feierten wir gegen 8 Uhr abends in unſerem

Schlafraum Weihnachten. Ein quadratisch angelegter, kleiner Raum faßte uns drei Europäer. Er war gerade so hoch, daß wir gebückt darin stehen konnten. Auf einer Seite befand sich das sogenannte Bett, eine Erhöhung, auf der Felle und Decken aufgeschichtet lagen und das für meine Frau und mich bestimmt war. Unter dem Bett gähnte der Schiffsraum, den Schmuggelgüter der chinesischen Bootsbemannung und unsere Expeditionsausrüstung füllten. Der lückenhafte Bretterboden unseres Schlafgemaches wurde noch am ersten Abend ausgebessert, weil uns die Ratten des Abends ganz ungeniert unsere Behausung streitig zu machen suchten. Wenn der häßliche, faulige Geruch nicht gewesen wäre, hätte man sich in dieser Kabine ganz behaglich fühlen können, umsomehr, als eine der schmutzigen Wände mit einer deutschen Fahne behängt war. Die Schwierigkeit der ständigen Unterkunft in dieser Kajüte lag aber nicht in der Beschaffenheit der Kabine selbst, sondern im Zugang zu ihr. Zwischen dem „Salon" und unserer Wohnung befand sich eine Vertiefung, die Bootsküche, die Zufluchtsstätte von allerlei Insekten, insbesondere von Schwaben und Tausendfüßlern. Auch der Koch hatte dort seine Lagerstätte. Von dieser Küche aus, einem ½ m breiten, 1 m tiefen Schacht, an dessen einem Ende ein primitiver Ofen stand, mußte man, wenn man in unsere Kajüte gelangen wollte, auf ein in die Wand eingelassenes Brett, das Küchenbrett, steigen. Von dort aus bildete ein kleines, viereckiges Loch mit einer Schiebetür den Zugang zu unserem Gemach. Größere Leute brachten meist erst nach längerem Studium das Durchkriechen fertig. Am vorteilhaftesten war es, von rückwärts sich in die Kabine herabzulassen; doch zeigte sich auch diese für uns bewährte Methode nicht für alle Leute durchführbar, denn ganz große Menschen konnten auch auf diese Weise unserem Schlafzimmer keinen Besuch abstatten, weil sich die Tür als zu klein erwies. Da wir alle drei körperlich gewandte Leute waren, so gelang uns schon beim ersten Male das Betreten unserer Behausung, und mit der Zeit sicherte uns die täglich wiederholte Schlupfarbeit eine gewisse Fertigkeit im Betreten und Verlassen der Kajüte.

In einer Ecke war heute unſer Weihnachtsbaum befeſtigt, d. h. ein armlanger, ſpärlicher Tannenzweig hing dort an einem Nagel. Statt der Weihnachtslichter glänzten draußen am klaren Firmament die hellen Sterne, und ſtatt eines erhebenden Chorals bildete der rauſchende Han-Fluß und der einſchläfernde Geſang eines ſtumpfſinnigen Chineſen unſere Weihnachtsmuſik. Eine Schachtel Biskuit und mehrere Flaſchen Selterswaſſer erhöhten das Weihevolle der Stimmung. Doch bald gingen wir zur Ruhe, denn die letzten Tage hatten an unſere Kräfte hohe Anforderungen geſtellt.

Der nächſte Tag verging mit dem Auspacken der Expeditionsgegenſtände, die bisher für den Bahn- und Seetransport in großen, ſchweren Kiſten verladen waren. Da wir von Hing-an-fu aus, alſo nach Beendigung der Flußſchiffahrt, einen Teil dieſer Bagage mit über das Tſ'in-ling-Gebirge führen mußten und dies bei der großen Schwierigkeit der Pfade nur durch Laſtträger geſchehen konnte, ſo mußte die bisherige Art der Verpackung geändert werden. Es wurden kleinere Laſten hergeſtellt und der Reſt, die Maſſe des großen Gepäcks, wurde ebenfalls in kleineren Kiſten untergebracht, die dann von Lau-ho-k'ou in Hu-pei über Lung-kütſchai und Si-an-fu auf Maultieren und nach Lan-tſchou auf Karren geſchafft werden ſollten. Wir mußten alſo unſeren Aufenthalt auf dem Hausboote von Han-k'ou bis Lau-ho-k'ou dazu benutzen, das große Schiffsgepäck in zwei Teile zu zerlegen: in die Gegenſtände, die wir auf dem Übergang über den Tſ'in-ling nötig hatten und die, welche für die Tibetexpedition beſtimmt waren und direkt über Si-an-fu nach Lantſchou gehen ſollten. Der erſte Teil mußte gleichmäßig in Traglaſten für Menſchen verpackt werden, der andere in ſolche für Maultiere. Da dieſe Tätigkeit viel Zeit beanſprucht und auch mit Überlegung ausgeführt werden muß, hatte ich in meinem Plan die ganze Zeit bis Lau-ho-k'ou dafür beſtimmt. Erſt kurz vor Lau-ho-k'ou wurden die Arbeiten beendet und dort konnte dann das nach Lan-tſchou beſtimmte Gepäck den Unternehmern zur Weiterbeförderung übergeben werden. Wenn ich erſt in Lau-ho-k'ou an das Umpacken gegangen wäre und Chineſen zur Hilfe-

leiſtung herangezogen hätte, ſo würden wir nicht nur Zeit, ſondern ſehr wahrſcheinlich auch durch Diebſtahl einen Teil des Gepäcks verloren haben.

Eine recht unangenehme Zugabe zu dem Gewicht der vielen Gepäckſtücke bildet das chineſiſche Geld, das wir bei uns führten und das aus zwei Teilen beſtand, aus den Silberſchuhen*), die in Kiſten verpackt waren, und aus dem landesüblichen gewöhnlichen Zahlungsmittel, den Käſch**). Dieſe waren zu je 1000 Stück an langen Schnüren aufgereiht und bildeten, zu wenigen Tauſenden vereint, bereits eine volle menſchliche Traglaſt. Da im Tſ'in-ling ſelten Silber gewechſelt werden kann, ſo hielt ich es für ratſam, bereits von Han-k'ou und Lau-ho-k'ou aus große Mengen Kupfergeldes mitzuführen. Dieſe Maßnahme war um ſo dienlicher, als der Transport auf dem Schiff nichts koſtet und im allgemeinen auch der Kurs in Han-k'ou und den Küſtenplätzen ſowie auf dem Han niedriger iſt als der der Binnenorte und der Ortſchaften im Tſ'in-ling. Im Tſ'in-ling beſonders iſt von vornherein darauf zu rechnen, daß der verkehrskundige und europäerſcheue Bergbewohner den großen Silberſchuhen mißtraut, weil er in richtiger Einſchätzung ſeiner betrügeriſchen, die Silberſchuhe herſtellenden Volksgenoſſen im Innern der Silberbrocken Blei vermutet. Selbſt wenn man im Tſ'in-ling jemand findet, der

*) Silberklumpen im Werte von 5 bis 50 Taels (1 Tael = 2,70 Mk.), die in der Form eines ausgefüllten, randloſen Tropenhutes gegoſſen werden. Sie kurſieren als Geld. Die Chineſen bohren ſie mit Vorliebe an und füllen ſie mit Blei oder Queckſilber aus. — Beim Empfang von Silberſchuhen iſt es daher ſtets anzuraten, dieſe halbieren zu laſſen. Die einzelnen Teile ſind auch zahlfähig und werden auf Geldwagen, die aber faſt in jeder Stadt verſchieden abgeſtimmt ſind, abgewogen.

**) Der Käſch bildet in dieſen Gebieten das einzige geprägte Zahlungsmittel. Der Käſchwert (3 Stück = 1 Pfennig) wechſelt von Provinz zu Provinz und ſogar von Ort zu Ort. Auch die Güte dieſer Münze iſt ſehr verſchieden. Am Han-Fluß und nördlich Hing-an-fu ſind durchweg ſchlechte Käſch im Umlauf. Auch erhält man für 1 Tael meiſt unter oder höchſtens 1000 Käſch. Von halbwegs Hing-an-fu, Si-an-fu an trifft man hingegen ſehr gutes Geld an. Dort ſtellt ein Tael einen Wert von 1160 Käſch dar und in Si-an-fu einen ſolchen von 1140. Am Han und an der Küſte begegnet man großen 10 Käſchſtücken, die ſich aber beim Volke keiner Beliebtheit zu erfreuen ſcheinen.

Silber zu wechseln imstande ist, so wird er vor dem Wechseln auf dem Durchschneiden des Silberschuhes bestehen und hierdurch überflüssigen Aufenthalt bereiten oder dem, der an der Küste auf guten Glauben das Silber in Empfang genommen hat, außerdem noch in eine recht unangenehme Lage bringen, falls sich das Mißtrauen der Leute gerechtfertigt erweisen sollte. Ich hatte übrigens den größten Teil der Geldmittel bereits von Berlin aus durch die Deutsch-Asiatische Bank über Shanghai nach Lan-tschóu in der chinesischen Provinz Kan-su überweisen lassen, weil mir die Verhältnisse im Inneren Chinas so kurz nach den großen Unruhen vom Jahre 1900 noch nicht sicher genug erschienen, um eine so große Summe Geldes persönlich mit durchs Land zu führen.

Die nächsten Tage glich das Deck unseres Bootes infolge der Packarbeit einer Schreinerwerkstatt und am Ufer folgten uns oft große Haufen chinesischer Männer, Weiber und Kinder, ersichtlich vergnügt und in der festen Überzeugung, daß die Europäer auf diesem Hausboot vollständig verrückt wären.

Bei der Verpackung war es von Wichtigkeit, nach d e m Grundsatz die einzelnen Stücke zusammenzustellen, daß nie Gegenstände ein und derselben Art in einer Kiste enthalten, sondern daß möglichst viele verschiedene Gegenstände hierin vereinigt waren, so daß beim etwaigen Abhandenkommen eines Gepäckstückes nicht der Verlust aller Gegenstände derselben Art zu beklagen wäre.

Da die Strömung mitunter stark und an schwierigen Stellen das erstrebte rasche Vorwärtskommen erschwert war, kamen wir verhältnismäßig langsam weiter. Dabei fanden wir dann manchmal Zeit, kleine Jagdzüge oder zur Orientierung dienende Abstecher ins Landesinnere zu unternehmen.

Hau erhielt an einem Morgen von Dr. Tafel für eine freche Äußerung eine Ohrfeige. Diese Demütigung war dem stolzen Pekinesen so sehr zu Herzen gegangen, daß er, den ganzen Tag über im Sampan*)

*) Sampan = Beiboot. (Siehe Bild 1.)

ſtehend, mit dem Han-Waſſer die „Schande“ vom Geſicht zu waſchen verſuchte.

Unſere Tätigkeit war, abgeſehen von dem Packen, meiſt für alle Tage die gleiche. Morgens, mittags und abends machte ich meine Ableſungen auf einem kleinen meteorologiſchen Häuschen, das am Dach unſeres Hausbootes befeſtigt war; abends führte ich aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen mit Hilfe des Theodoliten oder des Prismenkreiſes oder des Phototheodoliten aus, zum größten Erſtaunen des neugierigen Publikums, das nur dank der energiſchen Abwehr meines Dieners Tſchang davon abgehalten werden konnte, die Beobachtungen zu ſtören. Dabei leitete die Chineſen durchaus keine ſchlechte Abſicht, ihr Hauptbeſtreben war nur, auch einen Blick durch das Fernrohr zu tun, mit dem ich, ſo behaupteten ſie, ſehen könnte, ob ſich in der Erde Gold- oder Silberlager befänden.

Da die Ebene, die der Han ſüdnördlich durchſtrömt, von einer bösartigen Bevölkerung bewohnt iſt, hatte ich Anweiſung gegeben, beim Übernachten Ortſchaften zu vermeiden. Die Einwohner der Provinz Hu-peï, insbeſondere die Chineſen von Han-k'ou und Umgebung, zeigen bekanntlich offen ihren Fremdenhaß, und es ſcheint, als ob ſich auch dort, am Berührungspunkt mit der europäiſchen Kultur, das ſchlimmſte Geſindel zuſammengefunden hätte. Auch wir wurden beim Durchreiſen dieſer Gebiete wiederholt mit Steinwürfen und Schmähungen bedacht.

Der Han wechſelte bisher zwiſchen 150 bis 350 m Flußbreite. Jetzt begann das Waſſer klarer zu werden, die Ufer, die einige Tage ſteilwandig den Fluß begleitet hatten, wurden wieder ganz flach, Sandbänke wurden häufiger und das Vorwärtskommen dadurch ſchwieriger. Das Wetter war im allgemeinen günſtig, die Luft meiſt windſtill.

Eines abends fing der Bootsmann zu pfeifen an, und zwar zuerſt in bittenden und koſenden Weiſen, dann kräftiger und zuletzt in grellen Tönen, unterſtützt von der geſamten Bootsmannſchaft. Ihre Pfeiferei entſprach aber nicht etwa muſikaliſchen Trieben, ſondern ſollte den Zweck haben, den Wind günſtig zu ſtimmen. Sie pfiffen alſo dem Winde, der

die Segel mit ſeiner Kraft füllen und das Boot raſch ſeinem Ziele zuführen ſollte, um dadurch den Kulis die anſtrengende Zugarbeit abzunehmen. Und wirklich! Der Wind ſetzte alsbald ein, das breite, plumpe Segel wurde hochgezogen, und bald blähte es ſich dickbackig in dem zunehmenden Wind. Inzwiſchen waren die Kulis an Bord genommen worden und rauchten, während das Boot raſch vom Platz kam, vergnügt ihre Waſſerpfeife, geringſchätzig auf uns Europäer herabſehend, die wir uns zuerſt an der Wirkung ihres Pfeifens zu zweifeln erlaubt hatten. Die Chineſen ſind eben doch viel klügere Leute als die Europäer. So oder ähnlich verſicherte mir mein Pekingboy Hau wiederholt, ohne daß ich in der Lage geweſen wäre, dem guten Mann zu widerſprechen. Meiſt mußte ich auf eine paſſende Antwort verzichten, entweder aus Mangel an den nötigen chineſiſchen Ausdrücken oder, wie in dieſem Falle, weil mir der von den Chineſen herbeizitierte Geiſt boshafterweiſe einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Später allerdings ließ der gute Geiſt die Chineſen des öfteren im Stich, und ich konnte dann auch ihnen auf ihre oft recht frechen Bemerkungen nach Gebühr antworten.

Am 2. Januar — es war in Yo-kia-k'ou — grollte uns der Wind, denn er wehte uns gerade entgegen. Da er ſtark war, kamen wir auch nicht durch Zug vorwärts. So mußten wir denn wohl oder übel liegen bleiben, bis der Wind nachlaſſen würde. Da dies aber nicht eintraf, es außerdem noch zu ſchneien begann und eine große Kälte einſetzte, waren wir gezwungen, einen ganzen Tag am Orte feſtzuliegen. Die armen Kulis, deren einziger Beſitz in der Waſſerpfeife, mehreren durchlöcherten, übereinander angezogenen Röcken und zerriſſenen Hoſen beſtand, dauerten uns, als ſie, vor Froſt ſich ſchüttelnd, am Ufer auf und ab liefen und als das naſſe Holz, mit dem ſie ſich ein Feuer machen wollten, wegen ſeiner Feuchtigkeit nicht brannte.

Mitten im Schneegeſtöber wurde dicht neben unſerem Boot eine prieſterliche Zeremonie abgehalten, nur zu dem Zweck, uns, die weißen Teufel, zu verſcheuchen. Die Prieſter, zerlumpt ausſehende Bettlergeſtalten, hatten die Frechheit, vor Beginn der Feierlichkeit uns anzu-

betteln und Eintrittsgeld für die Vorstellung zu verlangen, doch während und nach der Zeremonie schienen sie uns nicht mehr zu kennen, umsoweniger, als sie erfahren mußten, daß der zu verjagende „weiße Teufel" trotz aller Zauberei und aller Beschwörungsformeln sich nicht vertreiben lassen wollte. Diese freundliche Zeremonie hatte Hunderte von Bewohnern des Ortes herbeigelockt. Da ich diesen Hetzpriestern nicht traute, ließ ich ihnen bedeuten, sie möchten sich aus dem Staube machen, sonst würde für sie auf dem Hausboote eine durch ihre Folgen jedenfalls wirksamere Zeremonie stattfinden.

Ungefähr 200 Schiffe lagen gleichzeitig mit uns im Hafen. Zwischen dem unseren und dem Ufer befand sich wiederum das „Flußkanonenboot". In Pelze gehüllt saßen wir nach getaner Arbeit im „Salon" zusammengekauert und hofften, daß es recht bald Nacht werde, damit wir uns in unserem weichen Lager erwärmen könnten. Da plötzlich veranlaßte uns großes Geschrei, auf das Deck des Schiffes herauszutreten. Die Soldaten des Kanonenbootes zerrten eben in roher Weise einen Chinesen am Zopf auf ihr Boot. Der Bedauernswerte war festgenommen worden, weil seine Frau, der chinesischen Sitte zuwider, in der Absicht, auf unser Boot zu gelangen, das Kanonenboot betreten hatte. Nach chinesischer Auffassung wird ein von einer Frau betretenes Kanonenboot entwertet und unbrauchbar. Die Arme wurde deshalb aufs Land geworfen, ihr Mann aber als Haftpflichtiger für seine Frau herbeigeholt und auf das Kanonenboot geschleift. Dort mußte der Ehegatte so lange warten, bis der Kapitän herbeigerufen war zur Fällung des Urteils, das allerdings schlimm genug ausfiel, denn der arme Gatte sollte entweder das durch seine Frau unbrauchbar gemachte Kanonenboot „ersetzen", also ungefähr 80 Taels zahlen, oder eine entsprechende Anzahl Prügel erhalten: also Prügel für 80 Taels, d. h. auf chinesisch, er sollte totgeschlagen werden. Um 80 Taels kann einer in China sogar sechsmal totgeschlagen werden, denn die einzelnen Streiche fallen dicht aufeinander und werden, wenn keine Bestechung des Richters oder des Profossen versucht wird, energisch ausgeführt. Ich glaube nicht, daß unsere Fürsprache viel genutzt

hat, jedenfalls hat der Mann tüchtig Prügel bekommen, denn man konnte das Schreien des Geſchlagenen ſpäter eine lange Zeit hindurch aus der Ferne hören. Eine Strafvollſtreckung auf dem Kanonenboot ſelbſt hatte ich mir verbeten, da ich meiner Frau den Anblick dieſer grauſamen Exekution erſparen wollte. Peinlich iſt es, daß in China der Mann für eine Dummheit, die ſeine Frau begeht, verantwortlich gemacht wird. Anzunehmen iſt jedenfalls, daß der erboſte chineſiſche Herr Gemahl, falls er ſeine Prügelſtrafe überſteht, ſich an der bedauernswerten Gemahlin bitter rächen und der Ärmſten, als dem eigentlich ſchuldigen Teil, ſicherlich die Prügel in doppelter Auflage zurückerſtatten wird.

Am nächſten Tage hatten wir ſehr guten Wind und legten deshalb mit Segeln ungefähr 100 Li (= 84,5 km) zurück. Da der Han jetzt auf 1 bis 2 km verzweigt verläuft, große Sandbänke im Fluß lagern und Untiefen das eigentliche Fahrwaſſer einengen, iſt es bei dem Mangel an Fahrmarken und dem Wechſeln des Waſſerſtandes notwendig, daß immer ein Mann oder mehrere Leute mit Stangen die Flußtiefe am Bug des Bootes meſſen und das Ergebnis dem Kapitän zurufen. Wenn dies nicht ſehr ſorgfältig geſchieht, ſitzt unverſehens der ganze Kaſten mit einem heftigen Ruck auf einer Sandbank auf. Auf den erſten Blick hin glaubt man in ſolchem Fall zu mehrtägigem Aufenthalt auf der Unfallſtelle verurteilt zu ſein; doch, navigare necesse est, und die Kulis ſteigen mit ihren Kleidern in den Fluß und ſchieben das Boot von der Sandbank wieder herunter. Bei der Kälte des Waſſers und der Luft und dem Mangel der Leute an Reſervekleidern ſtellt der Schifferdienſt harte Anforderungen, und die Hanſchiffer bedürfen nicht nur einer geſunden Natur, ſondern auch einer bedeutenden Abhärtung. Manchmal glückte es auch, in derartig ungünſtigen Lagen das Boot durch Abbrennen eines Feuerwerks wieder flott zu machen.

Mein Tagebuch verzeichnet heute am 31. Januar einen Spaziergang Dr. Tafels, auf dem dieſer mit Steinen beworfen wurde; glücklicherweiſe folgte die Strafe auf dem Fuße, und den ſtarken Armen des Dr. Tafel nach zu urteilen, wird der unhöfliche Chineſe nach Europäern ſobald nicht wieder Steine werfen.

Die nächsten Tage geht es langsam flußaufwärts. Wir unternehmen einige Ausflüge in das gut bevölkerte Landesinnere mit seinen Reis- und Baumwollfeldern.

Am 6. Januar wurde das Gelände wellig, bei Ma-liang trat der erste Berg in weichen Formen an das rechte Han-Ufer heran, Felsriffe bis weit in den Fluß hinein vorschiebend. Der Fluß holt oft zu starken Bogen aus, ein Umstand, der es sehr erschwert, am Abend auf der Heimkehr von einem Spaziergang den Halteplatz des Hausbootes aufzufinden. Die Gegend hat ein malerisches Aussehen infolge der vielen zerstreuten, kleinen Seen, der, wenn auch nur spärlich bewaldeten Höhen und der anmutig inmitten der Bäume angelegten Dörfer.

Wir durchfahren Siang-yang-fu, eine große Stadt und ehemaligen Sitz der Kaiser von China, und nach Überwindung einiger beträchtlicher Schnellen langen wir am 16. Januar in Lau-ho-k'ou an. Die bisher von Han-k'ou aus zurückgelegte Strecke betrug 1420 Li (= 1200 km), und wir hatten zu ihrer Bewältigung etwa drei Wochen bedurft. Im Sommer, wenn der Wasserstand hoch ist, wird es bedeutend schwieriger, den Fluß aufwärts zu befahren, weil dann die Strömung sehr stark ist. Stromab kann natürlich immer gefahren werden. Von Han-k'ou bis Lau-ho-k'ou waren nur drei besonders schlimme Stellen zu überwinden, weshalb die Fahrt mit Hilfe unserer acht Bootkulis ziemlich schnell vonstatten gegangen war. Dieses rasche Vorwärtskommen hört aber von Lau-ho-k'ou ab auf, denn dort bietet der Fluß mit seinen Klippen und Schnellen eine ständige Gefahr für die Flußschiffahrt und hiermit muß auch bei Festsetzung der Reisedauer gerechnet werden. Im Sommer sind fast alle Klippen und Untiefen infolge des hohen Wasserstandes unsichtbar, doch im Winter liegen die meisten Hindernisse frei oder sind nur wenig vom Wasser überdeckt, so daß die Schiffahrt im Winter mit mehr Gefahren verbunden ist als im Sommer.

Von Lau-ho-k'ou an wird gegen Hing-an-fu zu das Gefälle immer stärker, weshalb in Lau-ho-k'ou noch neun Leute zum Ziehen des Bootes angeworben werden mußten.

Lau-ho-k'ou ist der Treffpunkt zweier bedeutender Handelsstraßen, des Han-Flusses und des Weges über den Ts'in-ling von Si-an-fu aus via Lung-kü-tschai. Der letztgenannte Weg ist nicht nur wegen des leichten Überganges über das im allgemeinen unwegsame Ts'in-ling-Gebirge vorzuziehen, er ist auch der einzig brauchbare Weg über dieses mächtige Gebirge*), der die Provinzen südlich und nördlich vom Ts'in-ling verbindet.

So war es also für den Transport des Hauptgepäcks angenehm, den guten Weg Lau-ho-k'ou—Si-an-fu zu haben.

Da der Ts'in-ling auf der Strecke zwischen Han-tschung und Lau-ho-k'ou an verschiedenen Stellen von Forschern überschritten, aber der vom Hörensagen her bekannte Übergang Si-an-fu—Hing-an-fu noch nie von Europäern benutzt worden war, so war es unsere Absicht, mit geringem Gepäck diesen neuen Weg zu erkunden und von Lau-ho-k'ou aus noch flußaufwärts den Han bis Hing-an-fu zu fahren.

Bevor wir diese Reise antraten, ließen wir ein wenig Lau-ho-k'ou auf uns einwirken. Der Gesamteindruck der Stadt ist günstig. Handel und Kleinindustrie blühen, und die Stadt bereichert sich zusehends durch

*) Dies sind die südlichen Teile von Schön-si und die große Ebene Ho-nan sowie die Provinzen Hu-peï und Ssï-tsch'uan, und die nördlichen Teile von Schön-si und Ho-nan und die Provinzen nördlich des Ts'in-ling, Schan-si, dem nördlichen Teile von Schön-si und insbesondere Kan-su. Der Weg Lau-ho-k'ou—Si-an-fu stellt in seiner westlichen Fortsetzung der großen Karawanenstraße Lan-tschóu-Kan-tschóu-Chami—Kaschgar die Hauptverkehrsader zwischen der chinesischen Küste und dem zentralen Asien dar. Seit den ältesten Zeiten erfreute sich dieser Verkehrsweg hoher Bedeutung. Auf seinem westlichen Teile war er unter dem Namen Seidenstraße bekannt. Als nächsten westlichen Übergang kennen wir nach dem Wege Lau-ho-k'ou—Si-an-fu den von Hing-an-fu nach Si-an-fu. Dieser ist aber, wie sich später herausstellte, beschwerlich und für einen großen Verkehr ungeeignet. Zwischen den beiden eben erwähnten Übergängen ist der Ts'in-ling ungangbar; auch westlich des Überganges Hing-an-fu—Si-an-fu sind die Übergänge noch weiter schwierig. Die nächsten brauchbaren Pässe trifft man erst nördlich Han-tschung an, wo Wege nach dem Wei-ho und Min-tschóu führen. So bilden denn der direkte Weg Lau-ho-k'ou– Si-an-fu und der Han-Fluß selbst die einzigen beiden großen brauchbaren Verkehrslinien, die in Wirklichkeit das Flußgebiet des Yang-tsï mit dem des Huang-ho inmitten Chinas verbinden.

die Zollabgaben, die sie von den durchpassierenden Karawanen und Schiffen, die mit Warensendungen, insbesondere mit getrockneten Nudeln, Tabak, Sesamöl, Erdnüssen, Baumwolle und Feldfrüchten aller Art beladen sind, einstreicht.

Von Lau-ho-k'ou aus wurde das große Expeditionsgepäck unter Polizeibedeckung nach Lan-tschou vorausgesandt. Ein Vergleich der Transportauslagen hierfür, 250 Taels (675 Mark), mit der Summe, die ein gleich schwerer Transport in Europa gekostet hätte, läßt die Billigkeit des chinesischen Transports erkennen und gibt uns auch ein Bild von der Güte der Transportverhältnisse in China überhaupt. Gewöhnlich gehen auf den viel begangenen großen Straßen in China die Transporte glatt und schnell vor sich; im allgemeinen darf man bei Maultierkarawanen mit einer täglichen Marschleistung von 45 bis 70 km, bei Pferden mit einer solchen von 35 bis 50 km und beim Wagentransport eine Marschleistung von 60 bis 100 km rechnen.

Etwas Abwechslung in unsere im allgemeinen wenig Interessantes bietenden Tage brachte ein Festessen, das der Mandarin von Lau-ho-k'ou uns zu Ehren vor der Abfahrt gab. Chinesische Gastmähler sind schon so oft beschrieben worden, daß ich darauf verzichten kann. Nur ein kleiner Vorfall während des Mahls sei erzählt. Bekanntlich findet nicht jeder Sterbliche die chinesischen Gerichte schmackhaft; auch mir ging es so. Ich war froh, daß sich während des Essens ein großer struppiger Straßenhund unter dem Tische verkrochen hielt. Diesem Tier verdanke ich, daß ich das Gastmahl gut überstanden habe. Seitdem mir nämlich einmal jemand gesagt hatte, es sei nach chinesischen Anschauungen sehr höflich, einen Bissen, den man bereits im Munde habe, auf den Boden zu spucken, befolgte ich ständig diesen Rat und fuhr recht gut dabei. Der Hund hatte die Sachlage auch bald erfaßt und fing schnappend, immer näher kommend, die Bissen geschickt auf; nur am Schluß des Diners, als er in seiner Gier die Vorderpfoten bereits auf die Tischplatte legte, um meinem Munde recht nahe zu sein, wurde er zu meinem Leidwesen davongejagt.

Am 20. Januar traten wir die Weiterreise an. Der Kapitän unseres Hausbootes überreichte uns hier bei Beginn der Fahrt ein Geschenk von drei Hühnern und drei Hammelkeulen, wahrscheinlich um sich unser Wohlwollen für die vor uns liegende Fahrt zu sichern. Da die Strecke Lau-ho-k'ou—Hing-an-fu weit gefährlicher ist als die bereits zurückgelegte, wurde abends, um den Flußgott günstig zu stimmen, ein großes Feuerwerk abgebrannt.

Die schwere Packarbeit war glücklich vollendet, und so konnten wir uns der wissenschaftlichen Tätigkeit hingeben. Für mich begann jetzt das Routenaufnehmen, das ich bis Hing-an-fu und von dort aus über den Ts'inling bis Si-an-fu fortsetzen wollte, weil dieser letztgenannte Weg, insbesondere in seinem zweiten Teil, noch unbekannt war. Als Orientierungskarten für den Han dienten mir eine chinesische, wahrscheinlich von Jesuiten herausgegebene Karte und die des deutschen Generalstabes im Maßstab 1 : 1 000 000. Da beide Karten auf Grund recht dürftigen Materials hergestellt worden sind, so erscheint es selbstverständlich, daß ich auf Unrichtigkeiten stieß; immerhin zeigte die Generalstabskarte recht gute Übereinstimmung mit der Natur auf der Strecke Han-k'ou—Lau-ho-k'ou.

Ortsbestimmungen und magnetische Erdmessungen führte ich gleichfalls von jetzt an zusammen mit den meteorologischen Beobachtungen durch. So war denn für Arbeit genügend gesorgt, und wir hatten die Hoffnung, daß die immerhin unangenehme, recht lange Zeit der Flußfahrt rasch verginge. Meine Frau unterstützte mich bei meinen Beobachtungen und präparierte die erlegten Jagdtrophäen.

Die Beschaffenheit des Geländes war gebirgig, im Süden traten die Ausläufer des Tapa-Gebirges bis an den Fluß heran, und im Norden die höheren und mächtigeren Rücken der Vorberge des Ts'in-ling.

Nach einigen Tagen landeten wir im Hafen der mit einer sehr wohl erhaltenen Mauer umgebenen großen Stadt Yün-yang-fu. An ihrem westlichen Ende, da, wo der Han die steilen Hänge bespült, welche die Stadtmauer krönten, ist an der hoch oben verlaufenden Mauer ein

FIG. 1. Reconstruction of the Simonides memory room.

eiſernes Schwert an Ketten angeſchmiedet. Die Chineſen bezeichnen dieſe Stelle als den Hort des Glückes, denn ſie ſagen, daß dieſes Schwert die Eigenſchaft habe, die böſen Geiſter, die von oberhalb des Fluſſes herabſchwämmen, von der Stadt abzuhalten. Vor 40 Jahren, ſo erzählt die Sage, habe nämlich ein kluger Mandarin zwei eiſerne Schwerter herſtellen laſſen, von denen das eine das eben erwähnte iſt, während er das andere am Fuße des vorhin genannten Steilhanges in den Han-Fluß, wo ſich damals ein gefährlicher Strudel befand, verſenken ließ. Von dieſem Augenblick an ſoll ſich die gefährliche Stelle im Fluſſe geglättet haben und könne ſeitdem wieder ohne Nachteil für Schiff und Beſatzung befahren werden. Jedenfalls — ſo verſichert die Überlieferung — hat man dieſen Umſtand nur der außerordentlichen Klugheit des damaligen Mandarins zu verdanken, und es iſt bezeichnend für den Chineſen, daß die Chroniken über dieſen Fall nicht wie über ein Wunder berichten.

Die nächſten Tage brachten wieder Schneefall und Kälte, die für uns trotz eines glühenden Kohlenbeckens mehr als für die abgehärteten Kulis empfindlich wurde. Am 28. mußte an einem S-förmigen Knie des Han-Fluſſes die gefährlichſte Stromſchnelle überwunden werden. Von beiden Ufern aus wurde das Boot an Seilen von vielen Kulis feſtgehalten und langſam, die Klippen und Untiefen ſorgfältig meidend, die Stromſchnellen hinaufgezogen. An derartigen Hilfeleiſtungen beteiligte ſich meiſt die geſamte männliche Einwohnerſchaft des nächſten Ortes, wofür dann auch jeder Helfende, je nach der Schwierigkeit der Schnelle, bis zu 35 Käſch erhielt.

Unſichtbare Riffe, Stromſchnellen und Strudel bilden die Hauptſchwierigkeit der Flußſchiffahrt; dieſe ſind oft ſo ſtark und liegen ſo dicht beieinander, daß durch eine einzige unrichtige Bewegung des Steuerruders oder durch vorzeitiges Anziehen des Seiles ein Kentern oder Verſinken des Bootes bewirkt werden kann. Es iſt vielleicht ein gewagtes Bild, den Han an einigen Stellen auf ſeinem Mittellauf mit oberitalieniſchen Seen, z. B. dem Lago maggiore, zu vergleichen, aber ein Blick auf die Karte läßt dies gerechtfertigt erſcheinen, denn der Han-Fluß

zeigt uns dort ſo ſtarke Knickungen in ſeinem Laufe, daß die einzelnen geraden Strecken ſich wie ein abgeſchloſſener, ſteil umrandeter Gebirgsſee ohne Zu- und Abfluß ausnehmen.

Immer ſchärfere, breitere Riffe treten von jetzt an am Fluſſe auf, dann gelangen wir endlich wieder in ruhigeres Fahrwaſſer. Unſere letzten Schnellen hatten eine Sprunghöhe von faſt 1 m und waren ſo ſtark, daß es ausgeſchloſſen ſchien, ein Boot über dieſe kleinen Waſſerfälle heil hinauf zu bringen. Außer einigen eingedrückten Schiffsplanken und einem Bruch des Steuerruders, der glücklicherweiſe ausbeſſerungsfähig war, hatten wir aber keine ſchweren Schiffsſchäden zu beklagen. Flußabwärts freilich ſind die Wirkungen ſchon bedeutend empfindlicher, denn die Boote fahren mit einer ſolchen Gewalt durch die Schnellen, daß beim Aufrennen auf ein Riff oder beim Anprall an eine in den Fluß hereintretende Felswand das Boot wie Spreu auseinanderfällt. Auch kommt es vor, daß Boote, die von der richtigen Fahrlinie nur um einen halben Meter abweichen, durch den Rückſtrom auf das Ufer geworfen werden und dort zerſchellen. Mehrere derartige Wracks, meiſt in der Nähe von Stromſchnellen, rufen den vorüberfahrenden Booten ein ſtändiges memento mori zu.

Mit einem gewiſſen Neidgefühl betrachteten wir ſtets die an uns raſch vorbeiſauſenden, flußabwärts gehenden Boote, die nur einen Bruchteil der Zeit bedurften, um die Strecke zurückzulegen, die wir jetzt von Han-k'ou ab bisher durchfahren hatten. Die flußabwärts fahrenden Schiffe haben im allgemeinen ein anderes Ausſehen; ſie beſitzen keinen Maſt,*) die Seile ſind eingezogen, und die Beſatzung beſteht höchſtens aus zwei Mann. Die Fahrzeuge ſind voll beladen und die Waren mit einem runden Strohſack tonnenartig überdeckt. Mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und Ruhe führt der Steuermann das Boot durch das

*) Dieſer wird von den Schiffern nach Beendigung der Reiſe hinaufwärts verkauft. Ein neuer wird erſt wieder in Han-kou oder an den Orten flußabwärts angeſchafft vor Beginn einer neuen Reiſe flußaufwärts.

Klippengewirr. Es ist ganz erstaunlich, daß nicht mehr Boote beim Passieren der Schnellen scheitern.*)

Am 31. Januar — also genau nach einmonatiger Fahrt — kamen wir in Yang-lü-scha, einem kleinen Orte am linken Han-Ufer, an. Da sich Wang Lau-wan, unser Kapitän, in jammervollem Zustande befand, mußte der Arzt von Yang-lü-scha zur Konsultation geholt werden. Dieser, ein dicker, alter Chinese mit großen, durchsichtigen Ohren, mit einer großen Brille, dem Zeichen der Gelehrsamkeit, bewaffnet, und in Begleitung zweier Adjutanten, bestieg denn auch alsbald unser Boot und begab sich zum schwerkranken Kapitän. Jammernd und bleich klagte ihm dieser sein Leid und immer wieder flehte er den Doktor an, ihm doch zu sagen, ob er wirklich sterben müsse. Der Medizinmann nahm den Kranken bei der Hand und horchte am Puls; da nicht alles in Ordnung zu sein schien, verschrieb er ihm volle sechzehn Medizinen, die der Kranke innerhalb der nächsten 24 Stunden genießen sollte. Wie denn auch nicht anders zu erwarten war, wurde der Kapitän schnell wieder gesund, und so konnten wir am nächsten Tage schon wieder weiterfahren. Die ganze Krankheit bestand nämlich in Wirklichkeit nur in einem kräftigen Opiumrausch.**)

Am Tage darauf landeten wir in Pai-ho, einer reizend gelegenen Stadt am rechten Ufer des Han an der Einmündung eines gleichnamigen Flüßchens. Pai-ho ist an den ansteigenden, 300 m emporragenden Höhen erbaut und macht einen recht wohlhabenden und reizvollen Eindruck.

*) Beim Passieren scharfer Kurven benutzen die Boote, um schärfere Ecken ausfahren zu können, das Steuer als Ruder. Da das richtige Einsetzen von genau abgemessenen Hilfen durch die Bootsbesatzung jahrelange Übung erfordert und die Zunft der Bootsleute von Geschlecht zu Geschlecht fortbesteht, so hat sich der Han-Fluß mit seinen natürlichen Schwierigkeiten auf seinem Ober- und Mittellaufe ein Geschlecht herangezogen, das wetterfest und hart ist und der Gefahr zu trotzen versteht. Wie überall in der Welt, wo der Mensch mit der wilden Natur von klein auf im Kampfe liegt, so treffen wir auch entlang dem Han-Fluß von Lau-ho-k'ou ab einen Schlag Menschen an, der uns sympathisch sein muß und der eigentlich — der Auszeichnung halber — gar nicht „chinesisch" genannt werden sollte.

**) In Hing-an-fu kam allerdings Typhus zum Durchbruch.

Die Verwaltung besorgt ein netter, junger Mandarin, der wegen irgend eines Vergehens von Peking, wo er noch bis vor kurzem eine Stellung innehatte, aus Strafe in die Garnison Pai-ho versetzt wurde. Er erzählte uns, sein Bruder wäre chinesischer Gesandter in Berlin und zur Bekräftigung zeigte er uns auch das Bildnis des deutschen Kaisers, eine ganz gute Photographie, die sein Bruder aus Berlin gesandt hatte. Zu wiederholten Malen suchte er uns zu bestimmen, nach unserer Rückkehr in Peking ein gutes Wort für ihn einzulegen, und vor der Abfahrt hatte er noch meinen ersten Dolmetsch zu sich bestellt, dem er in allen Tonarten ans Herz legte, seinen Namen den Europäern stets im Gedächtnis wach zu halten. Falls sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte, versprach er dem überglücklichen Li auch eine große Belohnung.

Für das ausbesserungsbedürftige Schiff und die hart mitgenommenen Bootskulis tat ein Rasttag in Pai-ho gut. Den ganzen Tag über mußte ich mich der übergroßen Liebenswürdigkeit des Mandarinen erwehren, der mir seine ganze Garnison zum Schutze mit auf den Weg geben wollte. Obwohl ich ihm versichert hatte, daß ich grundsätzlich keine Soldaten als Begleitung mehr annehme, und daß ich trotzdem mir zugeteilte Soldaten morgen früh an ihn zurückschicken würde, traf vor der Abfahrt am nächsten Morgen eine Unmenge sogenannter „Soldaten" ein: Aussätzige, Krüppel, Kinder, und nur wenige halbwegs gut gewachsene Menschen; sämtlich waren sie mit dem typischen roten Soldatenrock maskiert und trugen das chinesische Käppi, und alle waren mit dem Abzeichen ihrer soldatischen Würde, einem alten Schwert, das sie mit einem Schirm zusammengebunden trugen, bewaffnet. Ich dankte der Ehrenseskorte für ihr Erscheinen, bat sie, in Pai-ho zu verbleiben und ließ abfahren, doch mit dem komischen Erfolg, daß die ganze Gesellschaft am Ufer auf dem schmalen Treidelweg, der an den steilen Hängen entlang führte, im Gänsemarsch uns das Geleit gab. Eine derartige vielköpfige Begleitung stellt einen großen Luxus dar, denn in China ist es Sitte, daß der reisende „große Mandarin" seiner Ehrenseskorte pro Mann zum mindestens 200 Käsch als tägliches Trinkgeld auszahlen läßt. Wenn wir

ſpät abends zur Nachtruhe anlegten und froh waren, dem ſchmutzigen Soldatenvolk glücklich entronnen zu ſein, mußten wir zu unſerem Bedauern erkennen, daß die Leute, die wir vor Abfahrt fortkomplimentiert hatten, ſchon längſt in der Nähe des Bootes auf uns warteten, um uns nach Anlegen des Schiffes unter großen Ehrfurchtsbezeugungen und unter vielen Kotauen zu begrüßen und ſich ganz gehorſamſt zur Stelle zu melden. Dieſen prächtigen Schutzleuten, die man den ganzen Tag über natürlich nie zu Geſicht bekommen hatte und die man im Falle wirklicher Not auch nicht hätte herbeirufen können, teils, weil man nicht wußte, wo ſie waren, teils, weil ſie zu keinem Dienſte brauchbar geweſen wären, mußte man jetzt, um nicht an Anſehen ſtark zu verlieren, ein Trinkgeld geben. So bildete dieſe Schutzbedeckung denn eine Art Erpreſſung ſchlimmſter Art. Rechnet man zudem noch die hohen Trinkgelder, die der Kommandant des uns begleitenden Kanonenbootes jeweils erhielt(zwiſchen 1000 und 3000 Käſch), ſo bekam man unter Zurechnung der für zwei chineſiſche Soldaten, die ſich ſtändig auf dem Hausboot ſelbſt aufhielten und die wegen ihrer Unzertrennlichkeit kurzweg die „Inſeparables“ hießen, eine ganz hübſche Summe als tägliche Repräſentationsausgaben. Man tut derlei aber trotz allen Unwillens, weil man weiß, daß der Mandarin, von dem die Soldaten für die Zeit des Schutzes abkommandiert ſind, die Löhnung für die Schutzbedeckung währenddeſſen in ſeine eigenen Taſchen fließen läßt, die Leute alſo, wenn ſie nicht verhungern wollten, ausſchließlich auf ein Trinkgeld angewieſen ſind.

An manchen Orten iſt eine Art Signaldienſt eingerichtet, um die Ortsbewohner herbeizurufen, wenn ein größeres Schiff an der nahen Stromſchnelle angelangt iſt, über die es an Seilen hinaufgezogen werden ſoll. Es iſt wirklich ein Glück zu nennen, daß unſer Boot alle böſen Stellen im Fluſſe unbeſchädigt überwand, was umſoweniger zu erhoffen war, als es neben dem Expeditionsgut noch mit vielen Zentnern Schmuggelware vollgeſtopft war. Der Tiefgang war hierdurch um viele Zentimeter größer, als er hätte ſein ſollen, und die Chineſen nahmen

ſich lieber die Mühe, das tiefer laufende Schiff mit außerordentlichen Mühen über die Untiefen zu ſchleppen, als daß ſie ſich die günſtige Gelegenheit hätten entgehen laſſen, die Zollfreiheit, die meinem Boote zugeſichert war, mit auszunutzen.

Am 6. Februar waren wir nach Paſſieren einer Schnelle mit über ½ m Sprunghöhe in beſſeres Fahrwaſſer gelangt und konnten dann an zwei Tagen trotz der ſchluchtartigen Talbeſchaffenheit die Segel benutzen. Der Talkeſſel wurde allmählich breiter, und am 11. Februar erreichten wir nach faſt anderthalb Monaten das Endziel unſerer Flußfahrt, Hing-an-fu, eine große Stadt mit einer mächtigen Mauer auf dem rechten Han-Ufer. Eine elftägige Raſt tat uns allen wohl, umſomehr, als wir ſeit langem wieder einmal gute Koſt bekamen und in Mr. und Mrs. Burges von der China-Inland-Miſſion Leute trafen, die auch über etwas anderes ſprechen konnten als über Kulis, Stromſchnellen und weiße Teufel. Dieſen beiden liebenswürdigen Leuten, Auſtraliern, verdanke ich auch in erſter Reihe die raſche Erledigung der Vorbereitungen für den Marſch über den Tſ'in-ling.

Vor allem waren Gepäckträger anzuwerben. Da dieſe Kulis aus der Gegend von Hing-an-fu Laſten bis zu 100 Kätti*) auch auf längere Zeit zu tragen und dabei täglich bis 80 km zurückzulegen vermögen, ſo eigneten ſie ſich in hervorragendem Maße für meine Zwecke, wollte ich doch ohne Zeitverluſt den Tſ'in-ling überſchreiten und mich nur auf eine Aufnahme meines Weges beſchränken, ohne weitere ausgedehnte Unterſuchungen abſeits vom Wege auszuführen. Ich warb alſo 15 Gepäckträger und vereinbarte mit ihnen einen täglichen Lohn von 4800 Käſch (16 Mark);**) ein Drittel des geſamten Lohnbetrages ſollte in Hing-an-

*) 100 Kätti = 120 Pfund. Kätti (von den Engländern catty geſchrieben) iſt malaiiſch und entſpricht den chineſiſchen Kin.

**) Die kräftigeren Kulis erhielten pro Tag 300 Käſch. Sie hatten dann Laſten von 1 bis 1,7 Zentnern zu tragen. Dieſe Tagelöhne verſtehen ſich auf einen Marſch von Hing-an-fu nach Si-an-fu. In umgekehrter Richtung ſind die Transportkoſten höher. Für ein Pferd beträgt der Tagesmietpreis 500 Käſch, für ein Maultier 600 Käſch.

fu sofort ausbezahlt werden und zwei Drittel erst am Ziele Si-an-fu. Für die sieben zu Reitzwecken und zum Tragen von Munition und anderem Gepäck, das rasch bei der Hand sein mußte, gemieteten Pferde und Maultiere waren 4900 Käsch (16,30 Mark) pro Tag vereinbart. Im Vergleich mit den europäischen Löhnen sind die Forderungen der Chinesen außerordentlich gering, selbst wenn man noch das Trinkgeld hinzurechnet, das ja eigentlich in China eine so übliche Zugabe bildet, daß es bei der Festsetzung des Lohnes mitunter als ein dazu gehöriger Bestandteil mitberücksichtigt wird.

Noch kurz vor dem chinesischen Neujahr erkrankte meine Frau an Brechdurchfall, der aber glücklicherweise nicht lange anhielt. Durch die schlechte Kost auf dem Hausboot, die meist aus gesottenen Hühnern, Reis und Büchsenfleisch bestand, waren unsere Magen etwas angegriffen. Immerhin mußten wir dankbar für das Training sein, das uns diese schlechte Kost gleich im Anfang der Reise bot, denn im Tsʼin-ling wurde die Nahrung noch schlechter. Und der Magen spielt auf Reisen immer eine große Rolle! Leider hatte sich der unsere später, als wir nach langer Zeit nach Europa zurückgekehrt waren, bereits so der schlechten Nahrung von China und Tibet angepaßt, daß er die Kulturgerichte nicht mehr gut vertragen konnte.

Hing-an-fu bietet weder hervorragende Bauten noch außergewöhnliche, interessante Denkmäler. Es breitet sich inmitten einer gut erhaltenen Stadtmauer in hübscher Umgebung mit reicher Fauna und Flora inmitten großer Opiumfelder aus. Auffallend ist der ausgeprägte Fremdenhaß, den ich aus verschiedenen groben Beleidigungen und Gesten der Chinesen uns gegenüber erkannte. Auch das Benehmen der Mandarine und insbesondere der Bevölkerung gelegentlich unserer Einkäufe und im zeremoniellen Verkehr war lange nicht so höflich, wie z. B. in Lau-ho-kʼou oder in Si-an-fu. Folgender Vorfall dürfte die Verhältnisse kennzeichnen.

Am 14. Februar ging unser Pekingboy Hau in die Stadt, um Eßwaren einzukaufen. Da es bekannt war, daß Hau in europäischen

Dienſten ſtand, wurde er von Chineſen angefallen und übel zugerichtet. Sein Korb mit Vorräten, Schweinefleiſch, Orangen, Gemüſe und Geld wurde ihm entriſſen, glücklicherweiſe gelang es ihm aber, einen der Räuber am Zopfe feſtzuhalten. In großer Erregung ſchleppte Hau den Miſſetäter zu uns aufs Schiff, das auch während unſeres Aufenthaltes in Hing-an-fu unſere Wohnung bildete. Nachdem Hau den Dieb ordentlich verprügelt hatte, ließ er ihn durch unſere „Inſeparables" zum Mandarin ſchleppen, mit dem Erfolg, daß die Soldaten ihn nach einer Stunde als einen ſtöhnenden, wie leblos ausſehenden Menſchen wieder herbeiſchleiften und ihn vor dem Hausboot ans Ufer warfen. Der Mandarin hatte ihm 300 Schläge auf die Rückſeite verabfolgen laſſen. Auch der Vater des Miſſetäters war inzwiſchen herbeigeſchafft worden, und dieſer arme, alte Mann machte in ſeiner Todesangſt vor Hau und den Soldaten eine Unzahl Kotaus, um Verzeihung für ſeinen Sohn zu bitten. Auch der zerriſſene Rock Haus war bereits geflickt wieder zur Stelle, desgleichen der geraubte Korb mit ſeinem vollſtändigen Inhalt. Da der Räuber noch 500 Stockhiebe erhalten ſollte, ſo ſchickte ich zum Mandarin, um ihn erſuchen zu laſſen, hiervon Abſtand zu nehmen, der Mann wäre ja jetzt ſchon genug geſtraft und allem Anſchein nach ſchon zum Krüppel geſchlagen. Chineſiſche Juſtiz. In Lan-tſchóu und Si-an-fu kann man ähnliche grauenerregende körperliche Züchtigungen mit anſehen, worüber durch andere Reiſende ſchon ausführliche Berichte vorliegen.

Gelegentlich der Aburteilung unſeres halbtot geprügelten Räubers erfuhr ich von unſeren Bootkulis, denen der Mut erſt jetzt gewachſen war, daß gleich am erſten Tage nach unſerer Ankunft in Hing-an-fu einer unſerer Kulis, der in ſeine Heimat nach Kin-tſchóu entlaſſen worden war, in Hing-an-fu nicht weit vom Hausboot überfallen und ſeiner ganzen Habe beraubt worden war. 6000 Käſch, die ſich der arme chineſiſche Schiffer durch uns im Schweiße ſeines Angeſichts verdient hatte, waren ihm geſtohlen worden. Nur 400 Käſch konnte er retten, und in ſeiner Angſt vor Rache, falls er dieſen Vorfall beim Yamen anzeigen

Rom. Mit Pferden im Schlachtfeld.

Digitized by Google

würde, trat er traurig und niedergeſchlagen ſeinen weiten Heimmarſch an. Hätte ich früher von dem Vorfall erfahren, ſo wäre leicht zu helfen geweſen, denn der Hien (Magiſtrat) von Hing-an-fu hätte die Verpflichtung gehabt, dem aus einem anderen Diſtrikt ſtammenden Beraubten den Schaden zu erſetzen. Für einen Chineſen — ſo dürfen dieſe Beiſpiele zeigen — iſt es gefährlich, im Dienſte von reiſenden Europäern zu ſtehen, denn als Diener eines ſolchen wird er von der großen Maſſe als Verräter an der eigenen Nation betrachtet und auch behandelt.

Der 16. Februar, der Neujahrstag, wurde von den Chineſen als einer der wenigen Feiertage des ganzen Jahres gefeiert. Unſere Diener und chineſiſchen Freunde kamen, uns ihre Neujahrswünſche zu übermitteln, wofür jeder als Dank für die Liebenswürdigkeit ein Geſchenk von 200 Käſch erhielt. Als uns wohl infolge der 200 Käſch zu viele Chineſen ihre Freundſchaft ſchenken wollten, ließen wir uns krank melden.

Am Vorabend unſerer Abreiſe wurde eine große Kiſte mit zoologiſchen Sammlungen nach Berlin an das Muſeum für Naturkunde geſchickt; die Kiſte erreichte tatſächlich ihr Ziel, was wir kaum zu hoffen gewagt hatten. Wir befürchteten nämlich, die mißtrauiſchen Chineſen würden ſie unterwegs öffnen und den Inhalt durchſtöbern. Da dieſer wieder in eine Blechkiſte verlötet war, hätte ihn ein vorzeitiges Öffnen vollſtändig verdorben.

Auf den 22. Februar war der Aufbruch der Karawane nach dem Tſ'in-ling-Gebirge feſtgeſetzt. Ärger und Enttäuſchung gab es ſchon am frühen Morgen im Überfluß. Nach langem Handeln und Reden hatten ſich endlich die Gepäckkulis in Marſch geſetzt. Da ſie begreiflicherweiſe nur langſamer vom Fleck kommen konnten als wir, die wir auf Maultieren ritten, hatte ich ſie ſchon am Morgen vorausgeſandt und unſeren Aufbruch auf Nachmittag 3 Uhr feſtgeſetzt. Nach Tiſch fuhren wir zum letztenmal auf einem kleinen Boote über den Han und ließen uns flußabwärts bis über die letzte Schnelle hinabtreiben, bis zu der Stelle, wo uns die ſieben Pferde und Maultiere erwarten ſollten, die wir im Yamen des Mandarins ausgewählt hatten. Statt der guten Pferde, für die

ich bereits die Miete im voraus beim Mandarin hinterlegt hatte, fanden wir dort unansehnliche, schwächliche Tiere, die höchstens Lasten von drei viertel Zentner hätten tragen können. Beim Abnehmen der Sättel zeigten sich außerdem noch faustgroße eitrige Wunden, und bei zwei Tieren waren die schweren Holzbocksättel mit den großen Wundflächen förmlich verwachsen, weshalb auch die also Gequälten bei Berührung vor Schmerz jämmerlich schrien. Daß hier wiederum ein Betrug der Yamenleute des Mandarins vorlag, war kein Zweifel. Da es bis zum vereinbarten ersten Nachtlager, wohin auch unsere Gepäckträger vorausgesandt waren, immerhin noch 25 Li waren und der Weg ansteigend und bei Nacht nicht leicht zu finden war, mußten umgehend aus Hing-an-fu andere Pferde und Maultiere herbeigeschafft werden. Mr. Burges, der uns hierher geleitet hatte, war gleich uns über die Tierquälerei und die Frechheit der Chinesen so in Zorn geraten, daß er sich erbot, sofort persönlich zum Mandarin zu gehen, um ihn zum schleunigsten Herbeischaffen neuer Tiere zu veranlassen. Drei kamen auch tatsächlich nach einigen Stunden an; um nicht zu tief in die Nacht zu kommen, warteten wir den Rest nicht mehr ab, sondern ritten unserem Nachtquartier zu. Erst spät nach Mitternacht trafen die fehlenden vier dort ein. Der Tausch war kein glänzender, denn auch diesmal wurden andere Tiere herbeigeschafft als die von mir im Yamen ausgesuchten, und es lag klar auf der Hand, daß die Untergebenen des Mandarins den im voraus im Yamen hinterlegten hohen Mietpreis unterschlugen und mir um einen Spottpreis dafür ganz schlechte Tiere besorgt hatten.

Von den neuen Pferden und Maultieren hatte dafür jedes eine andere Unart: das eine biß, das zweite schlug, das dritte wälzte sich, sobald man es besteigen wollte. Bei den gefährlichen schmalen Wegen war das keine angenehme Zugabe, und für meine Frau war der Ritt vorläufig noch eine ständige Gefahr. Um uns milde zu stimmen, hatte uns der Mandarin eine vier Mann starke Soldatenbedeckung nachgesandt, ein Lumpengesindel, wie wir es bisher noch nicht gehabt hatten. Zum Unterschied von den früheren waren diese Krieger noch schlechter angezogen und benahmen sich außerdem noch frecher.

Mit Nachtquartieren sah es auch schlimm aus, meist waren es Hütten mit ein bis zwei niederen Räumen, die Stall, Vorratskammer und Heuschuppen zugleich vorstellten und von Schmutz starrten. Die Bewohner waren, je weiter wir in das Gebirge eindrangen, um so rauher und ärmer; vielfach stellten sie einen wirklichen Räubertyp vor. Die Soldaten behaupteten auch, daß sämtliche Bewohner des Tsʼin-ling dem Räubergewerbe oblägen. Auch der Hien von Hing-an-fu hatte uns unter einem ähnlichen Hinweis noch vor Abmarsch dringend gewarnt, den Tsʼin-ling zu bereisen; wahrscheinlich wollte er aber hierdurch nur die Verantwortung von sich auf den Mandarin von Han-tschung wälzen, in dessen Bezirk wir bei weiterer Benutzung der Wasserstraße des Han alsbald gelangt wären. Daß uns Europäer andere Gesichtspunkte und ernstes, wissenschaftliches Streben für die Wahl der Tsʼin-ling-Route bestimmten, konnte der Chinese nicht verstehen.

Gleich in den ersten Tagen, in denen wir in Schluchten und engen Tälern anstiegen, stürzte ein Packpferd mit einer Kiste photographischer Platten ungefähr 20 Fuß tief auf eine Granitplatte ab. Das Tier war sofort tot, die Kisten zerbrochen, doch die Platten dank der guten Verpackung durch die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation in Berlin fast sämtlich unversehrt. Trotz mancherlei Fährnisse aller Art ging der Marsch flott vorwärts, umsomehr, als die Witterungsverhältnisse günstig waren. Obwohl wir erst Februar schrieben, war ringsum Frühlingsstimmung. Noch befanden wir uns ja auf dem Südhang des Tsʼinling. Immergrüne Lauben füllten die Tälchen aus, zwischen mächtigen Felsen gediehen Stechpalmen, kleine Sträucher mit roten Beeren und Huflattich und eine mannigfaltige Hochgebirgsflora.

Die Tragtiere wurden durch die schlechten, steinigen Wege hart mitgenommen. Daß sie überhaupt aushielten, ist nur dem Umstand zu danken, daß wir für die Tiere Erbsen*) und Kleie kaufen konnten und dieses Futter außerdem in größeren Mengen mitgeführt hatten.

Am 25. überschritten wir auf einem leichten Paß auf vielen Serpentinen einen mächtigen, runden Rücken. Auf der Paßhöhe steht eine

*) Vom letzten Sommer herrührend.

Steintafel, die besagt, daß hier früher nur ein ganz schlechter Weg herüberführte, und daß seit sechs Jahren durch die Opferwilligkeit des Priesters Sün-wang-ku-li dieser neue Weg gebaut worden sei. Von hier aus gelangten wir bald in ein enges, steiniges, kleines Tal, in dem wir in außerordentlicher Menge die farbenprächtigen Elstern mit den langen, violett-weißen Schwanzfedern antrafen. In so großer Anzahl wie hier sahen wir sie nur noch einmal am Südhang des eigentlichen Hauptpasses.

Von jetzt an wurden die Soldaten dazu benutzt, Quartier zu machen; die Unterkunft gestaltete sich deshalb leidlich. Dafür trat aber ein anderer Mißstand ein: die gesamte Einwohnerschaft der Gebirgsdörfer, wo wir zu nächtigen gedachten, erwartete uns jedesmal am Dorfeingang (siehe Bild 4). Da bislang noch kein Europäer diese Orte betreten hatte, so war unser Erscheinen ein wichtiges Ereignis, wohl aber auch eine Enttäuschung für die Tsʼin-ling-Bewohner; denn einige gaben ihrem Unwillen unserem Diener gegenüber Ausdruck, indem sie versicherten, sie hätten sich die Europäer viel bösartiger und häßlicher gedacht. In der Tat, der weiße Teufel (chinesisch Yang-kui-tzï) wird in China so furchtbar und bösartig dargestellt, daß man es verstehen kann, wenn diese Leute auf das Ärgste gefaßt waren. Unseren deutschen Kriegern ging es 1870/71 in Frankreich auch ähnlich; beim Einrücken ins Quartier flüchteten die Franzosen, Männlein und Weiblein, vor den Barbaren, und doch — so erzählt man sich — soll oft der Abschied vom Quartier später beiden Teilen nicht leicht geworden sein. Von einigen gegen uns gerichteten Steinwürfen und Schmähungen abgesehen, benahmen sich die Chinesen im Tsʼin-ling verhältnismäßig anständig. Die größte Sehenswürdigkeit bildete natürlich meine Frau, die im Herrensitz ritt und nicht, wie es beim Transport chinesischer Frauen üblich ist, in einer Sänfte eingesperrt ward (siehe Bild 5). Daß die „Tʼai-tʼai" mit mir offen ritt, fanden die Chinesen ungehörig, daß ich sie anständig behandelte und nicht prügelte, ebenfalls. Nach Ansicht der Chinesen haben es die Frauen in Europa viel zu gut. Jedenfalls wäre die Frauenemanzipation in China nötiger als bei uns im guten Europa.

Und neugierig ſind die chineſiſchen Damen! Bei jeder Mittagsraſt und beſonders abends war unſer Quartier ſtets dicht von ihnen eingeſchloſſen. Durch jede Ritze, vom Dach aus und aus den Nachbarhäuſern wurden alle unſere Bewegungen mit Aufmerkſamkeit verfolgt. Uns war es gleichgültig. Warum ſollten wir auch den armen Chineſinnen dieſe Freude nicht gönnen? Alles, Eſſen, Waſchen, Umkleiden, Schlafengehen, Baden war für ſie von Intereſſe. Unſer Diener Tſchang, der Hausbootkuli, den ich als Träger für mein Barometer angeworben und den ich wegen ſeiner Treue trotz ſeiner rückſichtsloſen Art gern hatte, war aber anderer Anſicht. Wenn ich es ihm auch noch ſo oft verwehrte, immer wieder ſtürzte er ſich wie ein biſſiger Köter auf die Neugierigen, um ſie durch Hiebe und Schimpfworte zu vertreiben. Als letztes, wirkſamſtes Mittel ſpuckte er den Leuten ins Geſicht, die Chineſen fanden dies aber ſehr witzig. Sie mußten wenigſtens über dieſen „guten Witz" ſehr lachen und machten nun auch höflich Platz. Mit allen, ſelbſt viel ſtärkeren Leuten wie er, begann er bei ſolchen Gelegenheiten Händel, und man merkte ihm an, daß er ſich in ſeiner Stellung als Schutzmann der Expedition ſehr wichtig vorkam. Tſchang begleitete mich von Han-k'ou auf der ganzen Expedition in China und in Tibet; er teilte alle Leiden und Entbehrungen, allerdings unausgeſetzt ſchimpfend und fluchend. Der Hilfe Tſchangs und insbeſondere ſeinen Warnungen verdanke ich, daß ich rechtzeitig in manch übler Lage gewarnt wurde. Es war mir eine aufrichtige Genugtuung, daß ich auf meiner Heimreiſe Tſchang wieder in Lau-ho-k'ou, ſeinem Heimatsorte, abliefern konnte, und es war mir eine wirkliche Freude, daß ich dort Gelegenheit fand, auch ſeinen Lieblingswunſch zu erfüllen, ihm nämlich für den Kauf einer Frau und eines eigenen Hausbootes das erforderliche Geld zu geben. Den Einkauf der Frau habe ich leider nicht mehr abwarten können, doch Tſchang hat ſtets einen ganz guten Geſchmack gehabt; ich kann mich daher in dieſem Punkt ſchon auf ihn verlaſſen; außerdem beſteht keine Gefahr, daß er etwas Minderwertiges eingekauft hat, denn um 50 Mark bekommt man in Lau-ho-k'ou ſchon etwas ganz Gediegenes.

Am 27. Februar ſtießen wir auf einen anſehnlichen Fluß, dem wir bis zu ſeiner Quelle aufwärts folgten. Meiſt iſt der Weg beſchwerlich, er führt am felſigen Ufer entlang oder kreuzt, die Windungen abſchneidend, den Fluß unzählige Male; oft auch zieht er ſich entlang an abſchüſſigen Felshängen, zuweilen in ſtarker Steigung. Dann wieder ſchlängelt er ſich durch dichtes Gebüſch der Zwergbambuswälder, dann wieder bringt er uns zu kleinen Waſſer- und Handmühlen, auf denen der Bambus gemahlen wird. In dieſer Form wandert er nach Hing-an-fu und den Han hinab, an die Küſte, wo er zur Papierfabrikation verwendet wird. Abends entlud ſich ein mächtiges Gewitter mit Regen über uns und machte die Wege ſchwer gangbar. Immerhin kühlte der Regen die heiße Luft, die wir in den letzten Tagen hatten, einigermaßen ab.

Die Ortſchaften bekamen, je tiefer wir in den Tſ'in-ling eindrangen, immer mehr Hochgebirgscharakter; die Dächer der Häuſer ſind, ähnlich unſeren Almhütten, mit großen Steinen beſchwert. Typiſch werden jetzt die großen, roten Hauskatzen und mächtige, wolfsähnliche Hunde, die ſpäter durch andere, den Bernhardinerhunden ähnliche, abgelöſt werden.

Am 2. März zogen wir in Tſchön-an ein. Ein prächtig vorbereitetes Quartier wartete unſer, außerdem ein gutes Diner und reiche Geſchenke an Enten, Hühnern, Mehl, Eiern, einer Ziege und einem großen Bund chineſiſcher roter Kerzen. Kurz nachdem wir im Kungkwan*) angelangt waren, ertönten Böllerſchüſſe, und die drei höchſten Mandarine des Ortes machten uns perſönlich ihre Aufwartung. Der Verkehr mit ihnen war angenehm, alle drei waren intelligente, ſympathiſche Menſchen, einer von ihnen war ſchon früher mit Europäern in Verkehr getreten, und Seine Hoheit hatte ſich auch in liebenswürdigſter Weiſe herabgelaſſen, entgegen der chineſiſchen Sitte, meiner Frau die Hand

*) Kungkwan iſt ein öffentliches Gebäude, ein Hotel, das aus mehreren Wohnräumen und Höfen beſteht und im allgemeinen mit einem Yamen, dem Wohnſitze der Mandarine, Ähnlichkeit hat. Der Kungkwan unterſteht dem Mandarin des jeweiligen Ortes. Nur hohe Gäſte, Leute mit beſonders guten Päſſen oder durchreiſende Mandarine dürfen im Kungkwan mit Erlaubnis des Ortsmandarins Wohnung nehmen.

zu geben und mit ihr zu ſprechen. Im Hauſe des Hien verbrachten wir den Nachmittag, und da er eine recht nette Frau hatte, ließ auch ich mich herab, mit der Herrin des Hauſes zu plaudern.

Mit der Anſicht der Chineſen, daß die Frau ein minderwertiges Geſchöpf ſei, hat ſich eine Europäerin, die China bereiſen will, abzufinden. Doch dürfte dies ſicher nicht das ſchwerſte Opfer bilden, das eine Europäerin bringt, denn die Anſtrengungen und die Entbehrungen, die eine in China reiſende Frau auszuhalten hat, liegen auf ganz anderem Gebiete.

Sehr angenehm empfanden wir es, daß uns in Tſchön-án Gelegenheit geboten war, unſere halbtoten Tiere umzutauſchen. Mit neuen, kräftigen Tieren ging es in den nächſten Tagen raſch vorwärts. In der größeren Ortſchaft Yin-p'an verſahen wir uns mit Proviant bis Si-an-fu und ſetzten dann den Aufſtieg zum Hauptpaß fort. Die Bambusmühlen werden immer häufiger, die Bambuswälder ſtehen hier am dichteſten.

Am 7. März beginnt das Tal ſtark anzuſteigen. Auf beiden Seiten bekleidet Koniferenwald die felſigen Hänge und Halden. Entlang einem kleinen, eiſenhaltigen Bach ſtreben wir mühſam aufwärts. Langſam und keuchend klimmen die Tiere den felſigen Weg empor. Als wir mittags in einem kleinen Dorf Raſt machen wollen, hören wir plötzlich gellendes Geſchrei in nächſter Nähe. Am Bach wälzte ſich eine Chineſin mit aufgelöſten Haaren und zerfetzten Kleidern, in den Armen ein totes Kind. Unaufhörlich ſtieß ſie in wahnſinniger Angſt das Wort Mau-tzï (Leopard oder Wildkatze) hervor. Nachdem ſie ſich etwas beruhigt hatte oder vielleicht, weil ſie plötzlich uns fremde Menſchen vor ſich ſtehen ſah, wurde ſie ruhiger. Wir brachten denn auch allmählich aus ihr heraus, daß zwei Leoparden, ein ſchwarzer und ein weißer, ihr am Bach ſpielendes Kind und ſie ſelbſt überfallen hätten; das Kind ſei hierbei in den Bach geglitten und ertrunken, während das eine Tier ſich gegen ſie geſtellt hätte. Durch unſer Herannahen ſeien die Beſtien verſcheucht worden. Wir ſuchten ſofort die felſige Umgebung ab, doch bei dem unüberſichtlichen Gelände

gelang es uns nicht, den Tieren auf die Spur zu kommen. So stiegen uns denn Bedenken auf, ob wir es hier nicht vielleicht mit einem hysterischen Weib zu tun hatten. Immerhin ist die Möglichkeit vorhanden, daß Leoparden das Kind überfielen, denn der Tiger und Leopard spielen tatsächlich am Südhang des Tſ'in-ling eine gefürchtete Rolle. Freilich, der namenlos feige Chineſe mit ſeiner weiten Phantaſie kann in ſeiner Angſt auch eine Katze für einen Tiger anſehen.

Dr. Tafel nahm das Kind an ſich, erfreut, endlich einmal Gelegenheit gefunden zu haben, ſeine mediziniſchen Kenntniſſe zu verwerten, und machte an ihm im nächſten Hauſe trotz des Sträubens der Mutter Wiederbelebungsverſuche, doch vergebens!

Während er das Kleine knetete und bearbeitete, bereitete unſer Koch dicht nebenan unſer Mittagsmahl, die ewige Nudelſuppe und geſottene Hühner. Da uns vor dem Bachwaſſer, in dem kurz vorher das Kind ertrunken war, grauſte, und der Koch wieder einmal, trotz unſeres ausdrücklichen Verbots, das ganze Huhn ſamt Federn und Gedärmen, ohne es auszunehmen abgekocht hatte, kürzten wir die Mittagsraſt ab; wir hatten Ausſicht, noch an dieſem Tage den Hauptpaß des Tſ'in-ling zu erreichen. Nach den Ausſagen der Chineſen ſollte dort oben ein Tempel ſein, ſo daß alſo die Möglichkeit beſtand, auf dem Paß nötigenfalls zu übernachten. Nach einigen Stunden hörte das enge, wilde Tälchen auf, wir waren am Fuße des maſſiven Querriegels des Tſ'in-ling-Kammes angelangt, den wir in Serpentinen erklommen. Das klare Wetter geſtattete vom Paſſe aus nahe dem Tempel eine herrliche Ausſicht nach Süden. Der ganze Aufſtieg war zu verfolgen und Kuliſſe an Kuliſſe reihte ſich in unendlicher Zahl hintereinander nach Süden zu, und in der leicht gewellten Bodenbeſchaffenheit und feinen Rippung glich dieſes unruhige Gelände einem vom Wind aufgepeitſchten Meere. Ganz im Süden zog ſich parallel zu unſerer Kette ein gezackter Kamm oſtweſtlich, der den Horizont abſchloß. Nach Norden war der Blick beſchränkt, da ſich dort, von unſerem Hauptkamm ausgehend, mächtige Felsrippen vorlagerten. Zwiſchen ihnen führte in einem jäh ab-

Figure 1.1 Ancient technology

Ordinances of Solomon's Temple.

steigenden Tälchen, das im Zickzack schluchtartig verlief, unser Abstieg hinab in die große Ebene des Wei-ho, nach Si-an-fu. Wenn nicht diese vorspringenden Rücken den Ausblick nach Norden verdeckt hätten, so hätte man Si-an-fu sehen müssen, denn der Tsʼin-ling fällt nach Norden jäh ab, während sich sein südlicher Hang langsam gegen den Han-Fluß verläuft.

Zwischen brummig aussehenden, aus Holz geschnitzten Götzen verbrachten wir die Nacht im Tempel. Der Priester war nicht anwesend, und so konnten wir es uns bequem machen. Die Götzen mit ihren vielen Armen und krummen Beinen wurden praktisch als Kleiderhalter benutzt; sie hielten über Nacht liebenswürdigerweise Tücher und Hosen im Arme. Es war ein komisches Bild, als einige Diener am Abend ihre Kotaus vor diesen sonderbaren Heiligen ausführten. Bitter kalt war diese Nacht, und wir waren froh, als wir am frühen Morgen auf dem mit Buschwerk reich überwachsenen und mit Schnee bedeckten Hang den Abstieg über den nördlichen Teil des vegetationsarmen, waldlosen Tsʼin-ling-Hanges antreten konnten. Bald wird das Tal schluchtartig eingekerbt zwischen den nackten Felsen, ein Gebirgsbach sprudelt, rasch anschwellend, manchmal kleine Wasserfälle bildend, hinab. Wir folgen dem Bach auf steinigem Wege über glatte Felsplatten, dann wieder über in den Fels gehauene Stufen, mehrmals in Schlangenlinien uns hindurchwindend durch riesige Trümmerfelder, dann wieder durch Talweitungen über Schutt und Wiesen (siehe Bild 6 und 7). Recht unbequem war der Transport einer Sänfte, die für meine Frau mitgenommen worden war. Da sich aber bald herausstellte, daß der Aufenthalt in der Sänfte gefährlicher war als auf einem Maultier, so trugen die drei Mann gewöhnlich den leeren Kasten, der bei einem Unglücksfalle als Sanitätswagen Verwendung finden sollte. Jedenfalls würde ich von der Mitnahme eines solchen unpraktischen Möbels dringend abraten. Einen Vorteil zogen wir aber dennoch aus der Mitnahme der Sänfte. Da die Bevölkerung natürlich in der Sänfte, die stets hinter uns marschierte, den eigentlichen „großen weißen Mandarin“ vermutete,

ließen uns die Neugierigen ziemlich in Ruhe, erwiesen aber vor der leeren und stets verhängten Sänfte große Ehrfurchtsbezeugungen. Unser „enfant terrible“ Tschang benutzte die Gelegenheit, die kotauenden, die Sänfte umdrängenden Leute zu erschrecken und zu plagen. Er setzte sich zu diesem Zwecke selbst in die Sänfte, die ja stets von innen verhängt sein muß, und wartete ab, bis mehrere ehrfürchtige Chinesen in ihrer Neugier der Sänfte zu nahe kamen. Plötzlich stürzte er mit einem Satz heraus, packte die nächsten neugierigen Leute und prügelte sie windelweich. Infolgedessen ging unserer Sänfte ein geheimnisvoller Ruf voraus, denn sie war tatsächlich bis Si-an-fu der Hauptanziehungspunkt der ganzen Kolonne, während wir Europäer, die wir uns als die Diener des großen Herrn ausgaben, im allgemeinen respektlos behandelt wurden. Schon am 9. abends, also nach anderthalbtägigem Marsch, waren wir in Si-an-fu, der alten Kaiserstadt, angelangt. 17 Tage hatte uns der Anstieg auf den Paß gekostet und nur einen einzigen der Abstieg;*) den anderen halben Tag gebrauchten wir, um vom Nordfluß des Ts'in-ling-Gebirges nach der Hauptstadt der Provinz Schön-si zu gelangen. Erst spät am Nachmittag erreichten wir die Mauern von Si-an-fu; da aber die Stadttore bereits geschlossen waren, mußten wir wohl oder übel in der Vorstadt mit einem recht dürftigen, insektenreichen Gasthof vorlieb nehmen. Am frühen Morgen des 10. zogen wir in einen schönen Kungkwan in der Mitte Si-an-fu's ein. Dort überbrachte uns der chinesische Postmeister, der Engländer Neumann, unsere nach Si-an-fu vorausbestellte Post; auch ging er uns in freundlichster Weise beim Besuchmachen und bei Einkäufen mit Rat und Tat an die Hand. Herr Neumann ist mit einer sehr netten, feinen Chinesin verheiratet, spricht chinesisch wie seine Muttersprache und besitzt — das sei für Numismatiker erwähnt — eine der wertvollsten chinesischen Münzensammlungen. Unser Gepäck wurde im Hofe des Hotels verstaut, die Gepäckträger und

*) Eine Trägerkarawane braucht im allgemeinen zum Überschreiten des Ts'in-ling auf dem Wege Hing-an-fu—Si-an-fu 9 Tage, eine Pferde- oder Maultierkarawane 7 Tage.

Tiere wurden entlassen, im wahren Sinne des Wortes beladen mit Geld, da die Leute den Rest ihrer Löhne und das Trinkgeld in Käsch ausbezahlt haben wollten.

In Si-an-fu besuchte uns ein Japaner, anscheinend ein Offizier, der von Kaschgar kam und der uns zum größten Erstaunen von dem Beginn des russisch-japanischen Krieges und von den indisch-tibetischen Streitigkeiten erzählte.

Da ich unter diesen Umständen eine Expedition nach Tibet nur im Einverständnis mit dem deutschen Gesandten in Peking unternehmen wollte, telegraphierte ich dorthin: „Gestattet politische Situation Expedition Tibet? Beruhen Nachrichten über englisch-tibetische Kämpfe auf Richtigkeit?“ Noch am gleichen Abend erhielt ich folgende Antwort: „Englisch-indische Kämpfe Tatsache, politische Situation unberechenbar. Tibet Sicherheit nie garantiert. Mumm.“

Da diese Antwort keinen ablehnenden Bescheid in sich schloß, traf ich Vorkehrungen, daß nach zehntägigem Aufenthalt in der Hauptstadt von Schön-si die Reise nach Lan-tschóu fortgesetzt werden konnte. Da von Si-an-fu nach Lan-tschóu die große Straße, der Hauptverkehrsweg zwischen Schön-si und Kan-su, läuft, so war es zweckmäßig, das ganze Gepäck auf Wagen zu verladen. Für uns Europäer wurde ein Reisewagen gemietet und zum Transport zwei zweiräderige Karren, deren jeder 12 Zentner zu tragen imstande war. Für die Instrumente sowie für die Uhren hatte ich ständig zwei bis drei Kulis, welche die empfindlichen Apparate auf dem Rücken oder in der Hand zu tragen hatten. Um nicht an die Straße gebunden zu sein und der dringend nötigen Abwechslung halber wurden außerdem noch drei Reitpferde vom Yamen gemietet, die nach je einem Tagemarsch in den Relaisstationen entlang der großen Straße gegen neue Pferde umgetauscht werden konnten.*)

Die Karren waren alle drei gleichartig. Jeder hatte zwei große,

*) Wir zahlten pro Pferd und Tag etwa 500 Käsch. Stets begleitete uns von Station zu Station ein Ma-fu (Pferdeknecht), der die Pferde nach dem Wechseln wieder nach seiner Relaisstation zurückbrachte.

plumpe Räder an einer Holzachse, die unmittelbar am Wagen, also ohne Feder, befestigt war. Der Wagen selbst bestand aus einem ungefähr 3 m langen Bretterboden, über dem tunnelartig in der Längsrichtung eine Binsenmatte befestigt war. Beim Reisewagen war die hintere Öffnung verschlossen, der Boden des Wagens mit Stroh, Schilf und Decken nach Möglichkeit gepolstert. Vorn an der Öffnung lag über der Gabeldeichsel ein Sitzbrett für den Kutscher, der von hier aus die zwei bis drei Pferde, die voreinander an lange Geschirre gespannt waren, mit einer langen Peitsche lenkte. Am meisten zu bedauern war natürlich das Stangenpferd, denn das arme Tier hatte nicht nur die Hauptlast zu ziehen, sondern ein gut Teil des ganzen Vordergewichts des Wagens gleichzeitig zu tragen und die infolge der durchfurchten, schlechten Straße und des Mangels einer Wagenfeder verursachten schmerzenden Stöße des Wagens zu erdulden. Um die schlimme Lage des armen Geschöpfes noch voll zu machen, wird es kurz gezäumt und ihm ein scharfkantiges Eisenmarterwerkzeug als Stange in das Maul gezwängt. Da der Kutscher dem Tiere nahe sitzt und die Peitsche oft nicht ausreicht, es anzutreiben, hilft er mitunter auch mit einem spitzen Stock oder mit seinem Stiefel am Hinterteil des Stangenpferdes nach.

Eine sechzehntägige Wagenfahrt brachte uns nach Lan-tschóu. Dort war eine längere Ruhe dringend vonnöten; denn infolge des schrecklichen Geschüttels waren wir wie gerädert und auch die Gedanken schienen in Unordnung gekommen zu sein. Die Reise von Si-an-fu nach Lan-tschóu kostete für die beiden Karren, mit je drei Pferden bespannt, 165 Mark, für den Reisewagen mit zwei Pferden 56 Mark (Wegestrecke etwa 650 km).

Von der Wagenreise nach Lan-tschóu nur wenige Worte; wir befanden uns ja hier auf einer oft beschriebenen Route und auch das Gelände bietet recht wenig Abwechslung, denn wir stecken auf dieser Strecke mitten im Löß.*) Kurz nach Si-an-fu setzt man auf einer Fähre

*) Der Löß ist eine Auflagerung feinen, lockeren Erdbodens. Er hat gelblichbraune Farbe und gleicht dem Lehm völlig, doch ist er für Wasser völlig durch-

Lake Louise and Victoria Glacier, Alberta, Canada

Figure 1.1 Ancient Greek Olympic Games

Source: Shutterstock / Lefteris Papaulakis

über den Wei-ho, dann geht es vorbei an großen Ortschaften durch die mit Weizen, Baumwolle und Hülsenfrüchten reich bewachsene Lößlandschaft. Täglich begegnen wir oft über hundertköpfigen Kamelkarawanen, die hauptsächlich Tee, Schafwolle,*) Moschus,**) Papier und Tabak befördern. Aber auch hohe Mandarine in Sänften mit großem Pomp benutzen diese Straße. Jämmerlich zerlumpte Bettler und Aussätzige gibt es in Menge.

Bis an die Grenze Kan-sus waren die Chinesen anständig, doch von der Grenze an merkte man sofort, daß man sich in derjenigen Provinz Chinas befand, die das schlimmste Gesindel des ganzen chinesischen Reiches in sich birgt, in Kan-su. Auch der große Räuberhäuptling Tung-fu-siang, der Führer der Boxer, hielt sich noch bis vor kurzem im äußersten Norden der Provinz bei Ning-hia auf. Kan-su vereinigt auch die meisten europäerfeindlichen Mandarine, und es bildet für China in der Tat den Stapelplatz für alles, was es im Augenblick in den Küstenprovinzen nicht verwenden kann. Sämtliche Mandarine der alten europäerfeindlichen Zunft halten sich zur Zeit in Kan-su auf. Sie warten dort nur eine günstige Gelegenheit ab, um die alte Politik der Abschließung und des Europäerhasses wieder einzuführen und die Zügel wieder in ihre Hand zu bringen.

---

lässig. Der Löß ist nach den Forschungen v. Richthofens ein Kind des Windes, der in allen regenarmen, abflußlosen Gebieten eine Überfülle von feinem und trockenem Gesteinsmaterial findet, um es als Staub emporzureißen und über weite Entfernungen hinweg mit sich zu tragen, bis es bei eintretender Windstille wieder zu Boden sinkt. Fast das ganze nördliche China in einer Flächenausdehnung des Deutschen Reiches ist vom Löß überdeckt. Die Chinesen nennen ihn gelbe Erde. Der Löß spielt nicht nur in der Landwirtschaft, im Verkehr und in der Siedelung eine große Rolle, er ist es auch, der dem Huang-ho (gelben Flusse) und dem gelben Meere Name und Färbung verlieh. (Tießen, China I. Teil. Seite 145.)

*) Das Kätti kostet in Si-an-fu 220 Käsch.

**) Si-an-fu ist für Moschus Haupthandelsplatz. Er kommt vom Richthofen-Gebirge und von den Gebieten südlich des Kuku-nör. Er wandert nach Lan-ho-k'ou und dann den Han abwärts nach Han-k'ou. Eine Quantität, die in Si-an-fu 15 Taels kostet, wird in Han-k'ou mit 50 Taels bezahlt. Im Richthofen-Gebirge ist der Preis noch bedeutend niedriger.

In P'ing-liang, ungefähr halbwegs nach Lan-tschóu, verbrachten wir zwei Rasttage, überschritten dann einen ziemlich hohen Paß und stiegen hinab nach Lung-tö und Tsin-ming, einer Stadt am nördlichen Quellfluß des Wei-ho. Nach Überschreiten eines zweiten Passes befanden wir uns im Flußgebiet des Huang-ho, und nach Überwindung zweier weiterer Pässe erreichten wir am 7. April Lan-tschóu, die aufblühende Hauptstadt Kan-sus.

Im großen und ganzen war die Wagenfahrt aufregend, denn oft führt der Weg am Rande tiefer, steiler Lößschluchten über Einsturz drohende Lößbrücken hinweg, und bei der Fahrlässigkeit der Wagenführer muß man stets darauf gefaßt sein, samt Pferden und Wagen in die gähnenden Schluchten abzustürzen.

In Lan-tschóu empfingen wir unser von Lau-ho-kóu aus über Si-an-fu dorthin vorausgesandtes Gepäck vollzählig.

Nach neunzehntägiger Rast und nach Zusammenstellung einer großen Maultierkarawane traten wir den Marsch nach dem Hauptausrüstungsplatze für die eigentliche Expedition, nach Si-ning-fu*) an. Zwei Wege standen uns nach Si-ning-fu zur Verfügung: die sogenannte große Straße und ein Maultierpfad. Der erste Weg, den zurückzulegen man ungefähr acht bis zehn Tage braucht, läuft im Bogen nach Norden ausholend und ist für Karren befahrbar. Der andere, kürzere Weg kann in sechs Tagen zurückgelegt werden und verläuft zuerst 30 km längs des Huang-ho, am rechten Ufer. Eine Fähre bringt uns bei Sint-sch'öng auf die andere Flußseite; man folgt dann zuerst dem Ta-t'ung-ho, überschreitet auch diesen mit einer Fähre und folgt dann dem Si-ning-ho aufwärts bis Si-ning-fu. (Siehe Bild 8.) Zum Teil bietet dieser Weg recht schwierige Stellen, insbesondere da, wo der Fluß die Felsen und Hänge unterspült hat und wo sich der Pfad hoch über dem tosenden Wasser, eng an die steilen Hänge angeschmiegt, dahinzieht, oder wo er in wilden, steilen Schluchten an dem felsigen, schmalen Ufer entlangführt.

*) Stadt am gleichnamigen Flusse, nahe dem Kuku-nōr, dem großen tibetischen See im Westen von Lan-tschóu und nahe der chinesisch-tibetischen Grenze.

Wir wählten dieſen Weg, weil er kürzer und intereſſanter iſt.

Ungefähr halbwegs begegneten wir zwei Belgiern, einem Rittmeiſter und einem Major, die angeblich eine wiſſenſchaftliche Expedition im Richthofen-Gebirge hinter ſich hatten. Am 1. Mai 1904 erreichten wir Si-ning-fu. Faſt volle anderthalb Monate ſollten aber noch vergehen bis zum Aufbruch der Expedition nach Tibet, und dieſe Zeit bot uns willkommene Gelegenheit, das ganze Unternehmen ſorgſam vorzubereiten ſowie auch die ſehr intereſſante Umgebung von Si-ning-fu zu beſuchen.

Inzwiſchen langten auch die Miſſionare Mr. und Mrs. Ridley aus Europa in Si-ning-fu an; ſie waren früher ſeit vielen Jahren in dieſer Stadt tätig geweſen, hatten hier die große Dunganenbelagerung mitgemacht und erfreuten ſich deshalb in Si-ning-fu einer Beliebtheit, wie wohl wenige Miſſionare auf der ganzen Welt. (Siehe Bild 9.) Wir gewannen in dem Ehepaar und ſeinen reizenden Kindern liebe, gute Freunde und treue Helfer in manch ſchwerer, kummervoller Zeit.

In der Zeit von Weihnachten 1903 bis zum 1. Mai 1904 war ſomit der erſte Teil des Programms, die Fahrt auf dem Han-Fluß von Lau-ho-kóu bis Hing-an-fu, ſowie die Überſchreitung des Tſ'in-ling nach Si-an-fu, und der Vormarſch über Lan-tſchóu nach Si-ning-fu, dem eigentlichen Ausgangspunkt unſerer Expedition, ohne Unfall ausgeführt.

Zweites Kapitel.

Der Vormarsch zum Matschu.

Bevor ich mit der Schilderung des eigentlichen Vormarsches zum Gelben Fluß*) beginne, muß noch einiges über die Stärke unserer Karawane sowie über die Vorkehrungen für Verpflegung und Unterkunft gesagt werden.— Meine Frau bezog Standquartier in Si-ning-fu, und so blieben nur noch Dr. Tafel und ich.

Außer uns zwei Europäern gehörten zur Expedition zwei Dolmetscher, drei Mandarine mit dem blauen Knopf, ein Unteroffizier und drei Soldaten; in den ersten Tagen begleitete uns außerdem noch ein Mandarin mit 16 Soldaten und ein mongolischer Führer, die sämtlich beritten waren. Als Vertrauensmann waltete Li, ein Lehrer aus Lantschóu. Den Troß bildeten acht Kulis, die teils als Ma-fus, teils als Diener Verwendung fanden. Der Vorsicht halber waren sie aus verschiedenen chinesischen Provinzen angeworben worden, um so von vornherein eine zu starke Einigkeit und allzu leichte Verständigung unter der Dienerschaft auszuschließen.

Nun zur Vorstellung derjenigen Mitglieder unserer Expedition, die bis zur Beendigung daran teilgenommen haben.**) Da sie später meist mit ihrem Familiennamen genannt werden, so seien diese hier mitgeteilt.

*) Gelber Fluß = Huang-ho (ho = Fluß); den Oberlauf heißen die Tibeter Matschu (geschrieben r Ma-cu), was nach chinesischen Quellen gleichbedeutend mit Huang-ho sein soll. Das Wörterbuch kennt einen Ausdruck cma, gelb, nicht. Die Mongolen heißen ihn Chara-müren (schwarzer Fluß) oder Chatun-müren (Königin-Fluß). Siehe Anmerkung Seite 44/45.

**) Mehrere Chinesen waren nämlich schon auf der Reise von der Küste nach Si-ning-fu und von dort aus krankheitshalber nach ihrer Heimat zurückgeschickt worden.

Abbild. 3a. Kwadjelin, ein Häuptling von Ebon. Abbild. 3b. Kwadjelin, ein Häuptling von Ebon.

Verteilung von Speise.

Aus dem Kongo.

Universitätsbibliothek Heidelberg

Digitized by Google

Von der militärischen Bedeckung hieß der erste Mandarin, der als Dolmetscher beigegeben und tibetisches Halbblut war, Sü-lo-ye. Der Unteroffizier Yang befehligte drei Soldaten, von denen einer frecher war als der andere. (Siehe Bild 23). Der brauchbarste hiervon war Tschöng, ein Mann aus Si-ning-fu gebürtig, der die Belagerung dieser Stadt durch die Dunganen miterlebt und auch schon in der Schutzwache des chinesischen Ministers in Lha-sa Dienst getan hatte. Als zweiter Dolmetscher begleitete uns der Pekingboy Hau (siehe Bild 10, 26 und 31), den wir bereits kennen gelernt haben. An Ma-fus sind zu nennen:

Ta-tschang (mein Diener) ein Halbblut, ein hübscher, großer, intelligenter Chinese (siehe Bild 11 und 54); er war gut beritten und seinem ganzen Wesen nach vollständig Tibeter. Da er seine Muttersprache Tibetisch und das Chinesische beherrschte, über eine große natürliche Beredsamkeit verfügte und derart lügen konnte, daß selbst meine Chinesen oft über seine Meisterschaft hierin staunen mußten, und da er außerdem sogar die Sprache der Ngolok verstand, war Ta-tschang natürlich die wichtigste Persönlichkeit unter den Ma-fus. Deshalb erhielt er auch statt 9 Taels, wie die anderen Diener, deren 12 im Monat.

Kóu, der Diener Dr. Tafels, sprach ebenfalls Tibetisch und Chinesisch; er war ein kleiner, strenggläubiger, chinesischer Mohammedaner, reinlich und gut beritten. Erst am Schlusse der Expedition entpuppte er sich als ein heruntergekommener chinesischer Kaufmann, der wegen allzu großer Schulden aus seinem Heimatort T'au-tschóu entfliehen mußte und, um sich den notdürftigen Lebensunterhalt zu verschaffen, schon jahrelang bei tibetischen Häuptlingen im T'au-ho-Gebiet im Dienst gestanden hatte. Die chinesische Polizei war ihm bereits wiederholt auf den Fersen gewesen, und einmal war Kóu sogar schon, angetan mit dem K'ang,*) wegen Betrugs öffentlich am Marktplatz von T'au-tschóu ausgestellt gewesen. (Siehe Bild 45 und 54.)

*) Ein quadratmetergroßes Brett mit einem Loch in der Mitte für den Hals des Verbrechers.

Mit Tschang, dem Han-Kuli (siehe Bild 12), hat der Leser auch schon Bekanntschaft gemacht. Er hatte von der Wartung von Pferden keine Ahnung, denn als ehemaliger Schiffer auf dem Han-Fluß hatte er sich um andere Dinge als solche, die mit seinem Berufe zusammenhingen, nie gekümmert. Unglücklicherweise war Tschang auch kein Tierfreund, und so kam es denn, daß die ihm anvertrauten Pferde in der ersten Hälfte der Expeditionszeit am meisten vernachlässigt waren. Später jedoch war gerade das Gegenteil der Fall, da er in rücksichtsloser Weise während der Nacht von dem Sattelzeug der Pferde seiner Kameraden alles das ausführte, was die ihm anvertrauten Tiere gerade brauchen konnten. Er schimpfte unaufhörlich, meinte es aber nicht böse und war mit einer Handvoll Reis rasch zu besänftigen.

Lo-san, ein armer Kuli, der meine Instrumentenkiste von Hing-an-fu nach Si-an-fu über das Ts'in-ling-Gebirge getragen hatte, war ein gutmütiger, älterer Chinese; nur hatte er leider vor den zwei in Tibet notwendigsten Dingen eine unbezwingliche Scheu: vor den Gewehren und vor den Pferden. Er ließ wiederholt die ihm anvertraute Verpflegungskolonne im Stich unter dem Vorwande, die ermüdeten und geplagten Tiere sähen ihn wild an und drohten zu beißen.

Liu-Ma-tzī (siehe Bild 13), unser Koch, kurzweg Liu genannt, ein Jüngling von 19 Jahren, aus der „Großstadt" Lan-tschóu gebürtig, war frech und augendienerisch, doch schneidig und in der Kochkunst mittelmäßig bewandert. Er war Hospitant der katholischen Mission in Lan-tschóu. Einigen Soldaten war er schon von früher her bekannt und deshalb wohl einer der Haupthetzer während der ersten paar Reisemonate. Seine Vorgänger im Ts'-in-ling und auf dem Han, namens Li, einen treuen, gut Englisch sprechenden Chinesen aus Han-k'óu, und einen Hauskuli, überragte er an Berufskenntnissen bedeutend, obwohl er nur Reis zu kochen und Fleisch zu braten verstand. Dafür war Liu aber zum Abhäuten erlegter Jagdtrophäen gut zu verwenden; diese Geschicklichkeit hatte er sich in seiner früheren Tätigkeit als Metzger erworben.

Jan,*) „der Tapfere", ebenfalls 19 Jahre alt, stammte aus Mintschou im südlichen Kan-su; er war der Charakterfesteste und Hübscheste der Ma-fus. (Siehe Bild 11, 25 und 26.)

Tschi-fu, der „Lausbub", zählte 16 Jahre und war in jeder Beziehung unbrauchbar. (Siehe Bild 14.)

In Scharakuto wurde noch ein weiterer Li, der sich Lau-li**) zum Unterschied von den anderen Lis nennen ließ, angeworben. Auch er hatte schon bei Tibetern in Dienst gestanden; er sprach und verstand das Tibetische einigermaßen. Er war ein guter Arbeiter, aber unglaublich stumpfsinnig und noch leichtsinniger als seine Kameraden.

Den würdigen Abschluß bildete Li II (siehe Bild 15), ein Lehrer aus einer katholischen Mission in Lan-tschou, ungefähr 40 Jahre alt, Vater von vier Kindern; er war ein gelehrter Herr, der Lateinisch sprach und für einen Chinesen wirklich über eine Menge Wissen verfügte. Aber für eine so gefahrenreiche Expedition war er völlig ungeeignet, weil er, wie wir später sehen werden, ständig in tausend Ängsten schwebte und infolgedessen auf die anderen Chinesen recht ungünstig einwirkte. Diese Angst zeigte sich schon einige Tage vor Aufbruch der Expedition: Li war plötzlich spurlos verschwunden. Mit Hilfe der Yamensoldaten gelang es, den Fahnenflüchtigen wieder einzufangen und ihn zur Einhaltung des unterzeichneten Kontraktes zu veranlassen. So hatte Li gleich beim Beginn der Expedition in puncto Mut seinen chinesischen Brüdern ein schlechtes Beispiel gegeben.

Dieser Li war der einzige Chinese, dem ich mein ganzes Vertrauen entgegenbrachte, und ich hatte sicher geglaubt, daß er sich dessen würdig erwiese. Zu meinem Leidwesen mußte ich aber vor kurzem durch einen Brief Dr. Tafels aus Lan-tschou erfahren, daß ich auch Lis Treue und Rechtschaffenheit viel zu hoch eingeschätzt hatte. Vielleicht hat Li meine Abreise aus China als günstige Gelegenheit betrachtet, Rache an mir zu nehmen für die Angst und die Qualen, die er auf meiner Expedition er-

*) Sprich „Jan" wie im Französischen „Jean".
**) Heißt der alte Li.

dulden mußte. Da Li ein katholischer Chinese ist und sein jugendlicher Missionar van Dyck alles eher als den Charakter seiner Chinesen kennt, so fand auch Li tatsächlich mit seinen weibischen Klagen williges Gehör. Aus dieser Geschichte habe ich aber die Lehre gezogen, künftighin lieber wilde, ungezähmte Heiden als Expeditionsleute mitzunehmen, als sogenannte „bekehrte Christen".

Mit Li wäre die Vorstellung beendet. Nun zu unseren Transportmitteln und ihrer Verwendung:

Der gesamte Tierbestand betrug bei Beginn der Reise 77 Pferde und Yaks.*) (Siehe Bild 16.) Diese Zahl änderte sich fortgesetzt, denn im Anfang der Expedition wurden noch zahlreiche Tiere in den bewohnten Gebieten südlich vom Kuku-nōr Gebirge für den Vormarsch zum Matschu durch die schwach bevölkerten Steppen zugekauft und gemietet. Diese Maßnahme hatte den Zweck, die eigentlichen Expeditionstiere nicht vorzeitig zu ermüden und am Oring-nōr,**) wo der wichtigste Teil unseres Unternehmens beginnen sollte, frische Kräfte in ausreichender Zahl zur Verfügung zu haben. Die Pferde und Yaks, zu denen sich später noch Ochsen gesellten, waren zum Transport des Expeditionsgerätes und des Proviants bestimmt.

*) Auch Grunzochse genannt wegen seiner Eigenschaft, fast unausgesetzt ähnlich einem Schweine zu grunzen. Der wilde Yak wird bedeutend größer als die Exemplare in unseren europäischen zoologischen Gärten. Ein ausgewachsener Yak erreicht eine Größe von 2 m und eine Länge von 3,5 m, er kann sich also mit einem starken Wisent sehr wohl messen. Der Yak besitzt ein bräunlich schwarzes, oft auch blauschwarzes und silbergraues Haarkleid, das am Rumpf kurzhaarig gestaltet ist, während die Fransenmähnen nur vom Oberschenkel ab bis zu den Hüften an den untersten Teilen der Körperseite und am Bauch ausgebildet sind. Die Schnauze hat eine graue Farbe. Das Gehörn ist mit der Spitze nach hinten gedreht und wird an der Wurzel bis doppelarmstark. Der Hals des Yak ist kurz und gedrungen, aber sehr kräftig, der Rumpf breit. Der Yak wird seit den ältesten Zeiten von den Mongolen als Last- und Reittier benutzt. Sein buschiger Schweif ist bekannt unter dem Namen „Pferdeschweif". Die Chinesen verwenden ihn bei ihrer Toilette auf den Hüten. Auch als Verzierung am Pferdegeschirr findet er Verwendung. Bei den Chinesen fällt ihm die Rolle eines Abstaubbesens zu.

**) Der Oring-nōr ist der östliche der beiden Quellseen des Huang-ho. Er befindet sich im 37. Breitengrad und im 100. Längengrad von Greenwich.

Aufnahme durch einen Missionar der China-Inland-Mission.

Der „Schuhmann" der Expedition Tschang nach Rückkehr in seinen Heimatsort.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Frau Ilse Richner im Kreise der Familie Ridley.

Bibliotheca Gorlitz

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Tiu, der Koch, mit einer Antilope vom Kolanam-nôr.

Digitized by Google

Da wir auf unserem Vormarsch zum Gelben Flusse in der Richtung auf den Oring-nōr ein ungefähr 300 km breites, fast gänzlich unbevölkertes Steppengebiet zu durchschreiten hatten, war die Mitnahme eines ausreichenden Proviantes die Grundbedingung für das Gelingen unseres Unternehmens. Es waren Vorräte für eine sechsmonatige Dauer der Expedition vorgesehen; außerdem sollten für den Vormarsch zum Matschu noch so viele Lebensmittel herbeigeschafft werden, daß wir bei unserer Ankunft am Oring-nōr oder östlich vom Oring-nōr noch über Proviant für volle sechs Monate verfügten.

Verpflegt mußten werden: 16 Leute und 77 Tiere, darunter 45 Pferde. Für diese mußte, da in den ersten Wochen schlechte Weideplätze zu erwarten waren, ebenfalls Futter mitgeführt werden in Gestalt von Erbsen und gerösteter Gerste. Die Nahrungsmittel waren in dicke, sehr haltbare Doppelwollsäcke verpackt, so daß eine Pferdelast vorläufig ungefähr zwei Zentner betrug. Im ganzen wurden mitgeführt:

9 Zentner Reis, 28 Zentner gemahlene Gerste (wovon 6 Pferdelasten den Ambansoldaten gehörten), 54,8 Zentner Mehl, 2 Zentner Zucker, 4 Zentner Tee. Für den Notfall waren als eiserner Bestand 2 Zentner Konserven bestimmt.

Der gesamte Proviant mit Ausnahme der Konserven war in langen Säcken untergebracht, die quer über die mit einer dicken Filzunterlage versehenen Bocksättel unserer Pferde gelegt wurden. Wegen des leichteren Transports wurden je 6 bis 10 derartig bepackte Tiere hintereinander an Seile gekoppelt, und eine solche Verpflegungskolonne, deren die Karawane sieben zählte, einem Ma-fu unterstellt. Dieser mußte in unsicheren Gebieten absteigen und das vorderste Pferd führen, während er sonst die Erlaubnis hatte, ein unbeladenes Pferd zum Reiten zu benutzen.

Die große Bagage war auf 21 Yaks verladen, nämlich: auf je einen Yak die beiden Gebrauchskisten für uns zwei Europäer, die Geldkisten, die Kisten mit Geschenken, mit Patronen, mit Öl für die Laternen und die mit den eisernen Beständen und dem photographischen Bedarfs-

material. Für die zoologische Ausbeute sowie für die wissenschaftlichen Instrumente waren eigene Kisten angefertigt, die jeweils von den ruhigsten und verläßlichsten Tieren getragen wurden. Im ganzen hatten wir 12 Holzkisten, die einen starken, durch einen Deckel fest verschließbaren Zinkeinsatz in sich bargen und wasserdicht waren. (Siehe Bild 17.) Der photographische Apparat und eine „Gefechtskiste", die Munition enthielt, vervollständigten die erste Staffel der großen Bagage.

Auf den übrigen 11 Yaks, welche die zweite Staffel bildeten, waren das Doppelzelt*) für uns Europäer und drei Mannschaftszelte**) der Expedition mit den dazu gehörigen Stangen und Eisenhaken verladen sowie die in einen wasserdichten Sack eingerollten Betten, ferner die Reservesättel, weiterer eiserner Bestand, über 100 Pferdekoppeln aus Wolle und aus Eisen, sowie die Feldschmiede, das Kochgerät und Reservematerial. Für den Transport von weichen Gegenständen haben sich die wasserdichten, auch als Rucksäcke benutzbaren Säcke von Schwaiger in München ausgezeichnet bewährt. (Siehe Bild 17.) Die härteren Gegenstände waren in flachen Holzkisten verpackt.

Der Vollständigkeit halber sollen hier noch einige Angaben über die Bewaffnung und Ausrüstung beigefügt werden: Die Expedition

*) Das Zelt (siehe Bild 18) bestand aus zwei Teilen, dem Innen- und dem Außenzelt. Das äußere überspannte nicht nur das innere, wobei es einen Zwischenraum frei ließ, sondern es griff sogar 2 m über den Grundriß des Innenzeltes hinaus, um die längsseit des Innenzeltes aufgestapelten Proviantsäcke vor Wind und Wetter zu schützen. Dieser Sackwall hatte einen doppelten Nutzen: er bildete einen guten Schutz gegen eine Beschießung und machte das Zelt gegen die Gewalt der Winde widerstandsfähiger. Verankert war es an geteerten Seilen vermittels fußlanger Eisenhaken. Die Zeltstöcke waren Mannesmannröhren. Das gesamte Zelt wog mit Reservematerial 1,84 Zentner, hiervon fallen auf den inneren Segeltuchbezug 80 Pfund und auf den äußeren 54, der Rest 50 Pfund auf die Eisenstangen und Häringe (Eisenhaken).

**) Das Soldatenzelt war weiß mit einem breiten blauen Rande. Es war ein sogenanntes offizielles Ambanzelt, deren sich die chinesischen Gesandtschaften und Steuereintreiber des Amban auf ihren Reisen in Tibet zu bedienen pflegen. Nach der Versicherung des Amban wäre dies Zelt allein imstande gewesen, uns bei den Tibetern Respekt zu verschaffen. In Wirklichkeit kümmerte sich aber kein Tibeter um dessen offiziellen Charakter.

verfügte beim Aufbruch über 11 Gewehre, und zwar über 2 Karabiner M/88 und 2 Gewehre M/98 mit zusammen 900 Patronen, 1 Winchester-Gewehr, das meistens versagte, mit 400 Patronen, 2 Jagdgewehre für Schrotschuß mit 1000 Patronen, 4 Henry-Martini-Gewehre, die Waffen der chinesischen Soldatenbedeckung, außerdem über 1 Mauserpistole mit 26 Patronen, 2 Armeerevolver mit 150 Patronen und 1 Bergmannspistole mit geringem Munitionsvorrat. Zu jedem der vier Henry-Martini-Gewehre waren den Soldaten vom Amban 80 Patronen ausgehändigt worden, von denen aber die Hälfte unbrauchbar war, weil sie, wie sich später herausstellen sollte, statt Pulver Sand enthielten.

Wenn man die zwei Jagdgewehre und das unzuverlässige Winchester nicht ausschaltet, so konnten also von den 16 Mann nur acht mit Gewehren bewaffnet werden. Bei der geringen Munitionsmenge war daher wenig Aussicht vorhanden, beim Zusammenstoß mit einer bedeutenden Übermacht einen Erfolg zu erzwingen, umsoweniger, als nur wir zwei Europäer mit der Handhabung der Gewehre vertraut waren. Die Chinesen waren nur darauf bedacht, ihre Nerven durch vieles Schießen mit geschlossenen Augen zu beruhigen. Da die Tibeter hingegen eine richtige Schießmethode befolgen und ruhig aus naher Entfernung den Schuß abgeben, so waren wir, soweit Ausrüstung und Feuertüchtigkeit in Frage kommt, von vornherein verraten und verkauft.

Jeder der Chinesen und Soldaten führte ein Schwert mit sich; die Chinesen behaupteten, daß diese Waffe viel wirksamer wäre als das Gewehr (siehe Bild 19). Als echte Maulhelden prahlten sie auch, daß ihnen, solange sie ihr Schwert in Händen hätten, keine Gefahr zu groß sei.

Ich muß gestehen, daß es unter diesen Umständen ein Wagnis war, gerade den Teil Tibets zu durchwandern, bei dem man aller Voraussicht nach den Weg mitten durch feindselige Stämme gewaltsam zu brechen haben würde; doch wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Soweit von der Zusammensetzung und den einzelnen Gliedern der Expedition. Nun zurück zu dem Ausrüstungsort Si-ning-fu. Von hier sollte nach Überwindung einiger Schwierigkeiten und nach dem Abschied

von meiner Frau, die mir bis dahin eine hilfsbereite, treue Reisegefährtin gewesen war, die eigentliche Reise in das viel umstrittene, gefahrenvolle Nordost-Tibet ihren Anfang nehmen.

Zu den Schwierigkeiten gehören vor allem die Ränke, die der chinesische Ministerresident für Tibet, der Amban in Si-ning-fu, schmiedete, um die Ausführung meines Unternehmens zu verhindern. Der Amban hatte von Peking aus Anweisung, mir bei Ausführung der Expedition in das Innere von Tibet in jeder Weise behilflich zu sein. Da er aber die Verantwortung für die Sicherheit eines Europäers nicht übernehmen wollte, umsoweniger, als das Gerücht umlief, daß die Tibeter von meiner Absicht unterrichtet seien und die Expedition rettungslos verloren wäre, wenn sie das Gebiet am Oberlauf des Huang-ho beträte, war es selbstverständlich, daß er die von Peking erhaltenen Weisungen nicht befolgte, sondern gerade das Gegenteil anstrebte. Er hatte sich zu diesem Zweck folgenden Plan ausgedacht. Die mir zugesicherte chinesische Militärbedeckung und die Ambandolmetscher sollten mich nach Barundsassak locken, einem bekannten Platze in Tsaidam, weitab von meiner beabsichtigten Reiseroute. Durch häufige Geschenke suchte er außerdem meine Zuneigung zu gewinnen. Fast täglich kam er zum Besuch in die Mission, um mir neue Schauermären, die sich in Tibet am Huang-ho zugetragen haben sollten, zu erzählen, die offenbar nur den Zweck hatten, mich abzuschrecken; zu seinem Ärger mußte er aber erkennen, daß seine Bestrebungen keinen Erfolg hatten. Da kam ihm eines Tages ein guter Einfall: aufgeregt und heftig gestikulierend teilte er mir mit, daß die Engländer vor Lha-sa blutig zurückgeschlagen worden seien und daß Tibet zur Zeit einem aufgeschreckten Wespennest gliche, das selbst er, der Ministerresident dieses Landes, zu betreten sich nicht getrauen würde.

Ich erlaubte mir zu erwidern, daß es doch ein trauriges Zeichen wäre, wenn es ihm, dem Ministerresidenten für Tibet nicht gelingen sollte, seinen eigenen Machtbezirk zu betreten oder sich dort Respekt zu verschaffen. Da versicherte er wutschnaubend, daß er diesmal doch nicht als Ministerresident zu mir gekommen sei, sondern als mein bester Freund,

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

1 Einfangen der Lastiere am Morgen vor Aufpacken.

Digitized by Google

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Der Lehrer Li.

Digitized by Google

der mich von der Unausführbarkeit meiner Absicht überzeugen wollte und mich deshalb inständig bäte, Tibet nicht zu betreten. Wenn mir irgend etwas zustoßen würde, träfe ihn die ganze Verantwortung, und er hoffte fest, daß ich als sein „großer, guter Freund" ihm keine Ungelegenheiten bereiten wollte.

Nach einer letzten langen Unterredung, einer Komödie, worin er alle seine verfügbaren Trümpfe geschickt, aber nutzlos noch einmal ausspielte, und nachdem er erfahren hatte, daß ich bereits am nächsten Morgen nach Scharakuto*) abreiten und die Expedition beginnen wollte, gab er den Widerstand auf und wünschte mir eine gute Reise. Dabei sann er aber auf neue Mittel, mir wenigstens das Vorwärtskommen in Tibet nach Möglichkeit zu erschweren und mich auf andere Weise zur Umkehr zu zwingen.

Da die politische Lage wegen der Vorgänge vor Lha-sa und der ständigen russischen Niederlagen in der Mandschurei in der Tat für mein Unternehmen keineswegs günstig war, fragte ich kurz vor der Abreise noch einmal in Peking bei dem deutschen Gesandten, Freiherrn v. Mumm, an, ob die Ausführung meines Planes möglich und ratsam sei. Es traf keine absagende Antwort ein, und so konnte ich mit gutem Gewissen den Vormarsch nach Tibet antreten.

Inzwischen hatte aber auch der Amban, in der Absicht, im letzten Augenblick noch via Peking mein Vorhaben zu durchkreuzen, beim chinesischen Auswärtigen Amt verschiedene unwahre Anklagen gegen mich erhoben. Durch einen glücklichen Zufall wurde ich auf die Gefahr aufmerksam, und so gelang es mir gerade noch rechtzeitig, von Scharakuto aufzubrechen und die Spur der Expedition zu verwischen. Der Amban hat indes die Zeit meiner Abwesenheit in Tibet dazu benutzt, den Sachverhalt so darzustellen, als ob ich ohne Paß und ohne sein Vorwissen Tibet betreten hätte. In Peking hatte er es außerdem durch allerlei Intrigen erreicht, jeglicher Verantwortung für mich enthoben zu werden, falls mein Unternehmen schief ausgehen sollte.

*) Dorf südöstlich vom Kuku-nōr.

Am 11. Juni 1903 waren die Pferdeeinkäufe in Tankar, Kumbum und Si-ning-fu beendet und die Anordnungen für den Vormarſch zur Vereinigung nach Scharakuto getroffen.

Inzwiſchen hatte auch meine Frau, die während der Dauer meiner Tibet-Expedition in Si-ning-fu im Hauſe von Mr. und Mrs. Ridley (ſiehe Bild 12) verbleiben ſollte, ihr neues Heim eingerichtet: ein kleines chineſiſches Zimmer mit Papierfenſtern war mit Hilfe von Jagdtrophäen, chineſiſchen Bronzen, Bildern und Teppichen zu einem gemütlichen Raum umgewandelt worden. Im Hofe der Miſſion hatte ich für ſie an einem geeigneten Orte eine kleine meteorologiſche Beobachtungsſtation eingerichtet, auf der ſie während meiner Abweſenheit die von mir bisher durchgeführten Ableſungen fortſetzen ſollte. Außer dieſer Aufgabe war ihr auch die Anlage von zoologiſchen, botaniſchen und ethnographiſchen Sammlungen zugefallen.

„Warum haben Sie denn Ihre Frau mit auf die Reiſe genommen?“ Dieſe Frage wurde mir bereits unzählige Male in meiner Heimat vorgelegt. Um weiteren zu entgehen, möchte ich hier die Antwort dahin zuſammenfaſſen, daß ich meiner Frau Gelegenheit geben wollte, ſich an den Arbeiten ihres Mannes zu beteiligen und ſich in der Welt umzuſehen. Es iſt ja doch wahrlich nichts Seltenes, daß Frauen ihren Männern treulich folgen und ſelbſt Gefahren tapfer mit ihnen überwinden. Die deutſche Frau iſt in der Liſte dieſer beneidenswerten, wagemutigen Frauen allerdings recht ſpärlich vertreten, nicht etwa, weil unſeren deutſchen Frauen Mut und Tatkraft fehlen würden, ſondern wohl einzig und allein deshalb, weil es der deutſche Mann als ſein ureigenſtes Vorrecht betrachtet, Tüchtiges zu leiſten. Die Frau hat bei uns noch nicht allgemein das Recht, ein Intereſſe an den Arbeiten des Mannes zu empfinden, und am allerwenigſten, ſich aktiv an ihrer Ausführung zu beteiligen. Und doch wird der Mann im Verein mit einer Lebensgefährtin, die ihm auch Aſſiſtentin zu ſein vermag, Tüchtigeres und Gediegeneres zu ſchaffen vermögen als allein, aus eigener Kraft. Die Frage, warum mich meine Frau begleitete, dürfte alſo

beſſer überhaupt nicht geſtellt worden ſein; mit Recht dagegen die, warum ich meine Frau in Si-ning-fu zurückgelaſſen hatte. Daß eine Frau, die einmal den Entſchluß gefaßt hat, ſich an einer großen Reiſe zu beteiligen, vor keiner Gefahr zurückſchrecken wird, das ſteht feſt. Wenn meine Frau trotzdem die eigentliche Tibet-Expedition nicht mitmachte, ſo hatte dies ſeinen Grund in den Verhältniſſen, die damals in Tibet derartige waren, daß ich nicht für die Sicherheit meiner Frau einſtehen konnte.

Zweifellos war dieſer freiwillige Verzicht meiner Frau eine Heldentat, umſomehr, als die Kenner der Verhältniſſe und die Einheimiſchen der nach Tibet ziehenden Karawane den ſicheren Untergang prophezeiten. In einer Beziehung brachte das Zurückbleiben meiner Frau zwar den nicht zu unterſchätzenden Vorteil, daß die Beweglichkeit der Expedition durch Vereinfachung der Bagage erhöht werden konnte, aber dieſer Vorteil wurde weit überwogen durch die Verzichtleiſtung auf ihre treue Hilfeleiſtung bei meinen Arbeiten, insbeſondere auf ihre eigenen fleißigen Betätigungen auf botaniſchem und zoologiſchem Gebiete.

Die Familie Ridley hatte von vornherein unſer volles Vertrauen gewonnen; ihr konnte ich meine Frau getroſt während der Dauer der Expedition anvertrauen. Meine Zuverſicht wurde nicht getäuſcht: in der liebevollſten Weiſe waren Mr. und Mrs. Ridley beſtrebt, meiner Frau die lange, ſchwere Wartezeit abzukürzen und zu verſchönen.

Mit einem milden und herrlichen Abend ging unſer letzter, gemeinſam unter einem Dach verlebter Tag zu Ende. Am anderen Morgen waren wir früh auf den Beinen, denn bereits am Abend ſollte ich die bei Scharakuto verſammelte Expedition übernehmen, und die Entfernung dorthin war groß, ſie betrug etwa 100 km.

Am 12. Juni um 5 Uhr morgens ritt ich mit meiner Frau vor die Stadt, nachdem ich meinen Freunden Ridley Lebewohl geſagt und ihnen noch aufgetragen hatte, für meine Frau recht gut zu ſorgen und ſie im Falle einer Gefahr zu ſchützen. Ich wußte, wie ſehr Mr. Ridley, der beſte

Kenner von Land und Leuten der weiten Umgegend, um meine Expedition besorgt war; wurde doch erst kürzlich sein Vorgänger Mr. Rijnhardt in Tibet ermordet, und unter den Tibetern machte sich infolge der Vorgänge vor Lha-sa zur Zeit eine so starke Gärung bemerkbar, daß selbst der Engländer Mr. Ridley, eine in Si-ning-fu beliebte*) und geachtete Persönlichkeit, sich nicht mehr getraute, dem nahen tibetischen Kloster Kumbum einen Besuch abzustatten.

Meine Frau, die mir jetzt das letzte Geleit gab, wollte mich nur kurz bis vor das Stadttor begleiten, bis zu dem Fels, von dem aus man einen guten Überblick über das breite, freundliche Tal hat, das sich aufwärts gegen Kumbum hinzieht und durch welches mein Weg nach Scharakuto führen sollte.

Schweigend ritten wir nebeneinander, ich suchte noch tröstende Worte zu sprechen, aber meine Stimme versagte; am Fels angelangt, saßen wir ab und nahmen einige Minuten stummen Abschied. Dann sprang ich aufs Pferd. Noch ein letzter, schmerzlich fragender Blick: werden wir uns wohl je wiedersehen?

Mein Pferd wiehert, daß die Bergwände widerhallen. Es freut sich ob der lachenden Natur, es ahnt nicht, welches harte Los seiner wartet.

Der Weg beginnt sich zu senken, noch ein letzter Blick zurück zum Felsen, dort hebt sich ein weißer, beweglicher Punkt scharf ab .... Sie winkt mir einen letzten Gruß zu .... Arme Frau, was mag sie wohl während meiner Abwesenheit gelitten haben! ....

Die nächsten Stunden beobachten Bauern und Mönche aus Kumbum einen Reiter, der in wahnsinnigem Tempo nach Nordwesten jagte — mitleidig hatte ihn eine dichte Staubwolke eingehüllt. — —

*) Während des letzten Dunganen-Aufstandes und der Belagerung der Stadt durch die Dunganen hatten er und seine Frau sich hervorragend um die Pflege der Verwundeten verdient gemacht und den Chinesen auch außerdem manchen großen Dienst erwiesen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß in ganz China einem Missionar größere Verehrung und Liebe entgegengebracht wird, als dies bei Mr. Ridley in Si-ning-fu der Fall ist.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Paks mit Gepäckfüllen.

Digitized by Google

Kastenmöbel.
Holz, Eisen, Blech. Mittelalterlich. Ca. 1/10 der natürl. Größe.

Dr. Franz von Reber.

Fig. 10. Stuhl im Schloß zu Chillon am Genfersee.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach.

Spät in der Nacht kam ich bei strömendem Regen in Scharakuto*) an. Außerhalb des Ortes war das Lager aufgeschlagen, um die Zelte herum waren die Pferde und Yaks in Reihen mit Seilen festgebunden, die am Boden verpflöckt waren. Ein bissiger, schwarzhaariger Hund, der Wächter des Lagers, empfing mich wenig liebenswürdig. Dr. Tafel schlief. Da die Wiese, auf der wir lagerten, durch ausgiebige Regenmengen in einen Sumpf verwandelt war und mein Bett vor nächsten Morgen nicht eintreffen konnte, war ich recht froh, als nach einer schlaflosen Nacht der Tag graute; aber starke Zahnschmerzen und eine dicke Backe hatten sich eingestellt. Weil auch der Regen nicht nachgelassen hatte, mußten wir den Aufbruch auf den nächsten Tag verschieben. Der Aufschub sollte dazu benutzt werden, um noch 27 Yaks und Pferde in Scharakuto zum Transport von Getreide und Proviant über die weiten Steppen zum Huang-ho zu mieten. Der Nachtregen war insofern lehrreich gewesen, als er uns gezeigt hatte, daß trotz der guten Verpackung in die wollenen, wasserdichten Doppelsäcke Getreide und Mehl durch Wasser teilweise verdorben waren. So mußte denn noch im letzten Augenblick der Proviant vermehrt werden, um für alle Fälle gesichert zu sein. Ich sollte mich eigentlich noch einer Zahnoperation unterziehen, konnte mich aber hierzu nicht entschließen, da ich hiervor eine angeborene Abneigung besitze und da die Operation nach Aussage Dr. Tafels keine einfache gewesen wäre. Am nächsten Tage war die Geschwulst zurückgegangen und auch der Schmerz vorüber. Am Nachmittag bekam ich noch durch einen Kurier des Amban einen Brief und ein kleines Paket von meiner Frau zugesandt, das die vergessenen Stahlfedern enthielt.

Am 14. Juni morgens, einem trüben Tage, wimmelte es in unserem Lager von Tanguten, die auf Veranlassung des Mandarins von Scharakuto, eines klugen und energischen Chinesen, der früher in Korea in Garnison gestanden hatte, herbeigekommen und beauftragt waren, beim Aufpacken der Tiere zu helfen.

*) Scharakuto ist mongolisch und heißt auf deutsch „gelbes Dorf". Im Schriftmongolischen schira chotun.

Mit ihren Schwertern, die vorn am Leibe im Gürtel wagerecht befestigt waren, und ihren weißen, grünen und roten spitzen Filzhüten sahen diese Tanguten recht unternehmend aus. Um den Hals trug jeder an einer Schnur ein kupfernes Amulett, das einen aus Holz geschnitzten Buddha umschloß. Die Hosen vertraten reich gefaltete, kurze Tuniken, die der weite Pelzmantel bedeckte, den rechten Arm und die rechte Brustseite frei lassend. An den Füßen hatten sie Lederstiefel oder Schuhe aus Tuch, deren Schäfte zum Teil mit farbigen Stickereien verziert waren. Einige hatten die Füße in Filzsocken gehüllt; nur wenige gingen barfuß. Die meisten hatten ihre langen Gabelflinten umgehängt. Mit großem Geschick bändigten und bepackten sie die störrischen Yaks,*) während unsere Chinesen staunten und ängstlich den bösartig aussehenden schwarzen Gesellen aus dem Wege gingen.

Eines Yaks kann man weder durch Einkreisen noch durch Fangen mit Stricken habhaft werden, denn hierdurch wird das Tier nur wilder und mißtrauischer, und vermöge seiner außergewöhnlichen Gewandtheit und Schnelligkeit wird es dann alle Bemühungen zu vereiteln wissen. Der Tibeter geht sprechend, ruhig von vorn an den Yak heran, pfeift einigemal schrill durch die Vorderzähne, packt ihn im letzten Augenblick rasch bei den Hörnern und löst den Strick los, der am Nasenring befestigt ist und während des Grasens an den Hörnern festgebunden wird.

Zum Bepacken der Yaks gehören 2 bis 3 Mann, bei störrischen Tieren oft noch mehr. Der Tibeter belädt den Yak nur gering, im allgemeinen nicht mit mehr als 1½ bis 2 Zentnern und zeigt ihm vor dem Aufladen seine Traglast. Dann wird ihm diese von der rechten Seite aus unter Sprechen und Beruhigen aufgelegt. Die fertig bepackten Tiere werden nun freigelassen und durch einen mit einer langen

*) Die meisten Expeditionsleiter klagen in ihren Berichten über die Unbändigkeit der Yaks, über ihren Hang, mit Gepäck ins Wasser zu laufen und über die Unmöglichkeit, sie im Rudel vorwärts zu bringen. Ich kann mich darüber nicht beschweren, wohl nur deshalb, weil ich das Glück hatte, Leute bei mir zu haben, die mit Yaks umgehen konnten und mit ihren zahlreichen Eigenarten vertraut waren. Das Fangen der Yaks auf der Weide, wie das Aufladen des Gepäcks und das Vorwärtstreiben der Herde auf dem Marsche muß eben gelernt sein.

Holzlanze bewaffneten Reiter auf einen kleinen Fleck zuſammengetrieben. Ein bis zwei derartig ausgerüſtete Reiter genügen, um auf dem Marſch eine Yakkolonne von 30 bis 50 Stück zuſammen zu halten. Da der Yak ein Herdentier iſt, bleibt das Rudel bei ſachgemäßer Behandlung beiſammen. Zu dieſer Behandlung gehören anſcheinend jene eigentümlichen ſchrillen Pfiffe, die die Reiter ab und zu von ſich geben, an die der Yak offenbar gewöhnt iſt und die ihm den Sinn für Ordnung in Erinnerung zu bringen ſcheinen. Mitunter bricht natürlich ein diſziplinloſer Geſelle aus dem Rudel aus, doch der flinke Reiter weiß ihm unter Benutzung ſeiner langen Lanze geſchickt den Weg abzuſchneiden und ihn der Kolonne wieder zuzutreiben. Ein bis zwei Tibeter zu Pferde begleiten außerdem in einigem Abſtand die Karawane, um raſch zur Stelle zu ſein, falls bei einem Yak die Traglaſt überhängt oder die Schnürung ſich gelockert haben ſollte. Das Tier bleibt in ſolchen Fällen, da ihm die Laſt unbequem wird, von ſelbſt ſtehen und wartet auf Abhilfe.

Glücklicherweiſe waren die Chineſen als Führer der Pferdekolonne zugeteilt. Wenn auch die Behandlung der Pferde recht ſchlecht war und ſich erſt beſſerte, als die armen Tiere zu müde waren, um davon zu laufen, ſo war es doch ſchon vom erſten Tage des Aufbruches an klar, daß eine Verwendung der Chineſen bei der Yakkolonne das weitere Vordringen in Tibet überhaupt in Frage geſtellt hätte. Inſofern war der 13. Juni als Raſttag ganz gut, denn er verſchaffte uns ſchon von Anbeginn an wichtige Erfahrungen, die auch ſofort Verwertung fanden.

Erſt um 1 Uhr mittags verließen wir am 14. Juni Scharakuto, nachdem der Vormittag damit vergangen war, den Mandarin des Ortes, der uns ſeine Garniſon als Schutzbedeckung mit auf den Weg geben wollte, von ſeinem Vorhaben abzubringen. Dieſe vielleicht gut gemeinte Vermehrung unſerer Kopfzahl wäre für die Expedition verhängnisvoll geworden, denn wir hätten dann dieſe Leute auch noch miternähren müſſen und ſo wäre unſere Aktionsfreiheit beträchtlich gemindert worden. Trotz aller Proteſte meldete ſich bei mir bald nach

Verlassen des armseligen Ortes ein Mandarin, der den gleichen Rang wie der Kommandant von Scharakuto bekleidete, mit 12 Soldaten. Da mir der Amban in Si-ning-fu vorher außerdem noch den Dolmetscher Ma mit Dienern zugeteilt hatte, so war die Anzahl der offiziellen Schutzleute eine ganz stattliche geworden. Von Scharakuto aus hatte Ma, der oberste Dolmetsch der Gesellschaft, noch einen kleinen, schlau dreinblickenden Mongolen angeblich als „Führer" angeworben, der aber in Wirklichkeit von den Chinesen nur dazu gedungen war, um uns auf eine falsche Fährte zu bringen und uns auf den Weg nach Barundsassak in Tsaidam*) zu locken, in ein Gebiet, in das ich nicht wollte und das auch nichts wesentlich Neues bieten konnte. Ma war der Manager dieser ganzen Betrugsgeschichte. Trotz seiner genauen Kenntnis des Geländes versicherte er unaufhörlich, in diesem Gebiete vollständig fremd zu sein und beschwor mich, dem kleinen Mongolen Vertrauen zu schenken, d e m Manne, der als einziger imstande wäre, uns an das gewünschte Ziel zu bringen.

Noch in Scharakuto hatte mich meine Frau brieflich auf Veranlassung von Mr. Ridley vor meiner chinesischen Bedeckung gewarnt, und so mißtraute ich glücklicherweise von vornherein jedem der mir zugeteilten Chinesen. Da der Brief meiner Frau die Mitteilung enthielt, daß auch der Amban von Si-ning-fu anscheinend etwas gegen mich ins Werk gesetzt habe, beschloß ich, energisch und rasch den Vormarsch nach Tibet anzutreten, um mich dadurch den Nachstellungen des Amban zu entziehen.

Nach einem Marsche von 25 km in westlicher Richtung wurde um 4 Uhr nachmittags am Westrand eines breiten, sumpfigen Tales das Lager aufgeschlagen. Nachts waren wir von einer Soldatenkette umgeben und so gut bewacht, daß sich unwillkürlich die Frage aufdrängte, ob dieser Schutz nicht mehr dazu dienen sollte, ein Entfliehen unserseits

*) Eine Hochfläche im 95. Grad östl. L. gelegen, die in der Regenzeit und im Frühjahr einen Salzsumpf darstellt und in der trockenen Jahreszeit eine Salzsteppe. Tsaidam bildet mit dem Gebiet Kuku-nōr und Chatsi eine der sechs Provinzen Tibets.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Das Europäerzelt
(mit Überdach, siehe Bild 24.)
Tropfschutz auf Bambusstöcken aufgeschlagen

Gummidecke.

Digitized by Google

Waffenrock und Schwert eines Annamsoldaten.
(Im Besitze des Verfassers.)

zu verhindern als die Karawane in dieser vorläufig noch ziemlich sicheren Gegend südlich vom Kuku-nōr vor Überfall zu schützen. Trotz der dichten Postenkette fehlten am nächsten Morgen unsere beiden besten Pferde. Daß die Soldaten den Auftrag hatten, sie nachts abzutreiben oder stehlen zu lassen, um uns hierdurch in Schrecken vor den Tibetern zu versetzen, war klar, umsomehr, als uns die Soldaten die Diebstahlsszene in allen Einzelheiten ausmalten und beim Einzelverhör jeder etwas anderes anzugeben wußte. Wahrscheinlich hoffte man durch diesen Verlust die Expedition gleich am ersten Tage so lange zum Warten zu zwingen, bis die Pferde eingefangen waren und unser Proviant infolge des mehrtägigen Zeitverlustes so verringert worden war, daß ein weiteres Abwarten notwendig erscheinen mußte, um ihn aus Tankar zu ergänzen. Aber in diese uns gestellte Falle gingen wir nicht, sondern ich gab die Pferde verloren und befahl unverzüglich den Weitermarsch, nachdem noch vorher der Mandarin aus Scharakuto mit seinen Soldaten davongejagt und an meine Frau durch einen Soldaten ein Brief abgeschickt worden war, der ihr den nächtlichen Diebstahl anzeigen und sie in Kenntnis setzen sollte, daß der Amban meine Bedeckung und insbesondere die Dolmetscher angewiesen habe, die Expedition irre zu führen und nach Tsaidam zu bringen. Der Brief schloß mit der Bitte, sofort beim deutschen Gesandten in Peking telegraphisch über das Verhalten des Amban Beschwerde zu führen. Da der folgende Depeschenwechsel für das Verhalten eines chinesischen hohen Würdenträgers uns Europäern gegenüber bezeichnend ist, gebe ich ihn im Wortlaut wieder:

Als Antwort auf das Telegramm meiner Frau vom 29. Juni 1903 traf folgende Depesche ein: „Ab Peking 9./7. Auf Telegramm vom 8. bitte um Auskunft, ob Sie im Paß des Waiwupu angegebene Reisewege geändert haben. Amban Si-ning-fu beschwert sich, daß Sie trotz Warnung auf Bereisung Tibets bestehen. gez. Mumm."

Meine Frau antwortete hierauf: „31. Juli. An die Deutsche Gesandtschaft Peking. Im Paß des Waiwupu angegebenen Reiseweg nicht verändert. Frau Ilse Filchner."

Dieses Telegramm wurde unterschlagen, es gelangte nicht an den Adressaten. Wie gut es gewesen war, daß meine Frau sich telegraphisch in meinem Namen sofort nach Erhalten meines Scharakuto-Briefes in Peking beschwert hatte, beweist der Umstand, daß gleichzeitig mit meiner Frau auch der Amban sich telegraphisch beim Waiwupu, d. i. dem chinesischen Auswärtigen Amt in Peking, beklagte. Dieses hatte natürlich das Schreiben des Amban mit der Beschwerde darüber, daß ich den im Paß angegebenen Reiseweg eigenmächtig abgeändert hätte, nebst Verleumdungen anderer Art an die deutsche Gesandtschaft weiter gegeben, die nun ihrerseits die Sache weiter verfolgte, und das erwähnte Telegramm vom 9. Juli nach Lan-tschóu (Si-ning-fu) absandte. Der Amban hoffte, daß durch diese Beschwerde beim Waiwupu auch der deutsche Gesandte veranlaßt werden würde, mich zurückzurufen. Jedenfalls wurde, um mir eine Rechtfertigung in diesem kritischen Zeitpunkte unmöglich zu machen, das Telegramm meiner Frau vom 31. Juli an die deutsche Gesandtschaft zurückgehalten. Für die Richtigkeit dieses Sachverhalts besitze ich schriftliche Beweise neben den mündlichen Aussagen einiger meiner Soldaten und Chinesen, die nach Beendigung der Expedition, nach den gemeinsam überstandenen Gefahren, zutraulicher geworden waren und mir bekannten, daß die Soldaten sogar den Auftrag hatten, Dr. Tafel und mich unschädlich zu machen, wenn ich mein Programm, das — nebenbei erwähnt — von Peking offiziell genehmigt war, durchführen sollte.

Um nur einen Beweis für die Schurkerei, mit der man meinen Plänen entgegenarbeitete, anzuführen, gebe ich die wörtliche Übersetzung des Briefes wieder, den mir der Amban nach Tibet nachgesandt hatte, der mich aber dort nicht mehr erreichte:

„Der Kaiserlich Chinesische Ministerresident in Si-ning, Tschun, an die Herren Filchner und Tafel aus Deutschland in ihrem Reisequartier.

Als Sie im vorvorigen Monat Si-ning besuchten, haben Sie zu wiederholten Malen gelegentlich persönlicher Zusammenkünfte mit mir

geäußert, daß Sie sich nach dem Kuku-nōr*) begeben wollten, die Huang-ho Quellen und Odontala zu bereisen. Weil aber in den Steppen des Kuku-nōr und der Mongolei zahlreiche wilde Stämme sind, die häufig auftauchen und wieder verschwinden, so ist Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß Sie Belästigungen ausgesetzt sein könnten.

Die Herren Reisenden müßten daher nach reiflicher Überlegung alle Vorsichtsmaßregeln treffen, um sich nicht mutwillig in Gefahr zu begeben und sich Schrecknissen auszusetzen. Es ist nun abgemacht worden, daß man sich über Kuku-nōr nach Tsaidam in das Nomadengebiet der Mongolenstämme**) begeben wolle; die benötigten Zug- und Lasttiere sollten laut Aussage des Dolmetschers von den Herren Reisenden selbst gestellt werden, ohne die Fremdstämme dazu heranzuziehen. Deshalb wurde meinerseits nur der Soldat Ma als Dolmetscher und Begleitmann zu Ihrem Schutze mitgeschickt. Jetzt ist der Dolmetscher Ma Fu-sin nach Si-ning zurückgekehrt, hat berichtet, daß er aus dem Dienstverhältnisse zu Ihnen ausgeschieden***) sei und gemeldet, daß er seinen Auftrag ausgeführt habe. Unterwegs habe man über Gebühr Lastochsen requiriert†) und die Route südlich vom See nach Dschassora verlegt.

Über diese Mitteilung bin ich aufs höchste bestürzt. Ich habe immer gehört, daß in Ihrem Lande Treue und Glauben über alles gilt. So möchte ich denn mein Herz ausschütten und Ihnen die Wahrheit sagen, ohne Sie auch nur im geringsten irre zu führen: Wenn man jetzt den Fremdstämmen befehlen wollte, zwangsweise Lastochsen herzugeben, ohne ausdrückliche schriftliche Aufforderung meinerseits, so dürften bei dem hartnäckigen Festhalten der Leute an ihren Rechten Widersetzlichkeiten und andere Übelstände kaum ausbleiben. Was ferner den Reise-

*) Hiervon war nie die Rede, dagegen vom Gebiete der Ngolok und vom Oberlauf des Huang-ho und Sung-p'an-t'ing.

**) Hiermit ist Barundsassak gemeint, wohin uns der Mongole führen sollte.

***) Ma wurde in Wirklichkeit wegen Betruges davongejagt.

†) Von einem Requirieren kann keine Rede sein. Für jedes Tier wurde ein Preis gezahlt, der sich zwischen 10 und 20 Taels bewegte und der dem Dreifachen des üblichen Preises entsprach. Siehe Seite 73.

weg über Dſchaſſora angeht, ſo führt er durch eine menſchenleere Wüſte, die ganz zum Gebiete des Sſi-tſch'uan gehört.*) Dort nomadiſiert der Sſi-tſch'uan-Stamm der Ngoloks (Kuo-lo-k'o) auf beiden Ufern des Huang-ho. Geſetzt den Fall, es kommen Beraubungen und Beleidigungen vor, ſo haben Sie ſich ſelbſt in dieſe Gefahr geſtürzt, und ich habe keine Möglichkeit, Sie zu ſchützen. Ich hoffe immer noch, daß Sie ſich in acht nehmen und Ihr Leben lieb haben. Keinesfalls aber ſollten Sie leichtfertig den Worten anderer trauen und dadurch Weiterungen herbeiführen. Reue hinterher iſt nutzlos. Da ich es nicht über mich gewinnen kann, mich in Schweigen zu hüllen, ſo erlaube ich mir, Ihnen hiermit eiligſt Nachricht zu geben, und wünſche Ihnen ergebenſt das beſte Wohlergehen und allen Erfolg."

(Folgt Unterſchrift.)

Dieſem Meiſterſtück chineſiſcher Verdrehungskunſt füge ich noch ein Beiſpiel bei, das zeigen ſoll, mit welchen Mitteln unſere chineſiſche „Schutzbedeckung" uns von dem Plane, nach dem Oring-nōr zu ziehen, abhalten ſollte.

Die beiden Pferde, die mir beim erſten Lager geſtohlen worden waren, wurden, wie ich nach ſechs Monaten erfuhr, bereits am nächſten Tage bei meiner Frau in Si-ning-fu durch Ambanſoldaten und Tibeter abgeliefert. Woher haben die Leute wiſſen können, daß dieſe Pferde uns gehörten, und wie kamen dieſe Tanguten dazu, die gefundenen Tiere meiner Frau und nicht mir zuzuſtellen? Die Chineſen behaupteten, daß die Pferde in ihren heimiſchen Stall zurück wollten. Das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte aber iſt, daß wir dieſe Tiere gar nicht in Si-ning-fu, ſondern in Luſſar bei Kumbum gekauft hatten. Wahrſcheinlich hatte Ma die beiden Pferde mit nach Si-ning-fu entführt und das weitere Schwindelmanöver in Szene geſetzt, um meiner Frau einen Beweis von der Gefährlichkeit der Gebiete zu geben und ſie zu bewegen, mich zurückrufen zu laſſen.

*) Das iſt nicht richtig. Der Wirkungskreis des Amban geht bis jenſeit des Huang-ho-Oberlaufes.

Auch folgendes Beiſpiel iſt typiſch für die Art und Weiſe, mit der man Forſchungsreiſenden in Si-ning-fu entgegen zu kommen pflegt.

Mr. Ridley und Mr. Hall erzählten mir, daß vor einigen Jahren der Amban Europäern nach vielen Umſchweifen einen Paß ausgeſtellt habe, der die Erlaubnis zur Bereiſung Tibets enthielt. Nach geraumer Zeit konnte aber der erſtaunte Paßbeſitzer auf dem Papier gerade das Gegenteil geſchrieben ſehen! Wie war das gekommen? Die Chineſen hatten ganz einfach die fragliche Stelle mit einer dünnen Löſung von Kalk und Gummi überſtrichen und auf dieſe Schicht die Erlaubnis zum Bereiſen Tibets geſchrieben. Der Kalk bröckelte raſch ab und der Zweck war erreicht. Um ähnlichen Machinationen gleich von vornherein die Spitze abzubrechen, war unſer erſtes nach Erhalten des Paſſes geweſen, dieſen genau zu unterſuchen.

Der 15. Juni war ein heißer, ſchwüler Tag, den wir doppelt unangenehm empfanden, weil jeder Kilometer vorwärts mit Gewalt erzwungen werden mußte. Die Soldatenbedeckung hatte unſere chineſiſchen Ma-fus zur Meuterei verführt; zum Teil liefen die Leute davon, zum Teil benahmen ſie ſich äußerſt trotzig und frech gegen uns, ſtießen Drohungen aus und ließen abſichtlich Gepäckſtücke auf dem Wege liegen. Hierdurch entſtanden fortgeſetzt Marſchſtockungen; die Tiere wurden dadurch unnötig ermüdet, und die ganze Expedition geriet auf mehrere Kilometer auseinander. Dr. Tafel und ich ſtanden einer Aufgabe gegenüber, deren Bewältigung einen guten Teil Geduld und Vorſicht erforderte.

Nach Überſchreitung eines mäßig hohen Bergrückens auf einem ſogenannten Ta-lu, dem großen Weg, der nach Tſaidam führte, machten wir am Nordufer des Waych-nōr*) Halt. Hier nun kam der bisher noch verhaltene Grimm der Chineſen zum Durchbruch. Insbeſondere die Soldaten benahmen ſich uns Europäern gegenüber unverſchämt und widerhaarig, beſchimpften uns in der frechſten Weiſe, predigten offen Auf-

*) Ein etwa 7 qkm großer See dicht ſüdöſtlich des Kuku-nōr.

ruhr und forderten meine Ma-fus auf, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit die Karawane im Stich zu lassen. Da Ma auf dem Weitermarsch nach Tsaidam bestand und sich auf seine dahin gehenden Vorschriften des Amban, die genau das Gegenteil der Anordnungen des Erlasses,*) den er an die Tibeter gerichtet hatte, enthielten, entließ ich ihn samt dem kleinen spitzbübischen Mongolen, dem sogenanten Führer, der in Wirklichkeit nur dazu bestimmt war, den Sündenbock zu spielen. Unter den Ma-fus war der gefährlichste der Koch Liu, der am Abend bereits sein Eigentum zur Flucht hergerichtet und sich hierzu mein bestes Pferd ausgewählt hatte. Die anderen Ma-fus sollten nach Verabredung in kurzen Abständen auf Expeditionspferden folgen. In der Nähe des Lagers hatten die Gauner einen geeigneten Sammelpunkt bestimmt, von dem aus sie mit Hilfe des Mongolen und Ma's, Si-ning-fu erreichen wollten. Li, der chinesische Lehrer, der die verkörperte Angst war, und Tag und Nacht in allen Geländefalten Räuber und „starke Männer" — so heißen die Tibeter dort die Bären — witterte, hatte uns den Fluchtplan verraten. So mußten wir uns denn nachts, um einen Fluchtversuch zu vereiteln, von jetzt an bis auf weiteres in der Bewachung unserer eigenen Schutzbedeckung gegenseitig ablösen.

Am 16. Juni morgens brach Dr. Tafel mit dem größten Teil der Karawane frühzeitig auf, während ich mit dem Häuptling eines nahen Tanguten-Stammes noch Einkäufe machte und 27 Yaks erstand. Da die Nachrichten über die Beschaffenheit des Geländes bis zum Matschu recht ungünstig lauteten und die Verpflegungsverhältnisse noch schlechter werden mußten, als ich angenommen hatte, und auch mit der Flucht mehrerer Chinesen samt Expeditionspferden und -yaks zu rechnen war, glaubte ich zur Vorsicht diese Vergrößerung unseres Tierbestandes vornehmen zu müssen. Wir besaßen jetzt 104 Pferde und Yaks, doch war

*) Vgl. die Kopie des Erlasses, Bild 20. Dieser war auf eine 1 qm große gelbe Fahne in chinesischer, mongolischer nnd tangutischer (tibetischer) Sprache geschrieben. Die Fahne sollten wir jeden Abend am Zelte befestigen. Wir unterließen dies aber bald, da die Tibeter, sobald sie diesen Erlaß sahen, in Aufregung gerieten, und da darin von „Europäern" die Rede war.

mit dieser Vermehrung natürlich auch die Schwierigkeit bei der Vorwärtsbewegung bedeutend gewachsen.

Erst nachmittags war der umfangreiche Einkauf beendet. In sehr entgegenkommender Weise hatte mich der Häuptling hierbei unterstützt. Beim Einfangen der weidenden Tiere hatte er selbst mit Hand angelegt und war auch beim Befestigen der Reservesättel tätig gewesen. Freilich hatte er mir als unverfälschter Tangute bei dieser Gelegenheit auch unbemerkt einige Dutzend Meter Strick gestohlen. Obwohl die Tibeter alle geriebene Spitzbuben sind, empfand ich doch den Verkehr mit ihnen, selbst als er später recht ungemütliche Formen annahm, durchaus angenehm und in sehr wohltuendem Gegensatz zu dem boshaften und hinterlistigen Wesen der Chinesen stehend.

Wir durchkreuzten eine leicht wellige, wasserarme Ebene in westlicher Richtung und lagerten über Nacht außerhalb eines Tanguten-Dorfes. Da strömender Regen niederging und unsere Tiere schon jetzt infolge der haarsträubenden Behandlung durch ihre Pferdeknechte dringend eines Ruhetages bedurften, wurde der nächste Tag als solcher eingeschaltet. In der letzten Nacht war uns wiederum trotz Wachen und trotz aller Vorsichtsmaßregeln ein gutes Pferd gestohlen worden; als Ersatz wurden vier Yaks gekauft. Wenn die Pferdediebstähle so weiter gehen sollten, so waren bei Ankunft am Matschu überhaupt keine Pferde mehr vorhanden!

Um das Mißgeschick vollzumachen, fiel ich bei der Untersuchung der Waffen in dieser Nacht in einen großen, 15 kg schweren Butterklumpen, den wir am Abend vorher im Ort erstanden hatten und der zur Sicherheit während der Nacht zwischen unseren Betten aufbewahrt war. Dabei verstauchte ich mir die linke Hand dermaßen, daß die Folgen bis auf den heutigen Tag noch nicht verschwunden sind. Die nächsten zwei Monate war ich infolgedessen beim Schießen nur imstande, das Gewehr auf den linken Unterarm aufzulegen. Die linke Hand war vollständig gebrauchsunfähig, was ich gerade beim Einmarsch in Tibet recht unangenehm empfinden sollte.

Der 13. Juni brachte uns noch weſtwärts, am Fuße des ſüdlichen mit Buſchwerk und Wäldern bekleideten Kuku-nōr Gebirges entlang. Am nächſten Tag ſchwenkten wir nach Süden ab zum Fluſſe Huyuyung, wo wir lagerten. Am Nachmittag hielten wir ein Gefechtsſchießen der Chineſen ab, mehr in der Abſicht, den Leuten Mut und Vertrauen zur Waffe beizubringen, als ſie zu Schützen auszubilden. Daß das letztere überhaupt jemals hätte erreicht werden können, hielten wir für ausgeſchloſſen.

Abends zog ein mächtiges Gewitter über unſeren Lagerplatz hinweg. Infolge der eiſernen Zeltſtangen und der Patronenmengen, die in unſerem Zelt nachts aufgeſtapelt lagen, war die Blitzgefahr groß. Da bei Einſchlagen des Blitzes ins Zelt wohl das ganze Lager in die Luft geflogen wäre, wurden die Pulver- und Patronenkiſten anfänglich bei Gewittern außerhalb des Lagers nach verſchiedenen Plätzen getragen, eine Vorſichtsmaßregel, die wir nur jetzt, ſolange wir uns noch vor tibetiſchen Angriffen ſicher wußten, durchführen konnten, die aber ſpäter natürlich unterbleiben mußte.

Unſere Fährte war ſchon jetzt für Boten und Sendlinge des Amban ſchwer aufzufinden, und als wir am 20. Juni morgens die vielgeſchlungenen Arme des Huyuyung, eines verſumpften, ziemlich großen Fluſſes überſchritten hatten, konnte man annehmen, daß wir vor ſeinen Häſchern geborgen waren. Über Dünenfelder und troſtloſes Steppengebiet hinweg erreichten wir am Nachmittag den weſtlichen von drei abflußloſen Seen, die alle unter dem Namen Gungga-nōr*) bekannt ſind. Zweieinhalb Tage verbrachten wir hier, um noch die letzte Gelegenheit auszunutzen, in den Dörfern nördlich vom Huyuyung Tiere anzukaufen. Obwohl wir im letzten Ort für unſeren Vormarſch bereits zwölf Ochſen gemietet hatten, mußten dennoch neun weitere und zwei Yaks ſamt Sätteln herbeigeſchafft werden. Da mich aſtronomiſche und magnetiſche

*) Eier-See. Gungga iſt das tibetiſche Wort s Goṅ-ṅo (ſprich gongngo) = Ei und nōr (mongoliſch) = See.

Überſetzung der Aufſchrift der vom Amban der Expedition verliehenen offiziellen Flagge.

(Zu nebenſtehendem Bilde 20.)

Ein Erlaß des Amban Tſchun.

Der Amban entſendet einen Dolmetſcher und berittene Soldaten zum Schutze und als Begleiter der deutſchen Beamten Filchner und Tafel auf ihrer Reiſe in das Kuku-nōr-Gebiet, zu den Quellen des Huang-ho uſw. Er befiehlt den Zivil- und Militärbeamten des inneren Gebiets und den Königen, Herzögen, Häuptlingen und Unterhäuptlingen, den Geiſtlichen und dem Volk, ſämtlich dem zu gehorchen. Jeder ſoll Soldaten entſenden, um zu dem ſicheren Geleite von Halteplatz zu Halteplatz beizutragen, er möge ſeine Untergebenen im Zaume halten, daß ſie nicht an den von den fremden Beamten berührten Orten Ausſchreitungen und Räubereien begehen. Sollte man es aber wagen, nicht zu gehorchen und dergleichen Unfug zu treiben, ſo wird auf das beſtimmteſte mit unnachſichtiger Strenge verfahren werden.

Ein dringender Erlaß.

Fichte, Grundlage des Naturrechts (1796)

Ursprünglich vorgestellt, daß Freiheit gesetzt und von allen Dingen, das Subjekt in absoluter spontaneität, absolute Causalität [illegible]

Arbeiten an den Lagerplatz feſſelten, übernahm Dr. Tafel dieſe Aufgabe. In einer 10 km entfernten Zeltanſiedlung benahmen ſich aber die Tanguten recht unverſchämt gegen ihn, verlangten übermäßig hohe Preiſe und drohten ſogar, handgreiflich zu werden. Trotzdem war es Dr. Tafel gelungen, für 112 Taels (302 Mark) elf Tiere einzukaufen. Nachts vertrieben die Poſten durch Gewehrſchüſſe zwei Pferdediebe. Am Tage beſuchten uns die Tanguten der umliegenden Lager nördlich vom Huyuyung. Männlein und Weiblein kamen auf Pferden, Yaks und Kamelen angeritten; die Männer waren bewaffnet, die Weiber führten ihre Kinder bei ſich. Sie hatten eine hübſche Tracht; das lange, aus grobem, blauem Tuch angefertigte weite Gewand, das an der Hüfte mit einem Gürtel hochgeſteckt wird, war mit Borten, roten Tuchſtreifen und meiſt grünen Steinen verziert. Das Haar trugen ſie in hundert kleinen Flechten, deren Enden mit Silberſchmuck und Steinchen beſetzt waren, vielfach hatten ſie auch aus China importierte Tuchſchaftſtiefel. Eine Meute zottiger, wolfsähnlicher Hunde umkreiſte unter wildem Geheul die maleriſche Kavalkade. Die Hunde, die uns als Eindringlinge in ihren Machtbereich betrachteten, ſtellten ſich vor die Pferde, fletſchten die Zähne und erdreiſteten ſich ſogar, wenn wir zu Pferde geſtiegen waren, dem Reitpferd auf die Flanke zu ſpringen oder es in die Feſſeln zu beißen. Wir waren in derartigen unangenehmen Lagen einzig und allein auf die Gnade der Tibeter angewieſen, die durch Zuruf die biſſigen Köter von uns abzubringen vermochten; denn wollte man einen Hund erſchießen oder verletzen, ſo würde ſich der ganze Stamm wie ein Mann erheben und den Tod des Hundes rächen.

Am letzten Raſttag unternahm ich einen Jagdausflug an die mit Schilf reich bedeckten Ufer des Gungga-nōr, die mit Raben und Adlern, gelben Enten und Reihern, Tuckenten und Lämmergeiern bevölkert ſind. Auch Haſen und große Herden wilder Pferde, Antilopen, Wölfe und Leoparden kommen von den Steppen zwiſchen dem Huyuyung und der Si-an-ſi-peï-Kette im Süden bis hierher, an die Ufer des Gungga-nōr herab. Die Wölfe ſind ſo frech, daß ſie ſich auch am Tage bis dicht ans

Lager heranwagen, die wilden Pferde dagegen so scheu, daß man ihnen nur durch Überlistung beikommen kann.

Am 23. Juni verzeichnet mein Tagebuch: Auch wir verfügen jetzt über zwei Lagerhunde; der eine stammt aus Scharakuto, der zweite ist uns gestern zugelaufen. Beide hassen sich bitter. Der größere fühlt sich in seiner Würde als Polizeihund, er attackiert jeden von uns und erlaubt uns auch nicht, die Zelte zu betreten; er ist Republikaner, denn er erkennt keinen Lagerherrn an. Wir alle haben vor ihm Respekt, und es war in der Tat schwierig, dem bissigen Tiere beizukommen und ihn mit einem Strick während der Nacht an einen Zeltpfahl festzubinden. Nur langsam gewöhnte er sich an uns Europäer, und zu seiner Ehre sei es gesagt, er leistete uns später als Wachthund, insbesondere während der Nacht, manchmal ganz gute Dienste. Sein Kamerad zeichnete sich nur durch einen fabelhaften Hunger aus; er besaß die unangenehme Eigenschaft, daß er nachtwandelnd in unser Zelt schlich und sich am Butterklumpen zu schaffen machte. Er verschwand erst, als er mit dem Zeltmobiliar bombardiert wurde. Weil er zu keiner höheren Aufgabe zu gebrauchen war, wurde er zum Versuchshund degradiert, d. h. wegen der naheliegenden Vergiftungsgefahr mußte er von den Nahrungsmitteln, die die Tibeter lieferten, immer zuerst genießen.

Öde und trostlos nimmt sich das Gelände südwestlich vom Gunggano̅r aus. Auf Terrassen ansteigend, überschreiten wir mühsam eine scharf durchäderte Steppenebene, deren südwestliches Ende der Tschetschetschu-Bach*) begrenzt. An ihm, nahe einer niederen Kette im Süden, fand sich ein geeigneter Lagerplatz.

Während Ta-tschang und ich dort die Pferde absattelten und auf die zurückgebliebene Karawane warteten, knatterten plötzlich in rascher Folge aus der Richtung unseres alten Lagerplatzes mehrere Salven. Sollten die Tanguten jenseits des Huyuhung einen Überfall auf meine Karawane ausgeführt haben? Da mir bekannt war, daß Dr. Tafel stets in der Nähe der Karawane ritt, regte ich mich nicht weiter auf und schickte

*) Tschui (tibetisch) = Wasser, Bach, Fluß.

nur Ta-tschang ab, um sich nach der Ursache des Schießens zu erkundigen. Bald kam er an der Spitze der Karawane zurück und meldete, daß die Tanguten angegriffen hätten. Unzweifelhaft lag auch hier wieder ein Komplott vor. Die Leute wollten mir durch diese Komödie die Gefährlichkeit unserer Lage schlagend vor Augen führen und, da sie bei dem, wie sich später herausstellte, erdichteten Überfall alle in ihren Händen befindliche Munition verschossen hatten, mir hierdurch auch zu verstehen geben, daß wir mit dem geringen Munitionsquantum keine ernsthaften Kämpfe auf die Dauer wagen dürften. Sie wollten mich eben zur sofortigen Umkehr bewegen.

Zur Strafe sollten alle Leute, die geschossen hatten, die nächsten drei Tage zu Fuß gehen; außerdem hatte ich mir vorgenommen, an ihnen Rache zu nehmen und ihnen gleichzeitig ad oculos zu demonstrieren, welche Wirkungen ein tatsächlicher Überfall auf das Lager oder die Karawane hervorbringen würde.

Unser Lager war in einer der vielen kleinen Schlingen des Tschetschetschu angelegt, in der ungefähr 150 m breiten Talsohle, die im Norden auf 40 m Entfernung eine steile, schwer zugängliche, ungefähr 12 m hohe Terrasse einfaßte. Von dort aus sollte in der Dämmerung ein fingierter Überfall gemacht werden.

Natürlich mußte dies überraschend geschehen und unter Umständen, die für die Chinesen möglichst ungünstige waren. Zu diesem Zweck wurden als Strafe für ihr unnötiges Schießen sämtlichen Ma-fus die Patronen abgenommen und den Soldaten nur 20 Stück pro Mann gelassen. Dr. Tafel sollte während des von mir in Szene gesetzten Überfalls im Lager bleiben, um die Wirkung zu beobachten und Erfahrungen für die Nutzanwendung zu sammeln.

Als nach Einbruch der Dunkelheit die Trag- und Reittiere im Lager verpflöckt waren, die Mannschaft sich zum größten Teil zur Ruhe begeben hatte und auch der Posten in seiner stumpfsinnigen Gleichgültigkeit wieder einmal eingeschlafen war, begann ich von der vorhin geschilderten Höhe aus lebhaft zu schießen.

Die Wirkung war eine unerwartete: Unsere schon in Scharakuto getroffenen Bestimmungen über das Verhalten beim Angriff blieben vollständig unbeachtet. Unter einem tierischen Geheul stürzten sich die Ma-fus nach dem Europäerzelt und beschworen dort den heraustretenden Dr. Tafel, ihnen Patronen auszuhändigen, denn diesmal, so schrien sie, seien die Fantzi*) tatsächlich gekommen. Die Chinesen hatten in ihrer Angst zum nächsten erreichbaren Gegenstand gegriffen; die einen hielten Prügel in den Händen, die anderen schwangen wild ihre rostigen Schwerter, wieder andere hatten ihre Messer gezückt, der Koch war mit der Bratpfanne erschienen. Die Ma-fus, denen bei einem Angriff die Bewachung der Tiere anbefohlen war, hatten ihre Plätze verlassen, eine allgemeine Panik war eingetreten. Nur die Soldaten gingen sofort zum Angriff vor, und alsbald pfiffen die Kugeln ihrer Henry-Martini-Gewehre über meinen Kopf hinweg. Es kostete Mühe, die Leute zu beruhigen und dem Schießen der Soldaten Einhalt zu tun. Jedenfalls waren die chinesischen Helden im Inneren herzlich froh, als sie die Ungefährlichkeit der Lage erkannt hatten, und sie schworen insgesamt, von jetzt an vorsichtig zu sein und mit einem Angriff der Tibeter nicht mehr frevelhafterweise zu scherzen, sowie meine Anordnungen aufs gründlichste zu beachten.

Dieser Scheinangriff gleich zu Anfang der Expedition hatte recht gute Folgen für die Zukunft, denn die Mannschaft wurde hierdurch auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht, das Vertrauen zu uns Europäern gehoben und uns zugleich die Gelegenheit gegeben, an der Hand dieses praktischen Beispiels das Verhalten bei einem Überfall eingehend zu besprechen.

Da von jetzt an das Gebiet unsicher wurde und die Ngolok, der am meisten gefürchtete Feind, sogar bis hierher nach Norden mitunter ihre Raubzüge unternehmen, erhielt am nächsten Tage jeder Ma-fu fünf Patronen. Diejenigen, die keine Gewehre hatten, fühlten sich schon durch

*) Tibeter, Tanguten, dann oft = Räuber.

den alleinigen Besitz der Patronen ebenso sicher, wie die Gewehrtragenden.

In einem Punkte gingen bei der Besprechung des Verhaltens beim Überfall die taktischen Ansichten von uns Europäern und den Chinesen etwas auseinander, nämlich in der Art der Verteidigung. Die Chinesen versicherten, daß es angreifenden Tibetern gegenüber das einzig Richtige sei, aus Leibeskräften zu brüllen und so schnell wie möglich in die Luft zu schießen, während wir auf Sparen der Munition und, um den Aufenthaltsort nicht zu verraten, auf Ruhe bestanden. Da der Angriff der Tibeter fast ausschließlich in dunklen Nächten erfolgt, so hat es gewiß etwas für sich, großen Lärm zu machen, um dadurch die Angreifer über die Anzahl der Verteidiger zu täuschen, doch bei uns hatte das keinen Sinn, da die tibetischen Patrouillen täglich auf unserem Marsche die Stärke unserer Kolonne und die Anzahl der Gewehre feststellen konnten.

Am 24. Juni folgten wir dem Tschetschetschu-Fluß aufwärts, am 25. überstiegen wir bei kaltem Wind einen leichten Paß und gelangten am nächsten Tage nach Durchschreitung einer weiten, öden Steppe an den tief eingeschnittenen Dáchóbá, einen linken Nebenfluß des Huang-ho. (Siehe Bild 21.)

Der Abstieg der Karawane in das Flußbett über die steilen Ufer hinab vollzog sich langsam, aber ohne Störung. Der Dáchóbá wurde ohne Schwierigkeit überschritten und am anderen Ufer ein Lager aufgeschlagen. Man merkt es dem zahm aussehenden Fluß nicht an, daß er rasch zu einem wilden Gebirgsbach anschwellen kann, der den ganzen unteren Teil des breiten Tales ausfüllt und der dann auch nicht überschritten werden kann. Obwohl wir uns hier in einer Höhe von 4000 m befanden, waren die Hänge der Talschlucht teilweise mit Nadelholz, stämmigen Fichten und Buschwerk, bewachsen.

Nachdem Tags zuvor ein Aufstieg auf das westliche steile Dáchóbá-Ufer erkundet war, begannen wir unter großen Schwierigkeiten am 27. Juni auf diesem schmalen, von Karawanen ausgetretenen Pfad die steilen Kieshalden zu erklettern. Zum Teil ist dieser Terrassenrand von

den Regenbächen dermaßen zerfressen, daß oft spitze, pyramidenartige Schuttkegel entstanden waren, deren Umgehung wegen des bröckligen Gesteins mit Gefahr verbunden war. Obwohl zum Aufstieg mehrere Stunden vorgesehen waren und die Yaks und Ochsen nur zu zweien hinaufgetrieben, die Pferde sogar einzeln von zwei Leuten geführt wurden, ereignete sich dennoch ein Unfall. Tschī-fu, unser unvorsichtiges Kind, stürzte mit einem Pferd gegen 30 m ab, hatte aber in seiner Dummheit das Glück, auf das in einer tiefen Spalte festgeklemmte Pferd zu fallen. Das Pferd war sofort tot, und das Gepäck, ungefähr ein Zentner Mehl, konnte nur zum kleinsten Teil gerettet werden.

Nachdem der Dáchóbá unser erstes Opfer an Tieren gefordert hatte, folgten wir einem Nebenfluß des Tschassora, dem Lócht'ötsch'ü,*) aufwärts, und zwar auf seinem linken, stark durchfurchten Ufer, und standen nach einem kurzen, aber sehr beschwerlichen Marsch an einem ansehnlichen Nebenfluß, dem Tschúngúch. Die Soldaten wurden beauftragt, eine Furt ausfindig zu machen; doch da sie am anderen Ufer Tibeter und eine Zeltansiedlung gewahrten, streikten sie und behaupteten, der Fluß sei unpassierbar. In der Tat war infolge des Regens der letzten Tage dieser Gebirgsbach stark angeschwollen und seine Tiefe auf mehrere Meter angewachsen. Überschritten mußte er aber werden, und so wurde denn zuerst ein langes Gletscherseil über ihn gespannt und dann die Pferde zuerst einzeln, später in Staffeln von drei bis vier mit Gepäck hinübergetrieben. Mit Hilfe des Seiles wollten wir die durch die starke Strömung fortgerissenen Tiere auffangen. Dies war nötig, denn einige hundert Meter flußabwärts durchsägte der Lócht'ötsch'ü, kurz vor dem Zusammenfluß mit dem Tschúngúch, die dort herantretenden hohen Terrassen in einer steilen, ungangbaren Schlucht.

Die Yaks schwammen sehr gewandt, doch wurden ihnen vorher die Lasten abgenommen und diese von den Pferden, die den Fluß einige

*) tsch'ü wohl wieder = tschu, Fluß (mundartliche Abweichung der tibetischen Aussprache).

Male durchschwimmen mußten, hinüber gebracht. Erst 8½ Uhr abends waren die Yaks und das letzte Gepäck am jenseitigen Ufer. Ein Rasttag schien dringend nötig, denn gerade der letzte Tag hatte Menschen und Tiere stark angegriffen. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß sich hier friedliebende Tibeter vorfanden, die ihre Ungefährlichkeit schon bei unserem Flußübergang zeigten, als sie von der hohen, steilen Flußterrasse mit großem Interesse den Vorgängen folgten und sogar hilfreich mit eingegriffen hatten. Leider mußte ich dagegen mit den tibetischen Hunden wieder unangenehme Erfahrungen machen. Als ich dem Häuptling meinen Besuch abstatten wollte, stellten sich mir drei große, bissige, zottige Hunde in den Weg, während sich ein vierter von rückwärts heranschlich und mich in die linke Wade biß.

Die Tibeter, die sich hier am Tschúngúch aufhielten, standen unter der Tributpflichtigkeit des Amban und waren, weil wir chinesische Amban-Soldaten bei uns hatten, zuvorkommend und höflich. Der Häuptling entschuldigte sich am nächsten Morgen persönlich wegen des Hundebisses und erhielt dafür ein Geschenk, einen Chátá,*) das ihn uns noch gefügiger machte. Die Ansiedlung bestand aus ungefähr 60 Zelten, jenen schwarzen typischen Filzbehausungen, die etwas über Manneshöhe emporragen, oben flach sind, durch dünne Stöcke gestützt und durch Wollschnüre am Boden verankert werden und im allgemeinen quadratischen Grundriß zeigen. (Siehe Bild 22.) Die dortigen Frauen tragen einen eigenartigen, geschmackvollen Rückenschmuck, meterlange Bänder mit faustgroßen, silbernen Halbkugeln und Steinen besetzt, von denen zwei in einem Abstand von 20 cm nebeneinander an den Zöpfen befestigt werden.

*) Chátá ist ein feines, meist weitmaschiges, schleierartiges Seidengewebe von bläulich weißer Farbe und dreimal so lang als breit. An den Enden hat es Fransen. Es gibt solche verschiedener Größe, und jeder Tibeter trägt stets einige bei sich. Der Chátá ist einer der begehrtesten Tauschgegenstände in Tibet und das geschätzteste, vornehmste Geschenk, eine segenbringende Gabe für jedermann. Manche tibetischen Stämme ziehen rote, manche gelbe Farben vor. Der Chátá ist auch unter dem Namen Zeremonienschärpe, Glückstuch, Glücksschärpe, Khapa, Khatan bekannt. Die Ngolok nannten dieses Ehrengeschenk Cháttérrch (sprich ch als Schweizerkehllaut).

Im Lager hielten sich chinesische Kaufleute aus Sung-p'an-t'ing, Mohammedaner, auf, die gewöhnlich zu 500 bis 700 Mann von Labrang her diese Gebiete bereisen und ihre Handelsexpeditionen über das ganze Gebiet zwischen Matschu und Kuku-nōr ausdehnen. Sie bringen russische Stoffe und chinesische Silberarbeiten hierher und tauschen dafür tibetische Tücher, Hammel und Yaks ein. Auch wir erstanden gegen farbige Seidentücher und Nähnadeln von den Tibetern einen Hammel, der uns nach der bisherigen ständigen Brot- und Reisnahrung recht gut mundete. Die Kaufleute aus Sung-p'an-t'ing tauschten uns vier Pferde, die durch den Marsch und vor allem durch die sorglos aufgelegten Bocksättel rückenwund geworden waren, gegen fünf Yaks mit Sätteln um.

Schon die wenigen Tage unseres Marsches brachten uns die Erfahrung, daß das Pferd in Tibet nur zum Reiten geeignet ist, und daß der Ochse, eine langhörnige, mittelgroße Art, von der wir zwölf Stück besaßen, als Transporttier selbst dem Yak vorzuziehen ist.

Die chinesischen Kaufleute versprachen, einen Brief an den Amban und meine Frau nach Si-ning-fu besorgen zu wollen. Hier, am Tschúngúch, war die letzte Gelegenheit, mich mit meiner Frau zu verständigen; leider gelangten die Briefe nicht an ihre Adresse. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß auch meine Frau beabsichtigt hatte, mir ein Lebenszeichen nachzusenden. Sie hatte sich deshalb an den Amban gewandt, dieser aber verweigerte die Erfüllung ihres Wunsches mit der Begründung, daß er unseren Aufenthaltsort nicht wüßte. Trotzdem schickte er an die Expedition noch am gleichen Tage (22. Juni) den freundlichen T'ung-schï*) ab, unseren Führer in Kumbum,**) der zwei Monate später von Tibetern in Quetä erschossen wurde. Er sollte mir das Schreiben, das auf Seite 66 wiedergegeben ist und das unseren Weiter-

*) T'ung-schï ist gleich Dolmetscher.

**) Ein großes Lamakloster südwestlich von Si-ning-fu, das wir Anfang Juni 1904 besuchten. (Filchner, Das Kloster Kumbum. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.)

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Das Tal des Dschihû.
Im Hintergrunde Nordwest.

Digitized by Google

Unser Zelt. Tibetisches Lager. Nach einer Aufnahme des Verfassers.

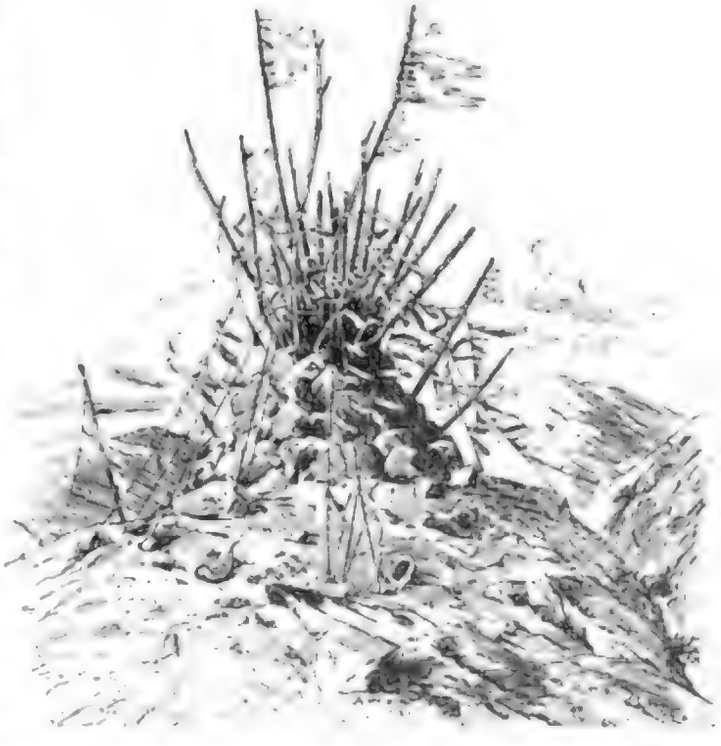
Unser Lager am Tschungsch.

Im Hintergrund Norden. Übergangsgebiet.

marsch nach Barundsassak forderte, überbringen. Glücklicherweise hatte uns der T'ung-schī nicht mehr gefunden, er war uns aber, wie sich später herausstellte, bei seinem Suchen sehr nahe gekommen. Dies war der letzte Versuch des Amban, mich zum Aufgeben meines Planes zu veranlassen.

30. Juni. An vielen Obós*) vorbei folgten wir dem Löcht'ötsch'ü in einem breiten Tale aufwärts und bogen dann in das Tal seines westlichen Nebenflusses, des Tschassora, ein. Bisher waren wir im allgemeinen auf der von Grenard**) durcheilten und festgelegten Route vorwärts gekommen, doch am Tschassora verließen wir sie und begaben uns auf Pfade, die bisher noch kein Europäer betreten hatte.

Das mittlerweile eingetretene schlechte Wetter wirkte auf die Stimmung meiner Leute sehr niederdrückend. Das mußten wir heute recht empfindlich verspüren. Mürrisch und fluchend hatten sie im strömenden Regen das Lager aufgeschlagen, einige Legföhren als Brenn-



*) Aus Steinen und Erdschollen errichtete meterhohe Opfer- und Andachtsstätten. Obó ist ein mongolisches Wort, tibetisch lab-tsʻe, geschrieben labrtsʻe (siehe Abbildung).

**) Grenard, Franzose, war der Reisebegleiter Dutreuil de Rhins, der 1894 bei Tambudo von den Ngolok ermordet wurde. Grenard war es gelungen, in Begleitung eines Getreuen über den Patschongla, einen Paß in der Bayenkara-Kette, zu entfliehen. Er durchschwamm den Matschu östlich des Oring-nör und erreichte in Eilritten glücklich über Scharaluto Si-ning-fu.

holz herbeigeschafft und sich dann wie Hühner in einem Haufen zusammengekauert. Sie weigerten sich, Tee zu kochen und weiterzuarbeiten. Auch während der Nacht jammerten sie wie Katzen oder Hunde, und der alte Li überschüttete mich bis spät in die Nacht mit Vorwürfen, daß ich ihn und seine Gefährten in den sicheren Tod jagen wolle. Der Vorwurf indes, ich hätte es unterlassen, die unwissenden Chinesen, bevor ich sie für meine Zwecke anwarb, über die Schrecknisse Tibets aufzuklären, ist nicht gerechtfertigt, denn ich hatte zu wiederholten Malen vorher jedem einzelnen das Leben in Tibet in den dunkelsten Farben ausgemalt. Das blanke Silber, das ihnen als Lohn versprochen war, hatte diese unverständigen Menschen derart gereizt, daß sie damals überhaupt nicht zu hören schienen. Besonders dem alten Li, dem Familienvater, habe ich mit allen möglichen Schauermärchen zugesetzt, er blieb aber trotzdem bei seinem Entschluß, mich zu begleiten, und bereute jetzt bitter seine Unüberlegtheit. Die Stimmung war am 30. nachmittags wieder einmal derart, daß es für die nächsten Tage sicherer schien, den Leuten die Gewehre wegzunehmen und durch ausgiebige Märsche die Entfernung nach ihrer Heimstätte rasch zu vergrößern; ich hoffte dadurch einen Fluchtversuch aussichtsloser zu machen, umsomehr, als sich die ganze chinesische Gesellschaft bei der geringsten Gefahr fast einmütig ähnlich verhielt, wie die Kinder in Nöten. Diese rufen nach der Mutter, die Chinesen schrien nach den beiden sonst verwünschten Europäern.

Am 1. Juli war Rasttag. Wir veranstalteten Jagd auf Hasen, Adler, wilde Pferde und Bären. Durch die Rast und das gute Futter waren unsere Tiere frischer geworden. Doch neues Mißgeschick sorgte dafür, daß sie nicht zu fett und wir selbst nicht zu übermütig wurden: der 2. Juli wurde ein Unglückstag. Ein ungefähr 200 m hoher Querrücken schließt das Tschassora-Tal an seinem oberen Ende ab. Über diesen hinweg wollten wir am 2. Juli nach Westen vorstoßen, da sich nach der Karte in dieser Richtung ein mächtiges Bergmassiv mit ewigem Schnee befinden sollte, dessen nähere Untersuchung eine unserer Aufgaben war.

Ta-tschang begleitete mich wie immer. Er trug mein Gewehr und die Patronen, da ich eisenfrei bleiben mußte, weil ich ständig mit dem Kompaß zu arbeiten gezwungen war. Der Diener folgte deshalb in einem kleinen Abstand, den er aber nach Belieben vergrößerte. So kam es, daß er, als ich über den weichen Schuttschlamm dieses Querrückens mühsam ansteigend, endlich die Paßhöhe erreicht hatte, ein gutes Stück zurückgeblieben war. Den Paß krönt ein mächtiges Steinobo. Als ich näher trat, um einzelne tibetische Inschriften zu besehen, stürzte hinter dem Obo eine braune Bärenmutter mit ihrem Jungen hervor. Ich rief Ta-tschang zu, schnell mit dem Gewehr zu kommen; darauf zu warten, hatte aber die Bärin nicht Lust, sie ging auf mich los und machte ernsthaft Miene, mir zuvorzukommen. Ich warf einige Steine nach ihr, sprang dem keuchend bergauf laufenden Ta-tschang entgegen und nahm ihm das Gewehr ab. Doch die Bärenmutter hatte sich inzwischen eines Besseren besonnen und war umgekehrt; als ich das Obo wieder erreicht hatte, trottete sie schon 100 m entfernt, brummend und ab und zu sich umsehend, den jenseitigen Hang hinab, kam bald auf dem lehmigen, glatten Hange ins Rutschen und gelangte auf diese Weise so schnell ins Tal, daß ich ihr mit meinem Winchester,*) selbst wenn er diesmal nicht versagt hätte, keine Kugel mehr hätte nachsenden können.

Inzwischen waren als erste der Karawane die Yaks oben angelangt und hatten auf der westlichen Seite des anscheinend leicht gangbaren Passes den Abstieg in eine weite Talebene begonnen, doch mit dem üblen Erfolge, daß sämtliche Yaks bei Betreten des Schuttfeldes sofort bis an den Bauch einsanken. Durch den starken Regen des letzten Tages war der Schutt aufgeweicht, und der lehmige Untergrund hatte sich in einen Brei verwandelt. Hier war diese Durchweichung des Bodens bedeutend größer als auf der Ostseite des Tschassora-Passes. An einigen

*) Ta-tschang sollte stets zwei Gewehre tragen, den Karabiner 88 und den Winchester. Ohne mein Wissen hatte dieser Spitzbube öfters den Karabiner seinen Kameraden geliehen, eine Eigenmächtigkeit, durch die ich mehrmals in unangenehme Lagen gekommen bin. Ta-tschang hatte auch die böse Angewohnheit, ständig mit dem Gewehrmechanismus zu spielen und dadurch Ladestörungen herbeizuführen.

Stellen hatten Waſſerbäche tiefe Rinnen in die lehmigen Schutthalden gewaſchen, ſo daß dadurch etwas feſterer Boden bloßgelegt worden war. In einer ſolchen Rinne gingen wir, Ta-tſchang und ich, die Pferde führend, hinab. Der Kolonnenführer erhielt Weiſung, uns zu folgen. Da die Chineſen ſich aber ſtets einbilden, alles beſſer zu wiſſen als die Europäer, ſo kam es, daß wir, am Fuße des Paſſes angelangt, die Karawane über den ganzen Hang hin auf eine Fläche von 4 bis 5 qkm verteilt erblickten. Die Folge war, daß auch die Pferde, mit dem ſchweren Gepäck beladen, bis an den Bauch und noch tiefer verſanken, und daß die erſchreckten Pferde mit dem Ringen und dem Herausarbeiten aus dem Lehm ihre beſten Kräfte ganz zwecklos vergeudeten. (Siehe Bild 23.) Inzwiſchen hatten wir im Tal nach langem Suchen einen Platz ausfindig gemacht, der einen einigermaßen feſten Untergrund bot und dieſen als Lagerplatz für die bald hereinbrechende Nacht beſtimmt. Bis 9 Uhr abends waren von der ganzen Karawane nur 15 Pferde, faſt ſämtlich ohne Gepäck, am Lagerplatz eingetroffen; alle übrigen ſteckten, über den ganzen Hang zerſtreut, noch im Lehm. Von den Ma-fus erſchien einer nach dem anderen, heulend und fluchend; alle erzählten, daß ſie ſelbſt nur mit knapper Not ſich vor dem Verſinken in den weichen Schuttmaſſen gerettet hätten. Als die letzten kamen die Soldaten und ſchrien wutſchnaubend, daß ſie die ihnen anvertrauten 28 Yaks mit Gepäck oben am Paß hätten ſtehen laſſen; ſie verlangten ſofort zu eſſen und kündigten mir ohne weiteres den Gehorſam. Für die Meuterei hatten die Chineſen diesmal einen recht günſtigen Zeitpunkt gewählt; ſie wußten genau, daß ich jetzt auf ſie angewieſen war.

Da das ganze Unternehmen ernſtlich gefährdet war und von einer ſofortigen Bergung der Tiere, insbeſondere auch von einem raſchen Abſatteln der müden Yaks, die ſeit morgens 6 Uhr unausgeſetzt mit dem ſchweren Gepäck beladen waren, alles abhing, jagte ich die Soldaten auf den Paß zurück, den ſie nach einem mühſeligen Aufſtieg in der Dunkelheit auch wieder erreichten. Ohne Nahrung mußten ſie dort oben

Der Untergang.

Der Absug vom Englischspaß.

Digitized by Google

die Nacht verbringen, die todmüden Yaks abſatteln und dieſe während der Nacht bewachen.

Dr. Tafel, ich und Ta-tſchang gingen dann daran, den Hang in der Nacht noch mit Hilfe einer Laterne abzuſuchen und die eingeſunkenen Tiere aus ihrer unangenehmen Lage zu befreien. Der Regen goß in Strömen, ein kalter Wind pfiff, und die Chineſen waren ſo müde und niedergeſchlagen, daß nur noch wenig Hoffnung für das weitere Gelingen meiner Abſichten in Tibet beſtand. Es gelang zwar, noch an dieſem Abend die wichtigſten Kiſten und Gepäckſtücke ſowie einige Pferde und Ochſen nach dem Lagerplatz zu ſchaffen, doch dem größten Teil der eingeſunkenen Tiere konnte heute keine Hilfe mehr gebracht werden. Erſt ſpät in der Nacht legten wir uns auf dem weichen Lehmboden ſchlafen; auch wir hatten nichts zu eſſen. Wegen allgemeiner Übermüdung wurde heute Nacht kein Poſten ausgeſetzt, zumal da die Stimmung unter den Leuten eine direkt bedrohliche war; wir gaben uns mit dem Erreichten zufrieden. Erſt gegen Morgen ließ der Regen nach, und wir ſchritten ſofort an die Bergung der übrigen Tiere und an das Herabſchaffen der Yakkarawane vom Paß. Wäre nicht ſchnell beſſeres Wetter eingetreten, ſo würde die Expedition im Schlamm tatſächlich zugrunde gegangen ſein. Glücklicherweiſe zerteilten ſich die tief herabhängenden Regenwolken, und wir konnten wenigſtens noch einige Tiere retten. Immerhin hatte uns dieſer Unglückspaß fünf Pferde und viel Material gekoſtet. Die Bergung der Proviantſäcke und der Kiſten nahm volle zwei Tage in Anſpruch. Von den Tieren, denen wir tags zuvor keine Rettung mehr bringen konnten, war am Morgen überhaupt nur noch ein kleiner Teil des Rückens und der Kopf ſichtbar; alles andere war vom Lehm eingeſchloſſen, und nur eines dieſer armen Geſchöpfe war noch am Leben. Große Geier hatten ſich ſchon an den Fraß gemacht und ein Pferd, das wahrſcheinlich von Wölfen und Bären ausgeſcharrt worden war, an ſeinem Vorderteil angefreſſen und ſein Gerippe teilweiſe bloßgelegt. Nachmittags traf nach vielen Mühen die Yakkarawane im Lager ein. Dieſe plump ausſehenden Tiere hatten ſich mit viel größerem Geſchick

durch den Schlamm gearbeitet als die Pferde, sie waren aber ebenfalls gänzlich erschöpft, denn auf der Paßhöhe hatten sie während der Nacht keine Nahrung gefunden.

Am 3. Juli abends war der größte Teil der Karawane vereinigt, und Mensch und Tier konnten sich wieder stärken. Dies tat dringend not. Leider setzte wieder Regen ein, so daß wir schon alle Hoffnung aufgaben, in dem grundlos gewordenen lehmigen Gebiet weiterziehen zu können. Über Nacht klärte sich aber glücklicherweise der Himmel auf, und da das Wetter anhaltend besser zu werden versprach, so verblieben wir noch so lange auf unserem Lagerplatz, bis der aufgeweichte Boden des breiten Tales aufgetrocknet war. (Siehe Bild 24.)

4. Juli. In aller Frühe ging ein weiteres Pferd an Übermüdung ein, die übrigen Tiere wurden auf einem eng begrenzten, trockenen Flecke mit spärlichem Graswuchs auf die Weide getrieben, doch waren die Pferde und Ochsen so müde, daß sie zum größten Teil jede Nahrung verweigerten. Das waren für die Zukunft traurige Aussichten. Wenn nicht rasch Hilfe in Gestalt von Rasttagen auf fetten Weideplätzen kommen sollte, so war die Expedition rettungslos verloren.

Nachmittags machte Dr. Tafel, während ich wieder astronomische und magnetische Beobachtungen ausführte, einen Ausflug in die Umgegend, um gleichzeitig für den nächsten Tag das Gelände auf seine Gangbarkeit zu erkunden. Gegen 3 Uhr nachmittags sprengte er im Galopp an und rief mir schon von weitem zu, daß ihn zwei Bären verfolgten. Sie schienen aber an einem Bache Halt gemacht zu haben, wahrscheinlich, als sie des Lagers ansichtig geworden waren. Ich nahm meinen Karabiner, ließ schnell mein Pferd satteln, und nun verfolgten wir gemeinsam die Spur der beiden unfreundlichen Gesellen. Nach einigen Kilometern Ritt im halb trockenen Talboden konnten wir ihre Nähe bereits merken und erkannten sie auch bald in einem breiten Taleinschnitt, wo sie eben beschäftigt waren, mit ihren Schnauzen den Boden aufzuwühlen und Ziesel*) zu fangen. Wir ließen unsere Pferde hinter dem Hang zurück

*) Kleines mausähnliches Säugetier.

und krochen hinter einer spärlichen Deckung gegen den Wind bis auf 16 m heran und eröffneten dann auf die zwei mächtigen silberhaarigen Bären das Feuer. Der eine brach bald zusammen, der andere entfloh verwundet. Ma-fus brachten die schöne Jagdtrophäe nach dem Lager, wo der Bär abgehäutet wurde. Leider roch das Fleisch widerlich und war ungenießbar.

Abends entdeckten wir rechtzeitig Vorbereitungen für eine Flucht der Soldaten und der Pferdeknechte. Dr. Tafel und ich sattelten eigenhändig sämtliche zur Flucht hergerichteten Pferde ab, legten den Tieren für die Nacht Eisenkoppeln an und brachten sämtliche Reitsättel und alle Gewehre für die Nacht in unser Zelt. Darob natürlich große Erbitterung; insbesondere Yang-lo-ye,*) der Unteroffizier, schimpfte in den gröbsten Ausdrücken bis gegen 12 Uhr nachts. Der alte Li weinte aus Angst Tag und Nacht, er bereitete sich noch immer aufs Sterben vor.

5. Juli. Aus Rache für den vereitelten Fluchtversuch aß die Mannschaft nachts das für uns Europäer bestimmte, nach mohammedanischer Art gebackene Brot auf. Anscheinend mußten die Transporttiere und Hunde bei Ausführung dieses Racheplans helfen, denn es ist unmöglich, daß die Chinesen allein in einer Nacht den großen Sack voll Brot vertilgen konnten. Den ganzen Tag über herrschte offener Aufruhr; die Soldaten schürten ihn und benahmen sich wie verrückt. Sie spien auf uns und schmähten uns in der gemeinsten Weise, dann wieder streckten sie uns ihre Hälse hin und schrien: „Scha, scha!" (schlagt uns den Kopf ab). Sie wollten uns dadurch zu verstehen geben, daß sie lieber schnell sterben, als einen langsamen, furchtbaren Hungertod erleiden wollten. Als ich ihnen eine Strafpredigt hielt und ihnen vorrechnete, daß sie mehr zu essen bekämen als wir und daß sie nicht die Hälfte von dem arbeiten würden, was ich täglich schaffte, da ergrimmten sie und wiesen mir ihre vom Amban ausgestellten Pässe vor, in denen gerade das Gegenteil von dem geschrieben stand, was mir in meinem Passe versprochen war; so z. B. waren mir nach dem Inhalt dieser Pässe die Soldaten in keiner Weise

*) lo-ye = lau-ye, Herr.

untergeordnet. Nachdem ich den Soldaten ihre Pässe unter dem Vorwande, vom Inhalt Kenntnis zu nehmen, abgenommen hatte, erklärte ich ihnen, daß von jetzt an ausschließlich mein großer Paß maßgebend sei. Dies raubte den Chinesen die letzte Möglichkeit, zu fliehen; denn ohne Paß konnte keiner die Flucht wagen, umsoweniger, als sie sehr wohl wußten, daß die Tibeter weder der chinesischen Uniform noch chinesischen Versicherungen glaubten, sondern nur den in Lha-sa oder vom Amban ausgestellten Pässen. Diese Einsicht machte die Chinesen etwas zahmer; sie versuchten unter flehentlichen Bitten ihre Pässe zurückzuerhalten und baten kotauend um Entschuldigung wegen ihres ungeziemenden Verhaltens. So dauerte diese Komödie bis spät in den Tag hinein. Von Rasten und Ruhen konnte also auch an diesem Tage, wenigstens bei uns Menschen, keine Rede sein.

Derartige widerliche Szenen wiederholten sich in den ersten Monaten fast täglich, und ich muß gestehen, daß mich gerade das rasche Umschlagen von äußerster Wut in kriechende Freundlichkeit so unangenehm berührte, daß es mir oft die Freude an der ganzen Expedition verleidete. Auch ist es tatsächlich kein Leichtes, in diesem Durcheinander den Kopf hoch zu halten und angestrengt wissenschaftlich zu arbeiten. Hierzu kommt noch das stete Bewußtsein, für das Wohl und Wehe der gesamten Expedition verantwortlich und bei seinen Entschlüssen vor allem verpflichtet zu sein, Rücksicht darauf zu nehmen, daß die einem anvertrauten Chinesen lebend und mit geraden Gliedern ihre Heimat wieder erreichen. Verdient haben sie diese Rücksichtnahme nicht; wären ein Dutzend der zuverlässigen Bauernburschen aus meiner Heimat an ihrer Stelle gestanden, so hätten wir uns, darüber waren wir uns beide, Dr. Tafel und ich, einig, manche Sorge ersparen und das Programm bedeutend leichter und vielleicht auch in erweiterter Form durchführen können.

Am 6. Juli setzten wir in dem durchweichten, lehmigen Gelände den Weitermarsch nach Südwesten fort, überschritten einen kleinen Fluß mit sehr schwachem Gefäll und lagerten dann jenseits, am Nordfuße des sanft ansteigenden Si-an-si-pei-Gebirges, auf guten Wiesengründen. Da ein

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Ungliedsquaj. 61.

Das Ungliedslager.

Gastzeltzelt mit Mundvoch.

Digitized by Google

Drittel des geſamten Tierbeſtandes infolge der außergewöhnlichen Anſtrengungen am 2. und 3. Juli vorläufig für einen Monat zu jeglicher Arbeit unbrauchbar geworden war und die übrigen Tiere, zumal die Pferde, ſo ermüdet waren, daß wir von jetzt ab mit einer weit geringeren täglichen Marſchleiſtung rechnen mußten, ſo hatte uns der Unglückspaß einen Schaden zugefügt, der größer war als die Folgen eines unglücklichen Gefechtes oder eines langen Gewaltmarſches und der ſich bis an den letzten Tag der Expedition, alſo noch bis Sung-p'an-t'ing, fühlbar machte. Der 7. Juli war wieder ein Raſttag, der 8. ſollte uns über die Si-an-ſi-peï-Kette*) führen.

Der Aufſtieg erfolgte in einem ſanften, rinnenähnlichen Tälchen, das mit großen Gruppen einer hochaufgeſchoſſenen Giftpflanze**) bewachſen war. Vom Paß aus eröffnet ſich ein weiter Blick auf die gleichmäßigen, weichen, runden Höhen des Si-an-ſi-peï-Maſſivs, aus dem nur im Weſten zwei höhere Ketten aufragen. Der Abſtieg erfolgte ähnlich wie der Aufſtieg im oberen Teile über ein Schuttmeer, dann über lehmige Halden und ſchließlich in einem ſanften Tal hinab zu einer weiten Steppe, an deren Ende erſt die Nacht vom 8. auf den 9. verbracht werden ſollte. Ein ſchweres, dicht über uns herziehendes Gewitter mit gewaltigen Regengüſſen hatte uns zum Halt gezwungen; da wir kein Feuerungsmaterial auffinden konnten, mußten wir ſtatt eines erwärmenden Tees mit Tſamba, einem Gemiſch von Gerſtenmehl, Waſſer und Fett, vorlieb nehmen.

Die Chineſen meldeten ſich einſtimmig krank, weigerten ſich, die Zelte aufzuſchlagen und die Tiere am Abend von der Weide ins Lager zu

---

*) Ein weſtöſtlich ſtreichender Gebirgszug von einer mittleren Höhe von 4500 Metern, der ſich halbwegs zwiſchen den Kuku-nōr und den Quellſeen des Huang-ho befindet. Er bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Stromgebiet des Huang-ho im Norden und dem abflußloſen Teile im Süden mit dem Toſſon-nōr.

**) Es dürfte dies die gleiche Pflanze ſein, von der Rockhill in Mongolia and Tibet, S. 139, und Malcolm in Geographical Journal 1897, S. 216 ſpricht. Da auch ich kein Exemplar mitgebracht habe, ſo beſteht über die Art dieſer Giftpflanze nach wie vor Zweifel.

bringen. Wir zwei Europäer mußten mit gutem Beiſpiele vorangehen und ſelbſt zugreifen und alſo handgreiflich den Trotz der Chineſen brechen. Abends ſtürzte Hau mit der Meldung zu uns, daß ſich drei der beſten Pferde in Krämpfen am Boden wälzten. Wir vermuteten Kolik und ließen ſie abſondern. Am nächſten Morgen war allgemeine Trauer im Lager; die Ma-fus berichteten unter Geheul, daß in der Nacht die drei Tiere verendet ſeien. Starr, mit aufgedunſenen Bäuchen lagen ſie am Boden, und es ſchien, als ob ſie unter ſcheußlichen Krämpfen eingegangen wären. Wie ſich herausſtellte, hatten die Tiere in ihrer Gier von der giftigen Pflanze gefreſſen. Das Pferd des Ambandolmetſch, das am Abend vorher auch krank geworden war, wurde dadurch gerettet, daß ihm mit einem Meſſer Wunden an den Ohren und oberhalb des Auges beigebracht worden waren. Die Chineſen ſind mit dem Aderlaß überhaupt ſchnell bei der Hand, und ſie erreichten hiermit auch tatſächlich wiederholt Erfolge.

Die letzten Tage hatten bedenklich hohe Verluſte gebracht. Wie ſollte das enden, wenn ſie ſich ſo weiter mehrten? Befanden wir uns doch hier erſt am Anfang der Expedition und weit ab vom Matſchu und dem Oring-nōr, wo ungefähr der Ausgangspunkt für das Hauptunternehmen, den Marſch quer durch das Land der Ngolok, ſein ſollte!

Alle Ma-fus und auch die Soldaten hatten Anweiſung, die Reitpferde nicht zu benutzen; es reichten alſo vorläufig die Transporttiere noch aus. Da in zwei bis drei Tagen immer ein Proviantſack verbraucht wurde, ſo durften wir bis zum Oring-nōr höchſtens noch ſieben Tiere verlieren.

Um Verluſte zu verhindern, wurde am 9. Juli ein kurzer Marſch eingeſchaltet. Wir folgten der Ebene abwärts, längs ihrer linken Taleinfaſſung, einer 200 m hohen Kalkkette, die ſtark verwittert und buchtartig zerfreſſen iſt. An einer geſchützten Stelle ſchlugen wir unſer Lager auf. Da wir dort einen guten Futterplatz vorgefunden hatten, war den Tieren Gelegenheit gegeben, ſich durch einen Raſttag zu kräftigen.

Am Abend erfreuten wir uns eines besonders großartigen Sonnenuntergangs. In den unangenehmsten Lagen und selbst bei dem schweren Verdruß, den die fortgesetzten Tierverluste mit sich brachten, ist der kultivierte Mensch stets doppelt dankbar und empfänglich für solche Naturstimmungen. Während ich meine Beobachtungen im Tagebuch bei spärlichem Kerzenlichte niederschrieb, durchbrach die Sonne das Regengewölk, und ein herrlicher Regenbogen versöhnte die trübe Gegend mit dem düsteren Himmel. Es war ein großartiges Schauspiel: im Hintergrund die dunklen Konturen der zum Teil schon in Nebel gehüllten Bergrücken, die das Tal begrenzten, darüber die Haufenwolken, in denen der Regenbogen sich wiederspiegelte. Ein anderer Teil der Wolken war wieder purpurrot von den Strahlen der untergehenden Sonne übergossen, und gegen dieses Meer von Licht hoben sich die dunklen Umrisse unserer grasenden Yaks und Pferde gespenstisch ab. Tiefes Schweigen und eine feierliche Ruhe lag über dem Ganzen, Mensch und Tier waren zu abgespannt, um lärmen zu können. Eines hatten wir Europäer vor den Chinesen stets voraus: uns winkte ein hohes Ziel, wir waren von dem heiligen Feuer, ein großes, unbekanntes Problem zu lösen, erfüllt, und so trugen wir unseren Kopf hoch. Die Chinesen dagegen, die für unsere hohe Aufgabe kein Verständnis hatten und uns von vornherein für zwei Verrückte hielten, verrichteten ihre Dienste nur widerwillig. So kam es auch, daß sie jetzt, wo sie fast ganz in unserer Gewalt waren, immer verschlossener und trauriger wurden, so daß wir zuweilen sogar für diese Unglücklichen ein Gefühl des Mitleids hegten. Zu ihrer Aufheiterung wurde deshalb heute eine der für die tibetischen Häuptlinge bestimmten Musikdosen ausgepackt und damit bis spät in die Nacht ein „populäres Konzert" veranstaltet. Das Programm lautete: „Dies ist der Tag des Herrn; Die Rixdorfer Polka; In lauschiger Nacht; Schier dreißig Jahre bist Du alt; O du mein Girl; Boulanger-Marsch; Kärntnerlied; Beim Fensterln."

Wir zwei Europäer freuten uns wie Kinder über diese zweifelhafte

Musik, die Chinesen schienen sich aber darüber zu ärgern, wahrscheinlich, weil sie nicht schlafen konnten. Sie blieben stumpf wie zuvor.

Am 12. Juli betraten wir die mit vielen von der Sonne gebleichten Yak- und Antilopenschädeln und Pferdekadavern bedeckte große Ebene, in der sich der Tossun-nōr, ein langgezogener, westlich-östlich verlaufender See,*) einlagert. Sie stellt einen ergiebigen Jagdgrund vor. Wir trafen dort wilde Pferde und wilde Yaks in großen Rudeln und Antilopen, Argalis und Moschustiere an. Da auch die Bären in den letzten Tagen sehr häufig wurden und es nicht ausgeschlossen war, daß die ziemlich dreisten Bestien einzeln laufende Pferde angriffen, hielt die Karawane mehr zusammen. Sonst bewegte sich die Karawane auf dem Vormarsch zum Matschu in einzelnen Teilen und ziemlich unvorsichtig vorwärts. Da ein Angriff der Tibeter in diesen schwer gangbaren Gebieten nicht zu befürchten war, änderten wir auch nichts daran, umsoweniger, als hierdurch die Karawane gezwungen worden wäre, in der unbequemeren Geschlossenheit zu marschieren. Unser Lager schlugen wir 15 km nordöstlich vom Ostende des Tossun-nōr entfernt auf.

Am 12. Juli tauchten kurz nach Aufbruch, wahrscheinlich durch den Rauch unserer Lagerfeuer vom letzten Abend angelockt, zwei Reiter vom Tossun-nōr her auf. Unsere chinesischen Helden wollten die vermeintlichen Ngoloks über den Haufen schießen, doch ich verwies es ihnen, da die Leute anscheinend in friedlicher Absicht kamen. Es stellte sich heraus, daß es Salaren waren, die sich, von Quetä**) kommend, auf dem Marsch nach Barundsassak befanden und am Ostende des Tossun-nōr ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wir ritten nach einer längeren Aussprache über Zweck und Art unserer Reise gemeinsam nach ihrem Lagerplatz, wobei

*) Der Tossun-nōr entspricht an Ausdehnung ungefähr dem Bodensee. Nur scheint der letztere breiter zu sein. An Tiefe kann ihn der Tossun-nōr möglicherweise übertreffen. Am 14. Juli erzeugte das stürmische Wetter zwei Fuß hohe Wellen. Der Name des Sees ist mongolisch und heißt Butter- oder Oliee (auch Tossun-, Tosso-nōr geschrieben) und im Tibetischen Tong-ri-tso-nag (j Ton-ri-mtj'o-nag) schwarzer Tausendbergsee.

**) Quetä, eigentlich Kui-tö (Ehre, Tugend).

wir noch den in mehrere Arme geteilten, in vollſtändig verſumpftem Gebiete deltaartig in den Toſſon-nōr einmündenden Dungutſchü zu überſchreiten hatten. Auf ſehr üppigen Wieſen errichteten wir am Südufer des Sees, nahe bei dem beſcheidenen Lager der Salaren, unſere Zelte, am Fuße eines 300 m hohen Felsrückens, der ſich dicht an der Südſeite des Sees entlang von Weſten nach Oſten zog. Volle drei Tage raſteten wir hier, tauſchten mit den Salaren Lebensmittel gegen Geſchenke ein und gönnten unſeren müden Tieren die dringend nötige Ruhe. Wir waren leider während der ganzen Zeit an unſer Zelt gefeſſelt, denn es regnete unausgeſetzt in Strömen. Da wir am Toſſon-nōr dem großen Verkehrsweg zwiſchen dem Gebiet der Salaren und Lha-ſa einerſeits und Tſaidam anderſeits nahe waren, war Vorſicht während der Nacht am Platze. Unſere Lagernachbarn, die Salaren, waren nur in geringer Zahl und verhielten ſich deshalb ruhig, umſomehr, als wir ihnen unſere Waffen vorher gezeigt und ihre Wirkung vorgeführt hatten. Ein Lama begleitete als Hausgeiſtlicher die wandernde Sippe und verrichtete in ſeinem kleinen weißen Zelt unausgeſetzt ſeine ſtumpfſinnige Andacht zum Wohle der ihm anvertrauten Seelen.

Am 16. Juli überſchritten wir den Höhenrücken dicht ſüdlich hinter uns und zogen uns in einem ſumpfigen, mit üppigen Wieſen bedeckten, ſanft anſteigenden Tale bis an den Fuß eines parallel laufenden, weichen Sandſteinrückens. Ich war mit Ta-tſchang vorausgeritten und gewahrte von einer Anhöhe aus auf dem Hang eines Rückens in ungefähr 1 km Entfernung, eine ſtarke Herde wilder Yaks. Da wir Fleiſchnahrung nötig hatten, gab ich einige Schüſſe auf dieſe ab in der Hoffnung, daß einige dieſer ſchwarzhaarigen wilden Geſellen, von den Dumdumgeſchoſſen verletzt, zuſammenbrächen. Doch der Erfolg war unerwartet. Die ganze Herde, wahrſcheinlich durch das Echo des Schuſſes irregeleitet, wandte ſich zur Flucht und lief direkt auf meinen Standpunkt zu. Ta-tſchang flehte und winſelte, ich möchte mich raſch hinter dem nächſten Felſen verſtecken. Im Vertrauen auf mein Gewehr ließ ich die Herde bis auf 100 m heran und gab dann Feuer, doch ohne irgend eine

Wirkung. Im Gegenteil, in geschlossenen Linien stürmten die Yaks heran, und ich hatte gerade noch Zeit, mich flach auf den Boden zu werfen, da trampelte schon die ganze Herde schnaubend und brummend über mich hinweg. Erst nach 400 bis 500 m brachen vier Yaks zusammen; die zerstörende Wirkung, die das kleine Kaliber der Geschosse im Innern der Tiere angerichtet hatte, zeigte sich erst jetzt. Für die Zukunft bin ich vorsichtiger geworden, und wenn ich damals geahnt hätte, daß ein Militärgeschoß gegen Yaks eine so geringe Wirkung hat, hätte ich auch den Rat Ta-tschangs, der jetzt zähneklappernd herbeigeeilt kam, befolgt.

Am Abend labten wir uns an geschmortem Yakfleisch, von dem besonders das Herz, das Hirn und die Leber wie Delikatessen mundeten. Auch die Chinesen, die zwar am Anfang der Expedition versichert hatten, daß sie nie Fleisch anrühren würden, fielen mit Gier über den Braten her. Die Schenkel und die Rückenstücke der drei anderen Yaks wurden für die nächsten Tage aufgehoben und beim Transport auf zwei Ochsen verpackt und verschnürt.

Als wir am Morgen des 17. Juli den Uterus eines der gestern erlegten Yaks ausnehmen wollten, um ihn der zoologischen Sammlung einzuverleiben, fanden wir statt der gestern erlegten Yaks nur säuberlich abgenagte Gerippe vor, die als schöne anatomische Präparate jeder Sammlung zur Zierde gereicht hätten. Ein paar Dutzend mächtige Aasgeier, die Hauptvertreter der Sanitätspolizei in Tibet, belagerten die Fleischruinen und hatten sich anscheinend so vollgefressen, daß sie zu faul waren, sich durch uns in ihrer Verdauung stören zu lassen. Erst als wir mit Steinen nach diesen großen, häßlichen Vögeln warfen, erhoben sie langsam ihre mächtigen Schwingen und umkreisten uns in geringer Höhe.

In einem flachen, sanften, sumpfigen Tale ging es abwärts in eine weite Steppe, die von weichen, kranzartigen Höhen umrandet ist und in ihrer Mitte einen See einschließt, den unzählige Tümpel umgeben. Der Dugtschu durchfließt diese spärlich mit Grasbüscheln, Rhabarber und Moos überdeckte trostlose Ebene.

Der 18. Juli war wiederum ein Regentag. Weil heute die vor uns liegende sumpfige Ebene durchzogen werden mußte, war dies um so unangenehmer, als zu befürchten stand, daß die Tiere, gerade wie damals auf dem Unglückspaß, in den aufgeweichten Boden einsinken würden. In der Tat kam es auch so, nur noch schlimmer, denn ein dichtes Schneegestöber setzte ein und versperrte jede Aussicht, überzog außerdem Sumpf und trockenes Gebiet gleichmäßig mit einer weißen Decke. Wieder schien es, als ob für die Karawane das letzte Stündlein geschlagen hätte. Wir waren bis in die Mitte der tückischen Ebene vorgedrungen, doch dort konnten wir weder vorwärts noch rückwärts, noch seitlich, und so mußten wir uns durch Pfeifen und Schießen verständigen und die Karawane nach einem endlich ausfindig gemachten, trockneren, etwas höher liegenden Platze bringen. Dort kauerten sich Mensch und Tier frierend und zitternd aneinander, bis endlich das Schneegestöber nachgelassen hatte. Mehrere Tiere, Gepäck und zwei Ma-fus fehlten. Das Gepäck hatten die Kulis in ihrer Verzweiflung und dem Bestreben, die Tiere und sich zu retten, irgendwo stehen lassen. Zwei Pferde verendeten aus Überanstrengung, während eins im Sumpf ertrunken war. Gegen Abend, als die Schneedecke geschmolzen war, fanden sich die Vermißten wieder ein. Durch eine Erkundung wurde festgestellt, daß die Ebene auf einem schmalen Rasenstreifen durchzogen werden könnte.

Am 19. Juli überschritten wir bei herrlichem Wetter den Dugtschu mit seinem schmutzigen Wasser und seinen steilen Ufern, erklommen die Talumrandung und marschierten, um trockenen Boden zu haben, am Kamm dieses langen Rückens entlang bis in den späten Nachmittag hinein, wo uns ein heftiges Hagelwetter zum Halten zwang. Dieser Tag hatte uns wieder ein Pferd gekostet.

Der 20. Juli ließ uns endlich den lehmgelben*) Matschu erreichen, der am Südrande einer ostwestlich verlaufenden breiten Steppe zwischen sumpfigen Wiesen fließt. Es wurden Leute ausgesandt, um eine Furt durch den Fluß aufzuspüren, nachdem wir eingesehen hatten, daß er

*) Daher der Name „Gelber Fluß".

wegen der starken Stromgeschwindigkeit und der großen Breite mit der Karawane nicht durchschwommen werden könne. Wir befanden uns ungefähr an Grenards Übergangsstelle und wir glaubten deshalb an die Existenz eines geeigneten Überganges über den Matschu. Zur leichteren Erkundung wurde deshalb beschlossen, dicht am Matschu auf den guten Wiesen das Lager aufzuschlagen.

Der 21. Juli wurde dazu benutzt, drei je 20 km breite und sehr tiefe Nebenarme auf die Möglichkeit der Anlage einer Seilfähre zu untersuchen. Wir wollten die Verzweigung des Matschu ausnutzen, um nach Überschreitung mehrerer Nebenarme über den nicht mehr so breiten Hauptstrom auf einer Furt oder mit Hilfe von Flößen zu gelangen. Der erste Nebenarm mußte, weil wir keine Furt fanden, mit Hilfe einer Seilfähre passiert werden. Zu dem Zweck wurden zehn Expeditionskisten entleert, die Blecheinsätze herausgenommen, die Kisten mit Zeltstangen unter sich verbunden und so ein Floß mit einer Tragkraft von 7 Zentnern geschaffen. (Siehe Bild 25.) Mit Hilfe von Seilen, die an beiden Ufern gehalten wurden und gleichzeitig an der Fähre befestigt waren, wurden Mannschaft und Gepäck über diesen und weitere Nebenarme zum Hauptstrom geschafft, während die Tiere ohne Sattel und Gepäck frei schwimmend hinüber gelangen mußten. Dieses Manöver war ja zwar ohne Unfall vor sich gegangen, hatte aber doch den Nachteil, daß die Chinesen nunmehr klar und deutlich meine feste Absicht erkannten, den Gelben Fluß zu überschreiten und meinen weiteren Plan tatsächlich auszuführen. Bisher hatten sie sich noch in der stillen Hoffnung gewiegt, ich werde am Matschu in Westrichtung abschwenken und wegen der bisher überstandenen und noch drohenden Gefahren sowie mit Rücksicht auf das heruntergekommene Tiermaterial von einer weiteren Ausführung meiner Absichten abstehen. Vielleicht würde ich deshalb veranlaßt werden, nach Barundsassak,*) nach den fruchtbaren und sicheren Gebieten des Tsaidam,

*) Barundsassak bedeutet rechts liegendes Dsassak; das Wort ist zusammengesetzt aus dem mongolischen barün (geschrieben baragun, d. i. rechts, südlich, westlich) und dsassak, d. i. Verwaltung oder Verwaltungsbezirk. Dsassak ist auch der Name eines Clans der Ordos-Mongolen.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Das aus den Expeditionskisten hergestellte Floß mit Jan.

Digitized by Google

abzuschwenken, dort Tier und Proviant zu ergänzen und dann schließlich von dort aus nach Si-ning-fu heimzukehren. Wußten die Soldaten doch, daß nach Barundsassak vom Amban bereits Weisung ergangen war, uns, falls wir Tsaidam betreten sollten, nicht mehr nach dem Matschu zurückziehen zu lassen.

Die Enttäuschung der Chinesen äußerte sich vorläufig nur in Wehklagen und Vorwürfen. Li, der sogenannte Bekehrte, flehte zu allen Heiligen, wälzte sich vor Verzweiflung und war vollständig fassungslos.

Am Nachmittag wurden zuerst 3 und alsbald 40 weitere tibetische Reiter gesichtet, die aber auffälligerweise unser Lager mieden und sich auch gegen die ihnen entgegengesandten Dolmetscher vollständig ablehnend verhielten. Längs des Matschu lief dicht bei unserem Lager ein sogenannter Ta-lu,*) und die Abnutzung dieses Weges ließ auf einen sehr starken Verkehr schließen: Vorsicht war also geboten. Die drei Reiter schienen nur die Spitze einer größeren tibetischen Karawane zu sein. Es wurde deshalb von jetzt an Kriegszustand erklärt. Infolgedessen mußten während des Tages stets zwei Leute mit Gewehren die weidenden Tiere auf einem engen Raum zusammenhalten, auch der Abstand zwischen Lager und Weideplatz durfte nur gering sein, und des Nachts sollte künftig stets ein Doppelposten ausgesetzt werden. Die wichtigste Maßnahme beim Kriegszustand war aber die Auswahl eines möglichst günstig gelegenen, zur Verteidigung geeigneten Lagerplatzes. Für diese Nacht bot die von tiefen Flußarmen umspülte Insel hinreichend Schutz.

Am nächsten Morgen mußte zwecks Überschreitung des Hauptstromes mit Hilfe einer Seilfähre zuerst mit dem jenseitigen Ufer die Verbindung hergestellt werden. Da ich Spezialist für die Flußschiffahrt und den

*) Ta-lu = großer Weg. In Wahrheit stellt Ta-lu einen Karawanenweg vor. Dieser Ta-lu, der oben gemeint ist, zieht sich von Quetä über Radyagomba nach Westen und setzt sich sodann zwischen Oring-nōr und Tsaring-nōr hindurch, nach Lha-sa, der Hauptstadt Tibets, fort.

Fährenbau war und das Ganze vom diesſeitigen Ufer aus leiten mußte, übernahm Dr. Tafel als guter Schwimmer die Aufgabe, ein Seil an das andere Flußufer zu bringen und dort zu verankern. Er band ſich ein zu dem Zweck in Europa hergeſtelltes langes Seil aus Seide um die Schultern und ſchwamm ab, wurde aber ſchon nach wenigen Metern von der ſehr ſtarken Strömung weit abgetrieben, auch ſchnürte ihm das Seil, das ſich im Waſſer ſtark ſpannte, die Bruſt ſo feſt zuſammen, daß er nach kurzer Zeit Atemnot und Krämpfe bekam und auf ein verabredetes Zeichen hin raſch ans Ufer gezogen werden mußte. Wir hüllten den faſt Bewußtloſen und Erſchöpften in Decken ein und ließen ihn eine Stunde ſchlafen. Dann beſtand er auf einen nochmaligen Verſuch. Jetzt aber befeſtigte er das dünne Seil, an dem ſpäter das ſtärkere nachgezogen werden ſollte, an ſeinen Hüften, damit der Waſſerdruck und die Schwere des naſſen geſpannten Seiles ihn nicht am Schwimmen behindern konnten.

Mit einem Meſſer bewaffnet, ſtürzte ſich alſo Dr. Tafel zum zweiten Male ſplitternackt und diesmal mit ſeinem Pferde in die gurgelnden, braunen, ſchnell dahinſchießenden Fluten. Es war ein aufregender Augenblick, als ſich nach wenigen Metern bereits das Pferd infolge der ſtarken Strömung überſchlug, beide wieder ans Ufer getrieben und auf die ſteilen Uferbänke heraufgezogen werden mußten.

In dem ſogenannten „Saubock“, unſerem eigenſinnigſten Pferde, aber einem guten Schwimmer, fanden wir endlich das geeignete Tier, mit dem Dr. Tafel nun zum dritten Male den Verſuch unternahm. Mit Spannung verfolgten wir Menſch und Pferd. Nach bangen Minuten landeten beide am anderen Ufer, weit ſtromabwärts. Dr. Tafel rief erſchöpft mit ſchwacher Stimme, er könne nicht mehr, die Kräfte ſeien ihm ausgegangen. Das dünne, auf der Waſſeroberfläche liegende Seil hatte ſich durch den Waſſerdruck dermaßen geſpannt, daß er ſich am Sattel ſeines unruhig gewordenen Pferdes anklammern mußte, um nicht durch den Zug fortgeriſſen zu werden. Da wir bemerkten, daß Dr. Tafels Kräfte raſch abnahmen, rief ich ihm zu, das Seil, das ſich um ſeine

Hüften feſt zuſammengeſchnürt hatte, zu zerſchneiden. Er gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er ſein Meſſer in den Fluten verloren habe und daß er das Ende ſeiner Kräfte nahen fühle. Nun hieß es raſch handeln. Loslaſſen durften wir das Seil auf keinen Fall, denn wenn Dr. Tafel etwas zuſtoßen ſollte, mußten wir ihn an das diesſeitige Ufer zurückziehen können. So liefen wir denn mit dem Ende des Seils ſtromabwärts, wobei wir es ſtark nachließen, um dadurch die Spannung zu vermindern und Dr. Tafel hierdurch die Möglichkeit zu geben, das gelockerte Seil vom Körper abzunehmen. Es gelang ihm dies tatſächlich, und mehr noch, er befeſtigte mit einem raſchen Ruck die Schlinge am Sattel des Pferdes, das ſich nun mit allen Kräften gegen den Zug ſtemmte, ſo daß der Sattelgurt dermaßen zuſammengeſchnürt wurde, daß zu befürchten ſtand, das Tier könne erſticken. Unterdeſſen glückte es, ein ſtärkeres Seil über den Fluß zu ziehen, und nun wurden Vorbereitungen getroffen, um das Kiſtenfloß, das an einer Schlinge an dem geſpannten Seil gleiten ſollte, fahrbereit zu machen. Mit zwei Leuten, dem Hausbootkuli Tſchang und Ta-tſchang, ſtieß ich vom Ufer ab. Als wir ein Drittel der Flußbreite hinter uns hatten, waren wir in den Bereich der Hauptſtrömung gelangt. Das Floß tauchte mit uns unter, und wir wären alle drei immer tiefer gekommen und vom Floß abgeſchwemmt worden, was für die des Schwimmens unkundigen Chineſen den Tod durch Ertrinken bedeutet hätte, wenn nicht raſch Abhilfe geſchaffen worden wäre. Ich rief Dr. Tafel zu, die Seile vom Pferde loszumachen, doch ſeine verzweifelte Gebärde zeigte, er wäre hierzu nicht mehr imſtande, er ſei vollſtändig erſchöpft. So durchſchnitt ich denn die Schlinge, das Floß hob ſich und ſchoß ſtromabwärts. Mit Blechkiſtendeckeln ruderten wir uns dem Ufer zu, das wir auch ungefähr 800 m flußabwärts erreichten. Dr. Tafel und ſein Pferd lagen nebeneinander am jenſeitiger Ufer, und wir mußten längere Zeit warten, bis beide ſo weit geſtärkt waren, daß ſie wieder zu uns herüberſchwimmen konnten. Mit Schokolade und Tee wurde Dr. Tafel geſtärkt und wiederum in Decken gehüllt. Es war ein Glück, daß die Sonne warm ihre Strahlen herniederſandte, denn ein ſo

anstrengendes Bad in einer Höhe von über 4000 m und unter solchen Umständen hätte sonst leicht bedenkliche Folgen haben können.

Die eine Gewißheit hatte uns aber der Versuch trotz des Mißlingens gebracht, nämlich, daß es unmöglich sei, den Fluß mit Hilfe von primitiven Fahrzeugen zu überschreiten. Da an ein Überschwimmen mit der ganzen Karawane bei der starken Strömung und den Strudeln nicht zu denken war, lag die einzige Möglichkeit in der Auffindung einer Furt flußaufwärts oder flußabwärts. Am 23. Juli sollte zu diesem Zweck der Matschu flußabwärts untersucht werden. Eine Furt fanden wir nicht, doch stellten wir am anderen Ufer, ungefähr 25 km unterhalb unserer Lagerstelle, einen großen See und viele tibetische Lager fest. Es erscheint mir auch heute noch unwahrscheinlich, daß diese große Menschenansammlung ohne natürliche Verbindung mit dem linken Matschu-Ufer stand, und es dürfte also nur dem hohen Wasserstande zuzuschreiben sein, daß wir damals die Furt im Matschu nicht gefunden haben.

Am nächsten Tag wurde Ta-tschang mit Kou und dem Ambandolmetsch stromaufwärts abgesandt, um dort eine Furt ausfindig zu machen oder Tibeter am anderen Ufer danach auszuforschen. An versandeten, breiten Stellen des Strombettes müßte es, so glaubten wir, immerhin möglich sein, den rauschenden Strom zu überschreiten. Als auch diesmal die Chinesen unverrichteter Sache zurückkehrten, lag nahe, daß sie absichtlich d i e Furt nicht verraten wollten, von deren Vorhandensein ihnen nach ihren eigenen Aussagen in Si-ning-fu die Tibeter früher erzählt hatten. Sie wollten also auf jeden Fall verhindern, daß die Karawane den Matschu überschreite, denn sie waren sich wohl bewußt, daß sie von diesem Augenblick an jeden Fluchtgedanken aufgeben mußten, weil sie dann alle ganz in meiner Gewalt waren, umsomehr, als auch ihr eigener Proviant und der der Soldaten schon stark zu Ende ging.

Da also ober- und unterhalb vom Lagerplatz keine Furt über den Fluß, der sich in einem mächtigen Bette unter Gurgeln und Rauschen dahinwälzte, aufzufinden war, mußte ein neuer Plan geschmiedet werden. Zwei Möglichkeiten, auf das jenseitige Ufer zu gelangen, kamen noch in

Betracht: die Fortsetzung des Marsches flußabwärts am linken Ufer so lange, bis wir auf eine Übergangsstelle stoßen würden, war verführerisch; doch da sich an diesem Teil des Matschu nach früher eingezogenen Erkundigungen keine Furt befinden sollte, verzichtete ich auf diese Lösung, um so lieber, als hierdurch mein Hauptzweck, in den Rücken der Ngolok-Stämme zu gelangen, indirekt gefährdet worden wäre. Von diesseits des Matschu aus wäre es ja auch unmöglich gewesen, nach Sung-p'an-t'ing ostwärts durchzustoßen. Ich wählte deshalb den zweiten in Betracht kommenden Weg, den Matschu aufwärts, um ihn an einer stark verzweigten Stelle zu überschreiten. Falls dies nicht vor dem Oring-nōr möglich sein sollte, so gab es noch weiter westlich einen sicheren Weg, der sich, von Tsaidam kommend, zwischen Oring- und Tsaring-nōr hindurchzieht und sich nach Lha-sa fortsetzt. Allerdings erforderte dieser große Umweg einen nicht vorgesehenen Vorrat an Lebensmitteln und viel Zeit. Auch barg dieser Marsch westwärts die große Gefahr in sich, daß wir dem Wege nach Tsaidam bedenklich nahe kamen und am Oring-nōr die gesamte Mannschaft nach Tsaidam desertieren würde. Da ich aber nur auf diese Weise den Matschu sicher überschreiten konnte und diese Lösung sich mit dem Hauptziel der Expedition am besten deckte, entschloß ich mich dazu. So wurden denn alle Gepäckstücke, über hundert Zentner, wieder über die Nebenarme des Flusses nach unserem alten Lagerplatz vom 20./21. herübergeschafft und Vorbereitungen für den Vormarsch nach Westen getroffen. Wenn es gelingen sollte, die Karawane über den Fluß zu bringen, dann war zweifelsohne mein vorläufiges Ziel, überraschend im Rücken der Ngolok zu erscheinen, schon halb erreicht!

Der 25. und 26. Juli brachten uns am linken Ufer des Matschu im breiten Tale aufwärts. Der Marsch war beschwerlich, weil die Wiesen oft kilometerweit versumpft waren. Die Chinesen bereiteten sich schon ganz frech vor unseren Augen zur Flucht vor, die sie vom Oring-nōr aus tatsächlich auszuführen gedachten. Wir hielten deshalb scharfe Wacht. Unangenehm war diese ermüdende Bewachung der eigenen Leute und insbesondere der Soldatenbedeckung gerade deshalb, weil wir sehr wohl

wußten, daß die Karawane auf Schritt und Tritt von tibetischen Spionen beobachtet wurde. Diese waren von Stämmen ausgeschickt, die uns bereits am 24. vom rechten Matschu-Ufer aus bemerkt hatten. Ein Beispiel dafür, mit welchen Mitteln die Tibeter des diesseitigen Matschu-Ufers uns rechtlich in ihre Gewalt bringen wollten, bietet folgende Geschichte. Ich sage rechtlich, weil die Stämme zwischen Oring-nōr und Kukunōr mehr oder weniger das Hoheitsrecht des Amban anerkennen und sie deshalb unsere Karawane mit der offiziellen chinesischen Soldatenbedeckung nur so lange in Ruhe lassen wollten, als wir nicht gegen ihre einheimischen tibetischen Gesetze verstießen. Um uns durch eine Falle in ihre Rechtsgewalt zu bekommen und uns zwei Europäer nach Recht und Billigkeit unschädlich machen zu dürfen, hatten die Tibeter ungefähr 30 km oberhalb des Austrittes des Matschu aus dem Oringnōr acht zum Teil gut genährte Pferde herrenlos weiden lassen. Die Versuchung lag für uns nahe, diese gegen unsere abgemagerten Klepper einzutauschen oder sie ohne weiteres der Karawane einzureihen. Dr. Tafel hatte bereits sieben dieser herrenlosen Tiere eingefangen und überbrachte sie mir voller Freude. Gern hätte ich in der Tat die Tiere behalten, aber ich erinnerte mich an das Schicksal des Franzosen Dutreuil de Rhins, der eine ähnliche Handlungsweise in Tibet mit seinem Leben bezahlen mußte.*) Da auch mein Ambandolmetsch dringend bat, die eingefangenen Tiere wieder laufen zu lassen, damit uns die Tibeter nicht des Pferdediebstahls beschuldigen könnten und wir nicht hierdurch für vogelfrei erklärt würden, gab ich die Tiere wieder frei.

*) Seine Expedition wurde, wie schon auf Seite 81 erwähnt, bei einem Überfall in der Nähe Tambudo's im westlichen Ngolok-Gebiet gefangen genommen. Dutreuil de Rhins wurde in einen mit Steinen beschwerten Sack gesteckt und im Flusse ertränkt. Grenard gelang es zu entkommen. Als Veranlassung zu diesem Überfall wird folgende Geschichte angegeben: Die Tibeter hatten der Karawane Dutreuil de Rhins ein Pferd gestohlen. Bei der nächsten Gelegenheit entschädigte sich Dutreuil de Rhins dadurch, daß er den Tibetern ein Pferd von der Weide wegnahm.

Nicht weit ab von dieſer Stelle fand ſich endlich ein zum Übergang geeigneter Platz. Der Matſchu teilt ſich dort in vier Arme. Zwei davon ließen ſich anſcheinend durchreiten, während die anderen durchſchwommen werden mußten. Da die Strömung bedeutend geringer war als an unſerem früheren Verſuchsplatze, ſollte der Verſuch am nächſten Tage gewagt werden.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Juli ſchlugen wir unſer letztes Lager auf dem linken Matſchu-Ufer auf. Am 26. nachmittags und während der Nacht war im Lager die leibhaftige Hölle los. Die Soldaten und Ma-fus hatten unſere Abſicht erkannt, den Fluß zu überſchreiten, und ſie gebärdeten ſich insgeſamt wie toll. Die ganze Nacht über mußten wir Europäer auf der Lauer liegen, um ein Durchbrennen von Mannſchaften zu verhindern. Die Sättel und Gewehre hatten wir vorſichtshalber wieder mit Beſchlag belegt, um am 27. morgens mit unſeren Kiſten und unſerem Zelte nicht allein am linken Ufer zu ſitzen und die Expedition in kläglicher Weiſe aufgeben zu müſſen.

In aller Frühe mußten Dr. Tafel und ich perſönlich einige Pferde und Yaks aufs jenſeitige Ufer bringen, voran die Pferde der chineſiſchen Soldaten und die Patronen. Nur der Gewalt gelang es, die ſtörriſchen Menſchen nach dem jenſeitigen Ufer zu ſchaffen, und erſt, als die ermüdende Arbeit mit Hilfe der nach und nach eingreifenden Soldaten und Ma-fus beendet war, atmeten wir frei auf. Jetzt hatten wir endlich die Leute in unſerer Hand, denn die Chineſen wußten ſehr wohl, daß wir uns jetzt auf dem rechten Matſchu-Ufer im Gebiete des mächtigen Stammes der Ngolok befanden, der ſich weder um den Amban und ſeine Soldaten, noch um chineſiſche Päſſe oder Vorſchriften kümmert, und der jeden Eindringling, zumal, wenn er als Begleiter von Europäern ihr Land betritt, gleich ſchlecht behandelt, d. h. ihn beraubt und ermordet.

Das Bewußtſein der gemeinſamen Gefahr und des gleichen Schickſals machte die Chineſen von jetzt an etwas gefügiger.

Der erſte Abſchnitt der Expedition, der Vormarſch zum Matſchu und der Übergang auf ſein rechtes Ufer, war mit ſchweren Opfern, aber glücklich durchgeführt worden, und es war zu hoffen, daß die Karawane nach einer mehrtägigen Raſt auf einem guten Weideplatz bald wieder imſtande ſein werde, ihre Aufgabe weiter zu erfüllen.

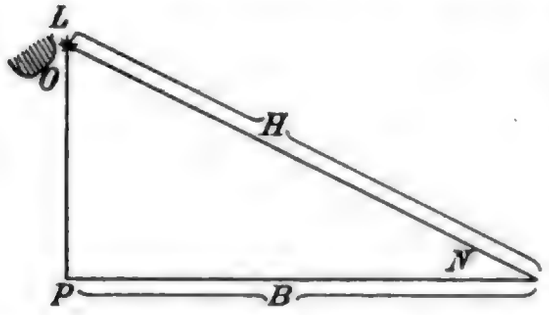
Meine nächſte Abſicht war, den Vorſtoß durch das Ngolok-Gebiet möglichſt weit ſüdlich anzuſetzen, wenn tunlich, ſogar bis an den nördlichen Fuß der Bayenkara-Kette vorzudringen.

Drittes Kapitel.

Die erſten Ngolok.

Durch einen Erkundungsritt war feſtgeſtellt worden, daß ſich unſer Lager ungefähr 10 km nordöſtlich von der Austrittsſtelle des Matſchu aus dem Oring-nōr befand. Die beigefügte einfache Skizze macht eine ausführliche geographiſche Beſchreibung entbehrlich.

Der einzige Zugang nach dem Lande der Ngolok befand ſich in der Südoſtecke des Dreiecks, am rechten Matſchu-Ufer (N), alſo dicht am



*L = Lager.
O = Oring-nōr.
H = Huang-ho (Matſchu).
P = Patſchongla-Paß.
B = Bayenkara-Kette.
N = Weſtgrenze des von den Ngolok bewohnten Gebiets.

Nordfuß der Bayenkara-Kette. Falls wir von unſerem jetzigen Lagerplatze (L) aus dem Matſchu abwärts gefolgt wären, hätten wir damit rechnen müſſen, vorzeitig am Fluſſe auf Anſiedlungen der Ngolok zu ſtoßen. Aus dieſer Erwägung und auch, weil wir bei einer Anmarſchrichtung von Tſaidam her bei den Ngolok Mißtrauen hervorgerufen hätten, hielt ich es für ratſamer, vorerſt vom Lagerplatz aus nach

Süden zur Bayenkara-Kette in Richtung auf den Patſchongla-Paß*) (P), der Tſaidam und Lha-ſa verbindet, vorzuſtoßen und dann von dort aus weiter dem Matſchu oſtwärts (N) zuzuſtreben. Infolge der Anmarſchrichtung vom Patſchongla, alſo von Tibet her, hoffte ich, die Ngolok über unſere Abſichten und unſere Herkunft zu täuſchen. Da man nach der Andreeſchen Karte annehmen mußte, daß vom Patſchongla ein Nebenfluß in direkt öſtlicher Richtung zum Matſchu niedergeht, ſo ſchien der beabſichtigte Umweg über den Patſchongla nicht bedeutend zu ſein. Auch hielt ich den Vormarſch vom Patſchongla her in Oſtrichtung, alſo entlang dem erwähnten rechten Nebenfluß des Matſchu, deshalb zweckmäßig, weil die Tibeter mit Vorliebe ihre großen Lager an der Einmündung ſtarker Nebenflüſſe am Matſchu aufſchlagen und ich die uns zunächſt liegende Anſiedlung der Ngolok nicht vor der ſüdöſtlichen Ecke des gangbaren Dreiecks, alſo weſtlich von (N), vermutete.

Der zweite Teil dieſer Umgehung, alſo der Vormarſch vom Patſchongla (P) zum Matſchu (H), geſtaltete ſich aber ganz anders. Der Nebenfluß,**) dem wir folgten, holte nämlich ſchon bald öſtlich vom Patſchongla zu einer ſtarken s förmigen Schlinge nach Norden aus, und wir gelangten auf dieſe Weiſe weit oberhalb der ins Auge gefaßten Stelle an den Gelben Fluß. Allerdings wurde das, was wir durch die Umgehung über den Patſchongla bezweckten, wie wir ſpäter ſehen werden, dennoch erreicht. Wir ſtießen nämlich an der Einmündungsſtelle dieſes Fluſſes auf das große tibetiſche Lager Niſchowärma. Die gute Aufnahme die wir dort fanden, hatten wir in erſter Linie dem Umſtand zu danken, daß wir aus der Richtung vom Patſchongla eintrafen, alſo von Lha-ſa her, aus einer Gegend, wo keine verdächtigen Reiſenden, keine Europäer und keine Händler zu erwarten waren.

Vom 27. bis 31. Juli dauerte unſere große Raſt am Matſchu. Wir blieben hier unbeläſtigt, wohl hauptſächlich deshalb, weil unſer Lager-

*) Der Patſchongla iſt ein 5100 m hoher Paß in der Bayenkara-Kette. Er bildet die Waſſerſcheide zwiſchen Huang-ho und Yang-tſi-kiang.

**) Wie ſich herausſtellte, hieß dieſer Fluß Ritzü.

platz von natürlichen ausgeprägten Hinderniſſen begrenzt war und weil wir durch den plötzlichen Flußübergang unſere Spuren verwiſcht hatten. Die in der Nähe vorhandenen guten Weideplätze waren für unſere Tiere eine große Wohltat. Den ganzen Tag über durften ſie, von je zwei mit Gewehren bewaffneten Ma-fus bewacht, weiden, während die übrigen Diener und Soldaten hinlänglich Zeit zur Verfügung hatten, die verſchiedenen Schäden an Ausrüſtung und Sätteln auszubeſſern, ſowie den Hufbeſchlag der Pferde und die Gewehre wieder in Ordnung zu bringen.

Während ſich bei ſolchen Raſten Menſch und Tier des Nachts der Ruhe hingeben konnten, war dieſer Genuß für mich durch mancherlei Arbeit ſtark geſchmälert. Am Tage hatte ich die magnetiſchen und aſtronomiſchen Meſſungen durchzuführen, des Nachts erforderten die Polhöhenbeſtimmungen und die Phototheodolit-Aufnahmen des öfteren mein Aufbleiben, insbeſondere dann, wenn gerade an wichtigen Punkten, die ihrer Lage nach beſtimmt werden ſollten, der Himmel bedeckt war und oft ſtundenlang ein günſtiger Augenblick abgewartet werden mußte, in dem das geſuchte Geſtirn auf kurze Zeit durch das zerriſſene Gewölk hindurch ſichtbar wurde. In den meiſt ſehr kalten Nächten war dieſe Sternguckerei gerade keine angenehme Zugabe, umſoweniger, als froſtſteife Finger das Hantieren mit feinen Inſtrumenten bekanntlich nicht erleichtern. Dieſe nächtlichen Beobachtungen waren aber auch inſofern gefahrvoll, als ich mich für die Ableſungen der Nonien und der Chronometer einer Blendlaterne bedienen mußte, deren Lichtkegel in den ſtockdunklen Nächten natürlich mehrere Kilometer weit geſehen werden konnte. Wir werden ſpäter noch erfahren, welch unangenehme Wirkungen der nächtliche Gebrauch einer Blendlaterne in Tibet unter Umſtänden mit ſich bringen kann.

Am Tage vor dem Weitermarſch nach der Südoſtecke des Oring-nōr wurde noch einmal Muſterung gehalten, die hauptſächlich Klarheit über die noch vorhandenen Lebensmittel ſchaffen ſollte. Obwohl die Expedition in Scharakuto über ſo viel Vorräte verfügte, daß ſie nach Ankunft am Matſchu immerhin noch für volle ſechs Monate mit Proviant hätte

verſorgt ſein müſſen, ſtellte ſich heraus, daß jetzt bereits mehr als die Hälfte des geſamten Proviantes fehlte. Sollten wir denn in eineinhalb Monaten wirklich das Doppelte von dem verzehrt haben, was für den Normalbedarf vorgeſehen war? Für den Kopf war bisher außer der Fleiſchportion, die täglich verabreicht wurde und die uns die Jagd lieferte, 1,2 kg Mehl beſtimmt geweſen, alſo gewiß eine hinreichende Ration! Unmöglich konnte ein Mann täglich 2,4 kg Mehl und außerdem noch zwei Pfund Fleiſch verzehren. Es lag alſo die Annahme nahe, daß trotz der Verluſte an Getreideſäcken infolge der verſchiedenen Unfälle das außerordentlich hohe Manko an Getreide auf andere Weiſe, alſo durch Abſicht, verurſacht worden war. Wie wir damals ſchon vermuteten, hatten die Chineſen Säcke mit Getreide weggeworfen, um das Bepacken der Tragtiere am Morgen zu vereinfachen und gleichzeitig durch die ſchnelle Abnahme des Getreidevorrats mich indirekt zu zwingen, von meinem weiteren Einmarſch in Tibet abzuſtehen. Man hätte den Chineſen eigentlich doch ſo viel Einſicht zutrauen müſſen, daß ſie den Vorrat nicht böswillig vernichteten, weil dies in den unfruchtbaren Steppen Tibets leicht zu ihrem eigenen Verderben hätte ausſchlagen können. Aber unſere chineſiſche Bedeckung ſetzte ſich nicht aus überlegenden Männern zuſammen, ſondern aus Kindern, die nie weiter denken als von heute auf morgen, und denen nur darum zu tun war, mich zur Umkehr zu nötigen, um wieder zu ihren heimatlichen Reistöpfen zu gelangen.

Durch dieſe bedenkliche Proviantabnahme war uns ein ſchlimmer Streich geſpielt. Aber der Matſchu war überſchritten und den Chineſen durch den für ſie unpaſſierbaren Strom die Verbindung mit der Heimat abgeſchnitten. Um den kindlich naiven Menſchen die Gefährlichkeit ihrer Handlungsweiſe recht deutlich vor Augen zu führen und ſie auch die Folgen etwas verſpüren zu laſſen, vor allem aber, um die Verbrauchszeit der noch vorhandenen 28 Getreideſäcke tunlichſt zu verlängern, wurde die tägliche Ration pro Mann von 1,2 auf 1,12 kg herabgeſetzt. Mangels der nötigen Gewichte*) benutzten wir beim Abwiegen der Tagesrationen

*) 18,65 Kätti = 1,12 kg, 100 kg = 1655,63 Kätti.

für die Mannſchaft neben der mitgeführten Wageſtange*) drei Hundert-Taelpakete. An einem Tränkeimer aus Tuch wurde das Aichzeichen für die neuen Portionen angebracht, das von nun an bei der Beſtimmung der Tagesration maßgebend ſein ſollte. Dieſe den Chineſen allerdings unerwartet kommende Maßnahme ſtieß auf heftigen Widerſtand. Es folgten jetzt wieder einmal die unerquicklichen Szenen, die mit ſolchem Maſſenſtreik ſchlimmſter Art verbunden ſind; doch als ſie wiederum erkennen mußten, daß ſie mit Schmähungen, Drohungen uſw. nichts erreichten, verſuchten ſie es nach altbewährter Methode am Schluſſe mit Bitten und Schmeicheln. Doch bei dem einmal Angeordneten blieb es und mußte es bleiben, denn bei einer einzigen Nachgiebigkeit meinerſeits hätten uns die Chineſen in die Hand bekommen. Nur durch ſtrengſte Durchführung ſeines Willens gelingt es dem Expeditionsleiter, den Trotz der Chineſen zu brechen. Sie haben nur vor der unerbittlich ſtrengen Perſönlichkeit Achtung. Es iſt deshalb im Umgang mit Chineſen auch geboten, von einem einmal aufgeſtellten Grundſatz auch dann nicht abzuweichen, wenn man inzwiſchen die Überzeugung gewonnen haben ſollte, daß eine andere Methode vorteilhafter wäre. Was man einmal angeordnet und gutgeheißen hat, muß man rückſichtslos durchführen. Wenn die Chineſen nicht ſo niedrige Mittel angewandt hätten, um meine Expedition unmöglich zu machen, hätten ſie ſich allerdings manche Unbehaglichkeit erſparen können.

Das jetzige Proviantquantum konnte trotz Herabſetzung der täglichen Ration ſtatt der berechneten ſechs Monate höchſtens noch 120 Tage reichen. Selbſt wenn wir den eiſernen Beſtand hinzurechneten, war an ein Aus-

*) Die chineſiſche Wage unterſcheidet ſich von der unſrigen dadurch, daß die Aufhängevorrichtung nicht in der Mitte, ſondern ſeitlich angebracht iſt. Am Ende des kürzeren Armes wird ein beſtimmtes Gewicht (hier die 3 Taelpakete) aufgehängt, und auf dem längeren Arm gleitet eine Strickſchlaufe mit einem Haken, an den man das zu wiegende Objekt anhängt. Längs des längeren Armes ſind die Marken 1 Kätti, 2, 3 uſw. mit Unterabteilungen angebracht. Derartige Wagen zeigen ſehr genau; es gibt deren in allen Größen von der Miniaturwage zum Abwiegen der kleinſten Silberwerte (Geldwage) angefangen bis hinauf zur maſſiven Laſtenwage.

kommen auf länger als 125 Tage nicht zu denken. Da ich den Marſch von hier nach Sung-p'an-t'ing auf vier Monate berechnete, glaubte ich trotz alledem, zumal da ich gute Jagdgründe anzutreffen hoffte, mit dieſem knappen Vorrat die Fortſetzung meines Programms durchführen zu können.

Nach zweitägigem Marſche in Südrichtung näherten wir uns der Südoſtecke des Oring-nōr. Die 200 bis 300 m hohen Rücken, die das Süd- und Oſtufer des Sees einſäumen, geſtatten nicht, den Weg am Ufer entlang zu nehmen; wir mußten jenſeits der weichen Umrandungsrücken in Tälchen, die zum Matſchu oſtwärts niedergehen, marſchieren.

Der Oring-nōr macht ganz den Eindruck einer großen Meeresbucht. Die ſchier endloſe Waſſerfläche und der wilde Wogenanprall an den ſteilen Ufern ließen gar nicht den Eindruck aufkommen, als befände man ſich an einem Binnenſee. Lange niedere Landzungen ſpringen vom Süduſer aus weit in den See hinein wie lange Dämme, während im Weſten ein Landſtreifen den See von dem weiter weſtlich gelegenen Tſaring-nōr, der angeblich ebenſo groß iſt wie der Oring-nōr, trennt. Auf dieſem ſchmalen Bande geht der bereits früher erwähnte Weg von Tſaidam nach Lha-ſa. Falls es uns nicht gelungen wäre, ſchon hier, öſtlich vom Oring-nōr, den Matſchu zu überſchreiten und nach Süden vorzudringen, hätten wir den weiten Umweg bis zu dieſem Landſtreifen zwiſchen Oring-nōr und Tſaring-nōr machen müſſen. Am ſüdöſtlichen Ende des fiſchreichen Oring-nōr ſchlugen wir das Lager auf dem mit üppigen Wieſen bedeckten hohen Ufer auf.

Schon ſeit einigen Wochen war es uns aufgefallen, daß unſere Chineſen und Soldaten neue, anſcheinend von den Tibetern erſtandene Filzhüte, Socken, Mäntel und Hoſen trugen. Leider mußten wir jetzt entdecken, daß wir uns getäuſcht hatten und daß die Quelle, aus der die Chineſen dieſen weichen Filz bezogen, in unſerer Karawane ſelbſt zu ſuchen war. Die Packſättel waren bereits in Scharakuto zum Schutze des Rückens der Tragtiere mit 12 Zentimeter dicken Filzunterlagen verſehen worden. Die grauſamen Chineſen hatten nun dieſe Filzunterlage

entfernt und anderweitig verwendet. Den armen Tieren lagen infolgedeſſen die kantigen Holzſättel teilweiſe unmittelbar auf dem Rücken auf, und hatten mit der Zeit ſo ſtarke Wunden verurſacht, daß die Tiere zu keiner weiteren Verwendung mehr geeignet erſchienen und häufig auch während des Marſches eingingen. Wir mußten ſie deshalb umtauſchen, wobei wir für drei bis fünf im allgemeinen nur einen oder zwei Yaks erhielten. Die meiſten Sättel hatten nur noch 1 bis 2 cm dicke Filzunterlagen. Aber dieſe waren ſtark mit Blut durchtränkt, das in der Sonne getrocknet, die Unterlagen hart machte; infolgedeſſen ſcheuerten ſie den Rücken der Tiere erſt recht. Um dem Übelſtande nur einigermaßen abzuhelfen, wurden die Sättel mit Säcken und Wolle ausgepolſtert, aber eine wirkſame Abhilfe war das doch nicht.

Der Marſch am 2. Auguſt brachte uns bis an den Fuß des etwa 300 m hohen Rückens, der den Oring-nōr im Süden begrenzt. Trotz meines aus Gründen der Schonung des Tiermaterials erlaſſenen ausdrücklichen Verbots, nicht zu reiten, ſaßen ſämtliche Ma-fus dennoch zu Pferde, und die Folge war, daß die Tiere noch mehr zugrunde gerichtet wurden. Da ich meiſt mehrere Kilometer vorausgeritten war, um den Weg zu erkunden, und Dr. Tafel meiſt hinten folgte, ſo konnten wir die Vorgänge bei der Karawane ſelbſt kaum überſehen und eine Ungehörigkeit nie rechtzeitig entdecken und abſtellen. Tſchī-fu hatte ſogar die Frechheit, ſich auf ein bereits ſchwer bepacktes Pferd zu ſetzen, das denn auch kurz vor dem Lager infolge Übermüdung zuſammenbrach. Ich war über dieſen rohen Burſchen ſo erzürnt, daß ich ihm eine entſprechende Tracht Prügel verabfolgte, die er trotz ſeines ſtark wattierten Wamſes verſpürt zu haben ſchien.

Nachmittags jagten wir auf wilde Pferde und Antilopen. Dem Ambandolmetſch gelang es hierbei, ein 14 Tage altes Pferd direkt von der Mutter abzuſchießen. Die Gewehrkugel hatte dem Füllen das Rückgrat verletzt, weshalb es auf den Hinterbeinen nicht mehr ſtehen konnte (ſiehe Bild 26). Es wurde ins Lager getragen und dort vors Zelt auf Decken gebettet. Die Mutter war dem Transport ihres Kindes gefolgt

und umkreiſte den ganzen Nachmittag auf große Entfernung unſer Lager. Sie wieherte und gebärdete ſich wie toll. Gegen Abend, als ſie näher kam, erlöſte ich ſie mit einem Kugelſchuß von ihrem Trennungsſchmerz. Sie wurde am nächſten Tage verzehrt. Da es nicht unmöglich ſchien, bereits am Kalanam-nōr*) tibetiſche Herden anzutreffen, nahm ich mir vor, dort eine Milchyak zu erſtehen, die bei unſerem jungen Pferdchen Mutterſtelle vertreten ſollte. Vorläufig verſuchten wir, dem niedlichen Tierchen, das bald ganz zutraulich geworden war, Konſervenmilch einzuflößen, aber ohne Erfolg. Als ich eingeſehen hatte, daß ich nicht imſtande war, dem Tiere vorläufig ſeine Mutter zu erſetzen, gab ich auch die Hoffnung auf, es bis zum Kalanam-nōr fortzubringen. Zu ſeiner Schonung ſollte es am nächſten Tage zum Transport auf einen ruhigen Yak geſetzt und aufgeſchnürt werden. Tſchang hatte ſich erboten, Wartung und Pflege des Tieres zu übernehmen. Dieſer tierfreundliche Wunſch entſprang aber nicht etwa ſeiner Herzensgüte, ſondern er hoffte hierdurch, wie ich ſpäter erfuhr, nach dem Tode des Tieres in den Beſitz ſeines Felles zu kommen, das er zu ſeinem Nachtlager verwenden wollte.

Am nächſten Tage ſollte der Umrandungsrücken im Süden des Oring-nōr überſchritten und der Vormarſch nach dem Kalanam-nōr angetreten werden. Auf der Höhe trafen wir die erſten Ngolok, zwei gut berittene, ſchneidige Burſchen, mit verwetterten Geſichtern. Sie waren in ihre Pelzmäntel gehüllt, hatten ſpitze Filzmützen als Kopfbedeckung und waren mit langen Gabelflinten und geraden Schwertern bewaffnet. Während ich das Rundpanorama abzeichnete und Ta-tſchang neben mir im Graſe lag, waren dieſe zwei Naturſöhne ganz unvermittelt aus einer nahen Geländefalte emporgetaucht. Mit Hilfe Ta-tſchangs war es anſcheinend gelungen, die Leute zu überzeugen, daß wir chineſiſche Händler von der „Neuen Grenze“**) wären, die beabſichtigten, mit der Handelskarawane den Matſchu abwärts zu ziehen. Gegen 30 Taels und freie

*) Ein See im Süden, den wir am 4. Auguſt erreichten.

**) Unter „Neuer Grenze“ (Sin-Kiang) verſteht der Chineſe den Weſt- und Nordrand des Gebiets Chineſiſch Turkeſtan mit der Hauptſtadt Kaſchgar.

Fig. 1.—Type of Pointer Dog. Colour, black and white. Head, Muzzle, and Ears, Liver.

Station hatten ſich dieſe beiden Ngolok erboten, uns auf unſerem Weg bis nach Artſchüng, einer großen Anſiedlung halbwegs des weſtöſtlichen Stückes des Huang-ho-Oberlaufes, Führerdienſte zu leiſten. Bei Artſchüng, ſo verſicherten ſie, ginge eine große Fähre über den Fluß. In zwölf Tagen wollten ſie uns dorthin bringen, ja ſie verpflichteten ſich ſogar, in Artſchüng Sorge zu tragen, daß wir neue Führer erhielten.

Als die Karawane die Höhe erklommen und wir den Soldaten einige Anweiſungen gegeben und die Vorbereitungen für den Abſtieg in das ſüdliche Tal erteilt hatten, waren die beiden Ngolok verſchwunden. Obwohl wir von der Höhe aus eine weite Fernſicht hatten und die langen furchenartigen Rinnen, die nach Nord und Süd zu Tal liefen, gut überſehen konnten, gelang es nicht, die zwei wortbrüchigen Tibeter zu entdecken. Wir ſuchten die Höhen nach allen Himmelsrichtungen ab und ſpähten mit den Ferngläſern in jede Geländefalte, aber umſonſt, die kühnen Reiter blieben verſchwunden. Zweifellos waren wir das Opfer einer tibetiſchen Liſt geworden, und dieſe beiden Spione, die abgeſandt waren, unſeren Reiſezweck, den von uns geplanten Weg und unſere Abſichten ſowie die Stärke der Karawane und den Inhalt der Kiſten zu erkunden, hatten uns zum beſten gehabt. Von jetzt an hieß es alſo doppelt ſcharf aufpaſſen, denn die Tibeter pflegen ein einmal ins Auge gefaßtes Opfer nicht wieder loszulaſſen. Für die Chineſen bildete das geſchickte und gewandte Gebaren der beiden rätſelhaften Reiter mehrere Tage den Geſprächsſtoff, und bei ihrer ſtark entwickelten Phantaſie ſahen ſie denn auch in den nächſten Tagen an allen Ecken und Enden Räuberhorden und tibetiſche Patrouillen.

Unſer weiterer Vormarſch vollzog ſich nicht ſo raſch, wie ich erhofft hatte, denn das Tal, das ſich ſüdlich vom Oring-nōr jenſeit unſeres Bergrückens nach Oſten erſtreckt, war ſtark ſumpfig, und in den aufgeweichten, faſt grundloſen Schilfhängen war ein Vorwärtskommen nur mit Mühe und Not zu bewerkſtelligen.

Auf eine froſtige Nacht mit Schneefall und Regen folgte ein ebenſolcher Tag — der 4. Auguſt —, der uns zum Kalanam-nōr bringen ſollte.

Erſt gegen 11 Uhr, nachdem ſich der Nebel etwas gehoben hatte, konnte in dem Labyrinth von Kuppen und Mulden ein gangbarer Pfad erkundet werden. Auf ihm ſetzten wir den Vormarſch nach Süden fort, bis wir auf den nach Oſten fließenden Kiang-tſch'u ſtießen, einen Fluß mit ungefähr 20 cbm Waſſermenge in einer Sekunde. Wir folgten ihm aufwärts, bis wir nach Paſſieren breiter Täler mit ſaftigen und ſumpfigen Wieſen an ſeiner Austrittſtelle aus dem Kalanam-nōr ſtanden.

Der Kalanam-nōr iſt ein einige Quadratkilometer großer See, der wahrſcheinlich geringe Tiefe beſitzt und von der Bayenkara-Kette her einen ſtärkeren Zufluß erhält. Der See lagert in einem öden, flachen Keſſel, den mäßig hohe Moränenwälle umranden. Von weitem erinnerte mich der Kalanam-nōr an den Großen Kara-kul auf dem Pamir. Im Süden ſtreicht auf 10 km Entfernung die mächtige Bayenkara-Kette quer vorbei, doch bei der an und für ſich ſchon hohen Lage des Sees verliert die Gewaltigkeit des zerklüfteten Gebirgszuges an Wirkung. Er zeigt ſich nur als ein 1000 bis 2000 m hoher, aus einzelnen verwitterten Rücken und Spitzen beſtehender Kamm, während er doch in Wirklichkeit eine der höchſten Bergketten der Welt darſtellt. Wir hatten heute keinen übermäßig großen Marſch zurückgelegt, waren aber ſpät aufgebrochen und deshalb traf die Karawane erſt um 9 Uhr abends auf dem an der Nordweſtecke des Kalanam-nōr ausgewählten Lagerplatze ein. Einige hundert Meter vom Lager entfernt mußte die Kolonne den Kiang-tſch'u, den ſie inzwiſchen unterhalb hatte überſchreiten müſſen, nochmals paſſieren. Die letzten Tiere trafen erſt 10½ Uhr nachts ein unter Führung von Lo-ſan und dem tapferen Li, der in der Dunkelheit unſere Spur verloren hatte und nun, halbtot vor Angſt, ſeine unterwegs ausgeſtandenen Leiden zum beſten gab. Es war in der Tat ſchwierig für jemand, der von der Karawane nachts abgekommen war, ſie wiederzufinden; ebenſo ſchwierig war es, die Lagerplätze bei Nacht feſtzuſtellen, denn ſeit einigen Tagen hatte ich den Chineſen verboten, in der Nacht Feuer zu unterhalten. So mußten ſie ſich ſowohl als auch wir uns heute mit kalter Koſt begnügen.

Das Menu lautete: Tſamba*) und Waſſer für die Begleitmannſchaft; Tſamba, Waſſer und Ölſardinen für Dr. Tafel und mich.

Obwohl die Chineſen wußten, daß infolge des letzten Flußüberganges das ganze Gepäck über einen großen Raum verſtreut umherlag, weil von den Tieren nach Paſſieren des Waſſers vielfach das Gepäck abgeworfen worden war, hatten die faulen Kerle das Herbeiſchaffen der Laſten ins Lager unterlaſſen und ſich pflichtvergeſſen bereits häuslich eingerichtet. Auf den Befehl, ſofort das Gepäck zu holen, murrten ſie und behaupteten, daß Li in der Nähe ein Fan-tzī-Lager entdeckt hätte und ſie deshalb um keinen Preis mehr das Lager verlaſſen würden. Die Haſenfüße konnten erſt dazu gebracht werden, als wir ihnen die zwei Expeditionslaternen mit auf die Suche gaben.

Endlich war das Gepäck bis auf die Gebrauchskiſte Dr. Tafels und die Patronenkiſten herbeigeſchafft. Alles Suchen nach den beiden noch fehlenden Stücken erwies ſich als vergeblich. Als die meiſten Chineſen ſchon ſchliefen, bemerkte der Unteroffizier plötzlich ſpöttiſch, daß dieſe zwei Kiſten ſchon ſeit längerer Zeit inmitten des Fluſſes lägen, und gab uns deutlich zu verſtehen, daß ſie auch über Nacht dort liegen bleiben müßten, weil keiner von ihnen gewillt ſei, ſie zu holen. Gerade dieſe zwei Kiſten mußten aber vor Waſſer geſchützt werden und waren dem Unteroffizier zum beſonderen Schutz anvertraut, es handelte ſich hier zweifelsohne wieder einmal um einen Racheakt. Als Dr. Tafel nun dem Unteroffizier noch einmal nahe legte, die Kiſten ſofort zu holen, ſtürzte ſich der Freche auf ihn, umklammerte ſeine Beine, warf ihn zu Boden und ſchlug auf ihn ein. Ich traute meinen Augen nicht. So weit war alſo die Frechheit unſerer chineſiſchen Schutzbedeckung ſchon gediehen, daß ſie ſich an einem von uns beiden Europäern vergriff! Zur Wahrung

*) Tſamba iſt ein Gemiſch von geröſtetem Gerſtenmehl und Butter. Man knetet dieſes in einer Holzſchale ſo lange, bis ein Teig entſtanden iſt. Um die Koſt ſchmackhafter zu geſtalten, kann man auch Zucker oder Käſe (Quark) beimengen. Für einen europäiſchen Magen iſt die Koſt im Anfange ſchwer verdaulich, doch wir gewöhnten uns verhältnismäßig raſch an dieſe einfache Nahrung.

unſeres Anſehens mußte dieſe Dreiſtigkeit raſche Sühne finden. Ich holte meinen Revolver, ſtellte mich vor das Soldatenzelt und erklärte den verſammelten Chineſen, daß ich den Unteroffizier niederſchießen würde, wenn er ſich nicht binnen fünf Minuten bei Dr. Tafel entſchuldigt hätte. Noch im letzten Augenblicke kam Yang-lo-ye und bat um Verzeihung mit dem teufliſchen Grinſen, das die ganze Charakterloſigkeit jener gelben Geſellen zum Ausdruck bringt. Ich hatte tatſächlich die Abſicht gehabt, den Unteroffizier im Weigerungsfalle zu erſchießen, denn nur hierdurch wäre einer allgemeinen Erhebung gegen uns vorgebeugt worden. Es gibt eben für einen Expeditionsleiter Augenblicke, in denen die Anwendung von Härte unerläßlich erſcheint.

Am Abend erhielt ich noch eine lange Strafpredigt von Hau, der in letzter Zeit mit Vorliebe als Sprachrohr von ſeinen Volksgenoſſen benutzt wurde und mich nun zu überzeugen ſuchte, daß die Soldaten und Ma-fus, die aus Kan-ſu gebürtig waren, vor uns Europäern weder Achtung noch Angſt hätten. Damit meinte er natürlich in erſter Linie die Ambanſoldaten. Er riet mir auch, von meinen wahnwitzigen Plänen abzuſtehen, denn zu ihrer Durchführung gehörten doch andere Leute als wir dummen Europäer. Solche Frechheiten mußten wir uns ins Geſicht ſagen laſſen! Man merkte eben bei Hau in allem den hochmütigen eingebildeten Pekineſen. Mich juckte es bei ſolchen Gelegenheiten oft in den Fingern, wenn die Chineſen im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit ihrem ganzen Haß gegen uns Europäer freien Lauf ließen; wir hatten in ſolchen Augenblicken Gelegenheit, die innerſte Natur unſerer Begleiter kennen zu lernen. Ich glaube, daß die Leute, die ſich jahrzehntelang nur an den Küſtenplätzen Chinas aufgehalten haben und dann in ihren Veröffentlichungen die guten Charaktereigenſchaften der Chineſen über alle Maßen loben, meiſtens durch das Schauſpielertalent dieſer Zopfträger gründlich getäuſcht wurden.

Iſt es da ein Wunder, wenn uns bei unſerem mühſamen Marſch durch Tibet das Vertrauen zu unſeren Leuten ſchwand und wenn in mir allmählich das Gefühl die Oberhand gewann, daß wir in unſerer Schutz-

bedeckung und unſeren Ma-fus einen Feind beſäßen, der beharrlicher und ſyſtematiſcher gegen uns operierte als die Ngolok? Solche und ähnliche Gedanken quälten mich oft, wenn ich abends nach arbeits- und kummerreichem Tagewerk, nachdem ich noch bis gegen Mitternacht meine Tagebücher nachgetragen hatte, auf meinem Lager ruhte.

Zwei Tage raſteten wir am Kalanam-nōr auf einem mit Blumen dicht überſäten Wieſenteppich. Die Sonne brannte vom Himmel herab, und dies war gut, denn ſie trocknete die auf den Matten ausgebreiteten durchnäßten Gegenſtände, die abends vorher mit den Kiſten ins Waſſer gefallen waren. Leider war auch der Inhalt unſerer Apotheke darunter. Die Inſtrumente waren roſtig, das Verbandzeug naß, und wir hatten nur noch ſehr wenig brauchbare Medikamente übrig.

Von den Chineſen wurden die Raſttage in erſter Linie dazu benutzt, um ſich gegenſeitig die Zöpfe neu zu flechten und den Schädel nach Vorſchrift zu raſieren. Es war ein ſehr lächerlicher Anblick, wenn Li, der Oberbarbier, und Ta-tſchang mit breiten, kurzſchaufligen, ſogenannten Raſiermeſſern ohne Seife und nur unter Anwendung von Waſſer die gelben Schädel bearbeiteten. Wir Europäer hüteten uns, in dieſe weihevolle Verrichtung ſtörend einzugreifen. Erſt als die ganze Geſellſchaft nach ihrer Anſicht wieder ſalonfähig war, erlaubte ich mir, die Herren auch auf die Verrichtung praktiſcherer und notwendigerer Arbeiten hinzuweiſen.

Das Lagerleben im allgemeinen war meiſt ohne Abwechſlung. An beſonderen Begebenheiten zeigt mein Tagebuch an, daß Ta-tſchang, der ſchon ſeit Wochen von Zahnſchmerzen geplagt wurde, von Dr. Tafel ein Zahn gezogen wurde und daß Tſchī-fu, der „Lausbub", unvorſichtigerweiſe mit Gewehr und Patronen ſpielte und um ein Haar, als ſich ſeine Waffe entlud, ſeine Kameraden angeſchoſſen hätte. Auch Hau findet Erwähnung. Bleich und zitternd war er in der letzten Nacht zu uns ins Zelt geſchlichen. Während er zögernd auf einen hellen, ſich bewegenden Punkt außerhalb das Lagers deutete, ſtammelte er die Worte: Dort lauert ein ganz großer „ſtarker Mann" (ſo heißen die Chineſen und Tibeter die Bären). Wir nahmen unſere Gewehre

und gingen dem vermeintlichen Ungeheuer zu Leibe, wobei wir alsbald gewahr wurden, daß wir Lis alten Schimmel vor uns hatten, der ſich vom Lagerſtrick losgeriſſen hatte und außerhalb des Lagers weidete. Wir wünſchten Hau gute Nacht und überließen ihn dem Geſpött ſeiner Kameraden.

Am 7. Auguſt begegneten wir acht Ngolok, die 50 geraubte Pferde vor ſich her trieben. Doch nicht nur die Tibeter, auch meine Soldaten und Ma-fus hatten ein angeborenes Geſchick zum Stehlen und Betrügen. So hatten ſie auch dieſe letzten Raſttage zu einem Überfall auf unſeren Proviant benutzt. Die Maſſe der Proviantſäcke wurde, wie früher geſchildert, während der Nacht längs der Zeltwände mauerartig aufgeſchichtet, während die beiden Gebrauchsſäcke, von denen der eine mit Mehl, der andere mit Tſamba gefüllt war, Li, der die Rolle eines Proviantmeiſters inne hatte, zugewieſen waren. Vor den Mahlzeiten ſollte dieſer den zugeſprochenen Proviant mit Hilfe des geeichten Tränkeimers entnehmen. Er tat dies auch recht zuverläſſig und ehrlich. Doch des Nachts wurde meiſtens der Doppelpoſten oder Ta-tſchang und mit Vorliebe auch Tſchī-fu abgeſchickt, um auf den Proviantſack ein Attentat auszuüben. Während dieſer letzten Raſt mußten die Chineſen ſogar einen ganzen Sack voll Tſamba geſtohlen haben! Tſamba aßen meine Leute am liebſten, weshalb ſie auch ſtändig danach verlangten und das ihnen überlaſſene Mehl und Fleiſch während der Nacht wegwarfen. So war es ihnen wiederum gelungen, in den paar Raſttagen am Kalanam-nōr unſerem Proviantvorrat eine empfindliche Lücke beizubringen, was um ſo folgenſchwerer war, als ſich gerade Tſamba am beſten zur Verpflegung bei jeder Witterung eignete, da zu ſeiner Herſtellung kein Feuer nötig war. Ich ordnete daher für die Folge an, daß von jetzt an nachts auch die Gebrauchsſäcke in unſer Zelt zu ſchaffen ſeien. Natürlich hatte dieſe Beſtimmung wieder die üblichen Auftritte zur Folge. Als die Chineſen erkannt hatten, daß alles Sträuben zwecklos war, verſuchten ſie ihren Willen wiederum mit Liebenswürdigkeit durchzuſetzen. Bei dieſer Gelegenheit verplapperten ſich die Soldaten, daß ſie ſeit

geſtern überhaupt nichts mehr von dem Vorrat übrig hätten, der ihnen ſeinerzeit in Si-ning-fu vom Amban mitgegeben worden war. Für drei Monate hatte der Amban ſie verproviantiert und jetzt, nach 50 Tagen, war ſchon nichts mehr da! So unangenehm dies auch für uns war, in einer Beziehung kam mir dieſe Mitteilung doch recht gelegen: der Mangel an eigenen Nahrungsmitteln gab mir eine neue Handhabe, dieſe widerſpenſtige Soldatenbedeckung in meine Gewalt zu bekommen, denn von jetzt an waren ſie ganz auf mich und meine Vorräte angewieſen. Die Soldaten beſaßen nur noch ein perſönliches Gut, das mir Sorge machte, nämlich die Pferde. Mein ſtiller Wunſch, daß ſie auch dieſes letzte Beſitztum recht bald verlieren möchten, ſollte ſich kurz darauf erfüllen. Nach Einbuße der Pferde, deſſen war ich damals ſchon ſicher, war ein Fluchtverſuch der Chineſen vollkommen ausgeſchloſſen. Eine Flucht mit fremdem Gut auszuführen, getrauten ſie ſich doch nicht mehr!

Der 8. Auguſt war für einen Vorſtoß in die zerklüftete Granitkette im Süden beſtimmt. Ein Tal, das ſich anſcheinend tief in die Kette hineinzog, bot hierzu eine günſtige Gelegenheit. Die beiden Talwände waren durch abſtürzende mächtige Schutt- und Felstrümmer gebildet, die Talſohle war ſchwach mit Humus und Grasboden überdeckt. Dorthin führte auch unſer Pfad. Weiter aufwärts jedoch gewann der Talboden das gleiche Ausſehen wie die wilden Talwände; tief eingekerbte Waſſerbäche durchſchnitten die wenigen gangbaren Stellen, und an ein Fortkommen war für die Karawane von jetzt an nicht mehr zu denken. Einige hundert Meter unterhalb des ſackartigen Talabſchluſſes ſollte das Lager in einem ſteilen, arenaartigen Trümmerfeld aufgeſchlagen werden. Zur Erkundung war ich allein vorausgeſtiegen, nachdem ich mein Pferd am Fuße des Talabſchluſſes zurückgelaſſen hatte, und erkletterte nun den Kamm der felſigen Höhen.

Von oben aus eröffnete ſich eine maleriſche Ausſicht in die umliegenden Tälchen mit jähen Felsabſtürzen und unendlichen Trümmerhalden. Zimmergroße Felsblöcke, ſcharfkantig und rund, türmten ſich aufeinander, oft tiefe Klüfte und Höhlen bildend, aus denen das Rauſchen

eines in der Tiefe ſprudelnden Baches oder das Plätſchern einer Quelle herauftönte. Es war gar nicht daran zu denken, die Karawane an dieſer Stelle, alſo in der Fortſetzung der Talrichtung nach Süden, vorwärts zu bringen. Auch im Weſten war das Gelände unwegſam, und ſo blieb nur übrig, einen gangbaren Pfad nach Oſten zu erſpähen.

Dort zeigte der Hang nämlich eine andere Geſtaltung, die weniger Hinderniſſe zu bieten ſchien. Über die breiten Kuppen der Höhenumrandung lagerte ſich nacktes Geſtein, mächtige Felsplatten und Schutt, während an den ſumpfigen Flanken vom Kamm ab ſich ſchmal anſetzend in ſich raſch verbreiternden Bändern gewaltige Felstrümmer und Geröll zu Tal hinabgezogen. Am nächſten Tage wurde die Karawane in drei Abteilungen nach dem Kamm im Oſten gebracht. Der Anſtieg erfolgte zwiſchen zwei Geröllbändern, dann über mehrere Felshinderniſſe hinweg bis an einen ähnlichen breiten Geröllgürtel, der ſich nur an einer beſtimmten Stelle paſſierbar erwies. Die Pferde und Ochſen benahmen ſich bei dem Klettern ſehr ungeſchickt, ſie glitten auf den runden Granitblöcken ab und gerieten mit ihren Beinen in die Spalten und die Löcher der Felsgerölls. Nur mit Seilen und Zeltbalken konnten ſie aus ihrer unbequemen Lage befreit werden; auch das Reitpferd Dr. Tafels, eines unſerer beſten, brach bei einer ſolchen Gelegenheit in eine Felsſpalte ein. Schon war es geglückt, drei Beine des Tieres herauszuheben, als es bei dem Verſuch, den Huf des vierten Beines, der ſich zwiſchen den Blöcken feſtgeklemmt hatte, freizumachen, nochmals ausglitt, ſchräg fiel und das Bein wie ein Stock abknickte. Noch klingt mir das Krachen der berſtenden Knochen in den Ohren, begleitet von dem Stöhnen des armen Tieres, das ſich vor Schmerz mit den Zähnen an den Geröllblöcken feſtzubeißen verſuchte (ſiehe Bild 27). Da Dr. Tafel ſein Pferd nicht erſchießen wollte, übernahm ich dieſe traurige Pflicht und erlöſte es von ſeinen Leiden. Als wir den Paß verließen, hatten ſich ſchon zwei rieſige Lämmergeier an die Zerteilung der Beute gemacht.

Noch ſchlimmer als die Aufſtiegsſeite zeigte ſich die des Abſtiegs. Hier beſtanden die Gerölladern aus hoch aufgetürmten runden Stein-

Fig. 1. Cotton, M. (Author) (n.d.). Photo unavailable [Photo].

blöcken, die ſo unregelmäßig zuſammengewürfelt waren, daß die Tiere unmöglich die Hinderniſſe überklettern konnten. Um den Tieren das Fußfaſſen und Überſchreiten zu erleichtern, blieb nichts anderes übrig, als in die Spalten zwiſchen den Felſen und Geröllblöcken unſere Kiſten und Getreideſäcke zu ſtopfen und das glatte Geſtein mit Säcken, Tüchern und unſeren Kleidern zu belegen. Auf ſolche mühſame Weiſe kamen wir natürlich nur recht langſam vorwärts. Die Chineſen und die Tiere ermüdeten zuſehends, und es ſchien wieder einmal ein Raſttag dringend vonnöten.

Vom Fuß der unbequemen Geröllhalde bis zum Lagerplatz führte ein moraſtiges, ſanftes Tal hinab. Der in Ausſicht genommene Lagerplatz befand ſich in einer weiten Ebene mit guten Weidegründen und einem Bach, der vom Patſchongla herkam und nördlich zum Kalanam-nōr weiterfloß. Wären wir am 7. Auguſt nach Südoſten ausgebogen, und hätten wir auf einen Vorſtoß in jenes Sacktal, aus dem heraus wir in ſo unbequemer Weiſe den Weg gefunden hatten, verzichtet, ſo hätten wir auf billigere Weiſe dem Patſchongla näher kommen können; wir hätten nur dem Bache vom Kalanam-nōr aufwärts hierher und weiter aufwärts folgen brauchen. Doch wer hätte das ahnen können, daß ſich von unſerem jetzigen Lagerplatze aus ein bequemer Pfad zum Patſchongla hinaufſchlängelte. Dr. Tafel und ich unternahmen am nächſten Tage getrennt einen Vorſtoß gegen den Paß zu. Da mir Tags zuvor ſchon aufgefallen war, daß wir von einzelnen Tibetern beobachtet wurden, erhielten die Soldaten Anweiſung, während unſerer Abweſenheit auf die weidenden Tiere und das umliegende Gelände ſcharf acht zu haben. Dies ſchien um ſo ratſamer, als ſich auch heute in der Ferne drei Reiter gezeigt hatten, von denen jeder ein Packpferd mit ſich führte. Tatſchang meinte zwar, es ſeien wahrſcheinlich nur Moſchusjäger, aber ich traute der Sache nicht, da ich vor der Liſt und Verſchlagenheit der Tibeter Achtung hatte.

Die Paſſage in unſerem Tale, ungefähr 8 km oberhalb unſeres Lagers, wurde ſchwieriger. Seitlich öffneten ſich dort wilde Felstälchen,

und nach Süden zu wurde auch die Bayenkara-Kette immer zerklüfteter, der Hochgebirgscharakter immer ausgeprägter. In der Höhe vom Patſchongla-Paſſe*) ſelbſt dürften ſich einzelne Teile des Gebirges ſogar mit dem wildeſten Teil unſerer Dolomiten oder des Kaukaſus meſſen können. Erſt ſpät abends gelangte ich zum Lager zurück, wo ich noch aſtronomiſche Ortsbeſtimmungen zu machen hatte und die Chineſen den vielen rückenwunden Tieren für die Nacht Umſchläge aus feuchter Erde auflegen mußten. Als Dr. Tafel nach Einbruch der Dunkelheit noch nicht eingetroffen war, befürchtete ich, daß ihm in den Felspartien ein Unglück zugeſtoßen ſei. Es wurde daher eine Rettungsexpedition zuſammengeſtellt, einige der noch verhältnismäßig friſchen Pferde aufgeſattelt, Beleuchtungsmaterial und Proviant aufgepackt ſowie die improviſierte Tragbahre aus Zelttüchern und Zeltſtöcken herbeigeſchafft. Kaum hatten wir indes das Lager verlaſſen, da traf der verunglückt Geglaubte ein. Ein Jagdabenteuer ſüdlich vom Patſchongla hatte ihn ſo lange aufgehalten. Er hatte dort eine ſtarke Yakherde überraſcht und es war ihm auch geglückt, einige Tiere mit ſeinen Brenneckegeſchoſſen zu verwunden. Ein angeſchoſſener Yak rannte trotz ſeiner Wunde, aus der ein fingerdicker Blutſtrahl**) hervorſchoß, an der Spitze der übrigen gerade auf ihn los. Da Dr. Tafel ſich verſchoſſen hatte, ſtach er mit ſeinem Knicker um ſich. Endlich war es ihm gelungen, eines der verwundeten Tiere habhaft zu werden. Obwohl es wie beſeſſen um ſich ſchlug, vermochte Dr. Tafel dennoch, dem Yak mit ſeinem Leibgurt die Beine zu feſſeln. Während er in dem frohen Glauben, endlich ſeiner Beute ſicher zu ſein, ſein Meſſer wieder einſteckte, hatte ſich der gefeſſelte Yak ſamt ſeiner Feſſel auf- und davongemacht. Ich erwähne dieſen Yak mit dem europäiſchen Leibgurt für Nimrode, die vielleicht mit der Abſicht umgehen, im Patſchongla auf die Yakjagd zu gehen.

*) 5100 m über Seehöhe.

**) Die Geſchoſſe der Ngolok-Gewehre ſcheinen dem Yak nicht viel anhaben zu können, denn wir hatten am Kalanam-nōr einen Yak erlegt, der drei derartige in das Fleiſch eingekapſelte Geſchoſſe im Leibe ſtecken hatte.

Der Lagerplatz nördlich vom Patſchongla mußte unter dieſen ſchwierigen Verhältniſſen den ſüdlichſten Punkt unſeres Vorſtoßes in die Bayenkara-Kette bilden. Von hier aus war die ſchon früher erwähnte Abſchwenkung nach Oſten geplant, der überraſchende Vormarſch zum Huang-ho, der den Anſchein erwecken ſollte, als kämen wir — Händler — vom Patſchongla her, alſo aus dem zentralen Tibet, in der Abſicht, den Matſchu abwärts und nach Sung-p'an-t'ing weiterzuziehen.

Mein Tagebuch enthält unter dem 10. Auguſt eine Aufzeichnung, in der die ſichere Hoffnung ausgeſprochen wird, bereits in ſechs bis ſieben Tagen in Tar einzutreffen. Tar ſollte einen Ort bedeuten, der auf der Andreeſchen Karte an derjenigen Stelle eingezeichnet iſt, wo der Nebenfluß des Huang-ho, der ungefähr bei unſerem jetzigen Lagerplatz entſpringen ſollte, nach einem direkten weſtöſtlichen Laufe in den Gelben Fluß einmündet. Dieſe irrigen Angaben täuſchten uns gründlich. Denn ſtatt der vermeintlichen ſechs bis ſieben Tage brauchten wir einen vollen Monat, um nach dem Punkte zu gelangen, an dem Tar, das in Wirklichkeit gar nicht exiſtiert, liegen ſollte. Das kam daher, weil der öſtlich vom Patſchongla, jenſeits eines breiten flachen Trennungsrückens entſpringende Nebenfluß des Matſchu nicht durchweg öſtlichen Lauf inne hat, ſondern, wie ſchon früher erwähnt, ſich alsbald nach Nordweſt wendet. Auf dieſe Weiſe gelangten wir, als wir dem Fluſſe abwärts folgten, ſo weit nördlich, daß wir den Matſchu faſt an dem Punkt wieder erreichten, an dem wir ihn am 20. Juli das erſtemal vergeblich überſetzen wollten. Wir hatten alſo in den letzten 21 Tagen einen großen Kreis beſchrieben, aber trotz des damit verbunden geweſenen Zeit- und Kraftverluſtes den Endzweck erreicht, überraſchend bei den Ngolok zu erſcheinen und dieſe über unſere Herkunft zu täuſchen.

Am 11. Auguſt überſtiegen wir bei eiskaltem, ſtürmiſchem Wetter unter Schneefall den erwähnten niederen Trennungsrücken. Es war ſo kalt, daß wiederholt die Haut meiner Finger an den eiſigen Metallinſtrumenten, die ich beim Routenaufnehmen benutzen mußte, kleben blieb. An Tümpeln und über ſumpfige, ſpärlich bewachſene Wieſen

hinweg, dann über Dünen ſtiegen wir in ein vollſtändig moraſtiges, ungefähr 500 m breites Tal hinab, in dem ſich ein Fluß, der vom Patſchongla herkam, oſtwärts ſchlängelte. Dies bot uns gute Gelegenheit, nun endlich Oſtrichtung einzuſchlagen und ſomit an die Löſung unſerer Hauptaufgabe heranzugehen.

Wiederholt trafen wir einzelne tibetiſche Reiter an, die uns aber ſonderbarerweiſe in kilometerweiten Bogen umritten. Sie hatten uns alſo möglicherweiſe bereits als verdächtige Reiſende angeſehen, vielleicht auch ſchon als Europäer erkannt. Jedenfalls bewies dieſes ängſtliche Verhalten der tibetiſchen Patrouillen, daß das energiſche, beſtimmte Auftreten des ruſſiſchen Oberſten Kosloff, der im Auftrage ſeiner Regierung vor vier Jahren vom Oring-nōr her dieſes Tal überſchritt und nach Süden vorſtieß, den Tibetern gewaltige Furcht eingeflößt hatte. Nahe unſerem Lagerplatz vom 11. zum 12. mußte die Kosloffſche Route*) durchgehen, ſie war bis dahin die öſtlichſte aller von Europäern im Gebiete des Matſchu begangenen Pfade.

Alles Gebiet öſtlicher, alſo alles, was wir von nun ab betraten, wurde bisher noch nie von einem Europäer berührt, und in der richtigen Würdigung der recht gefährlichen Lage, in der wir uns von jetzt ab befinden ſollten, wurde denn auch unſer Kriegszuſtand verſchärft, d. h. die Karawane mußte eng aufgeſchloſſen marſchieren, die Gewehre mußten geladen ſein, und nach der gefährlichen Flanke hin hatte eine Patrouille zu beobachten. Trotzdem ſind meine Leute unglaublich unvorſichtig, und ſie finden es nicht einmal der Mühe wert, als Poſten oder als Wächter der Herden eine Schußwaffe mitzunehmen. Das Glück, das wir bisher auf unſerem Marſche im Lande der Ngolok genoſſen hatten, trug die Schuld

*) Die Expedition unter Führung des damaligen ruſſiſchen Stabskapitäns Kosloff hatte abgeſehen vom politiſchen die Erforſchung der Gobi und des oſttibetiſchen Hochlandes zum Zweck. Die Reiſe dauerte 2½ Jahre (26. Juli 1899 bis 30. November 1901). Trotz mehrfacher Gefechte mit den Eingeborenen verlief die Expedition programmäßig. Sie begann in Kiachta, berührte den Oringnōr, den Oberlauf des Yang-tſi-kiang und des Mekong und endete wieder in Kiachta.

an dieſem Mißſtand. Hoffentlich, ſo ſteht an dieſem Tage in meinem Tagebuche geſchrieben, treffen wir bald mit den Ngolok zuſammen und das Schickſal bringt bald ein für uns glückliches Scharmützel mit den Tibetern. Nur auf dieſe Weiſe, ſo heißt es weiter, kann unberechenbarem Unheil für die ſpätere Zukunft vorgebeugt werden. Les extrêmes se touchent. In der Tat, zuerſt waren die Chineſen ſo feige, daß ſie ſich vor ihren eigenen Schatten fürchteten, und jetzt fühlten ſie ſich wiederum ſo ſicher, daß ſie mich wegen meiner übergroßen Vorſicht auslachten. „Es gibt ja höchſtens eine Handvoll Ngolok“, ſo pflegten dieſe Helden jetzt zu höhnen.

Die nächſten Tage folgten wir einem Fluß, der ſich ſpäter als der Ritzü herausſtellte, abwärts. Als ich mit Hau und Ta-tſchang in dem ſich raſch verbreiternden Tale, in das Waſſerbäche tiefe Rinnen gefreſſen hatten, vorausritt, bemerkten wir in der Ferne zwei Ngolok. Hau und ich verſteckten uns ſchnell mit den Pferden in einer Rinne, während Ta-tſchang den Tibetern entgegengeſandt wurde, um Erkundigungen über die Namen und Berge der Flüſſe, über Wegeverhältniſſe uſw. einzuziehen. Ta-tſchang log den Leuten vor, er käme aus Lha-ſa und eine große Karawane folge ihm nach. Da er ſich bei der Annäherung ganz korrekt benahm, indem er vorher tibetiſcher Sitte gemäß abſtieg, ſeine Waffe zurückließ und dann erſt mit den Tibetern in Unterredung trat, waren dieſe von Ta-tſchangs Verhalten und Äußerungen befriedigt und zogen alsbald talaufwärts weiter.

Bald hernach kamen ihnen zwei Reiter entgegen, Dr. Tafel und Hau. Wir ſahen die beiden Ngolok raſch abſpringen, mit affenartiger Geſchwindigkeit ihre Pferde zuſammenkoppeln, die Gewehre von den Schultern nehmen und ſich ſchußfertig machen. In dieſer Stellung erwarteten ſie das Herannahen der beiden Reiter, die ſie anſcheinend für Feinde gehalten hatten. Dies alles war ſo raſch vor ſich gegangen, daß es Dr. Tafel und ſein Begleiter gar nicht bemerkt haben mußten, denn ſie ritten ganz gemächlich bis auf nahe Entfernung an die beiden Schützen heran. Plötzlich ſchienen ſie aber doch das Unangenehme ihrer Lage

erkannt zu haben, denn ſie machten raſch Kehrt und jagten davon, die zwei Ngolok desgleichen, die ihre Pferde wieder beſtiegen und raſch talaufwärts trabten. Wir ließen die Ngolok in Ruhe, denn Ta-tſchang behauptete, daß es nur zwei Pferdediebe geweſen ſeien. Wir gaben uns zufrieden, daß wir ſo durchgekommen waren. Gewiß war es auch vernünftiger, wegen Kleinigkeiten unnütze Schießereien zu vermeiden, um nicht ſchon frühzeitig unnötigerweiſe die Stämme auf uns aufmerkſam zu machen. Beabſichtigte ich doch, bis ungefähr in die Mitte des Weſtoſtſtückes des Huang-ho-Oberlaufes unerkannt vorzuſtoßen. Bis dahin, ſo nahm ich an, würden wir bereits von den Tibetern erkannt ſein, und dieſe würden mir dann in meinem Beſtreben, die chineſiſche Provinz Sſï-tſch'uan, zu erreichen, alſo den Marſch oſtwärts fortzuſetzen, ſogar entgegenkommen, d. h. ſie würden uns zweifelsohne aus Tibet heraustreiben.

Steinobos wurden häufiger, desgleichen Fußſpuren von Pferden und zahmen Yaks. Die zahmen erkannten wir an dem von der Bepackung, alſo vom größeren Gewicht, herrührenden, ſchärfer ausgeprägten Klauenſpuren im Boden. Dieſe Merkzeichen ließen auf die Nähe von ſtändigen Anſiedlungen ſchließen. Am Nachmittag des 15. Auguſt ſichteten wir eine 100 Yak ſtarke Karawane mit einer Bedeckung von 15 Mann. Sie kamen aus Oſtrichtung und ſteuerten gerade auf unſer Lager zu, das wir an dem ſtarken Knie des Ritzü, wo er nach Norden abbiegt, aufgeſchlagen hatten. Die Karawane war ſo plötzlich aufgetaucht, daß unſere Leute erſt verteidigungsbereit waren, als die vermeintliche große Reitermaſſe ſchon unſer Lager erreicht hatte. Dies Vorkommnis brachte den ſtumpfſinnigen Chineſen wieder zum Bewußtſein, daß ſie ſich in einem feindſeligen Lande, in Tibet, befänden. Tatſächlich ſchliefen die Poſten von jetzt an auch nachts weniger häufig!

Die von großen, ſchwarzen, biſſigen Hunden umkreiſte Yakkarawane war mit Rindshäuten, Schafwolle und Yakhaaren beladen, die Reiter ſahen mit ihren ſpitzen Filzhüten, die ſie ſchief auf dem Kopfe trugen, verwegen genug aus, die meiſten hatten wirres, wolliges Haar; manche

ritten ohne Sättel auf Yaks, die meiſten auf Pferden. Alle handhabten lange Lanzen, waren halb nackt und trugen nur einen bis auf die Hüften herabhängenden Schafpelzmantel und ein Amulett um den Hals. Sättel und Steigbügel benutzten ſie nicht. Als Zügel war nur ein Strick an der Kinnlade des Pferdes befeſtigt. Einige dieſer frechen Tibeter kamen direkt in unſer Lager geritten, wo ſie mit ihren langen Lanzen nach den herumliegenden Gegenſtänden ſtachen, um ſich ein kleines Andenken an uns mitzunehmen. Als wir ihnen unſere europäiſchen Gewehre hinhielten, bogen ſie ab und waren bald in der großen Staubwolke, die ſich über ihrer Karawane hinzog, verſchwunden. Die ganze Geſellſchaft lagerte nur 3 km von unſerem Lager entfernt, Ritzü abwärts. Die Nacht hindurch brannten ſie große Lagerfeuer, um welche ſie ſich in lebhafter Unterhaltung geſchart hatten. Da auch in anderen Himmelsrichtungen Lagerfeuer aufloderten, hatten wir die Gewißheit, daß wir anſehnlichen tibetiſchen Anſiedlungen ſchon ſehr nahe waren.

Auch am nächſten Tage ging es lebhaft zu. Schon am Morgen begegneten wir ſechs Ngolok-Jägern. Sie erkundigten ſich nach dem Inhalt unſerer Kiſten und erhielten hierauf die Verſicherung, daß wir Kaufleute ſeien, die mit Gewehren, Patronen, Pulver und Blei, Donner und Blitz Handel trieben. Zwei Tagemärſche hinter uns, ſo verſicherten wir, folge eine ſtarke Karawane mit noch mehr Gewehren und ein großer Trupp gut bewaffneter Soldaten. Das imponierte wohl den Tibetern gewaltig, und es ſcheint, daß uns die Verbreitung dieſes Märchens tatſächlich genutzt hatte, denn die Ngolok, die wir ſpäterhin antrafen, waren über uns und unſere Kiſten bereits unterrichtet. Merkwürdigerweiſe vermuteten die Tibeter darin lebendige Soldaten, und ſpäter wurde uns ſowohl von einigen Reitern wie auch von den Häuptlingen großer Stämme immer die Frage als erſte vorgelegt: „Wieviel Soldaten habt Ihr in den Kiſten?“ Wahrſcheinlich, um ſich von ihrem Inhalt zu überzeugen, wollte einer der ſechs Jäger ein Gewehr kaufen. Um den Kaufluſtigen einzuſchüchtern, verlangten wir als Kaufpreis 100 Taels für ein Gewehr und für jede Patrone einen weiteren Tael.

Das ſchien aber dem guten Mann doch etwas zu teuer zu ſein, denn er empfahl ſich.

Bald nach dieſem Zuſammentreffen kam uns wiederum eine 150 Yak ſtarke Kolonne in drei Abteilungen entgegen, von denen jede durch zwei Ngolok getrieben wurde. Jeder Yak war mit zwei mit Soda gefüllten 70 Pfund ſchweren Säcken beladen. Die Transportkarawane*) bewegte ſich tibetiſchem Gebrauche gemäß ſehr raſch vorwärts. Unter den lebhaften Tieren fielen uns zwei herrliche ſilbergraue Tiere auf, die ſich anſcheinend die Feindſchaft der Hunde zugezogen hatten, denn ſie wurden von den wolfsähnlichen, weißen Karawanenwächtern unter heiſerem Gebell, obwohl ſie gar keine Urſache zu geben ſchienen, fortwährend beläſtigt. Jede der 50 Yak ſtarken Abteilungen marſchierte in zwei Gliedern in erſtaunlich guter Ordnung.

In der Nacht ſetzte Regen ein, und wir mußten mit dem Spaten Rinnen vom Zeltinneren nach außen graben, da trotz eines fußtiefen Grabens um das Zelt herum Waſſer durch Mauslöcher in den keſſelartigen Zeltboden gedrungen war.

Am nächſten Tage zog eine zehn Kopf ſtarke Ngolok-Truppe am anderen Ufer talaufwärts an uns vorbei. Zwei von den Tibetern trugen grellrote Mäntel, alle waren bewaffnet und hatten ausgezeichnete Pferde. Auf unſeren Zuruf hin blieben ſie ſtumm und ritten weiter, ohne uns nur eines Blickes zu würdigen. Den ganzen Tag über ſchneite es. Ein kalter Wind drang durch Pelz und Filz und machte unſere Glieder erſtarren. Mit Mühe und Not konnte ich meine gewohnten Verrichtungen mit den Inſtrumenten ausführen. Die Einzeichnungen mit Bleiſtift in die Routenbücher unter ſolch unbequemen Umſtänden koſteten große Selbſtüberwindung; ich behaupte ſogar, daß die ſtrenge

*) Sie brechen in der Regel frühzeitig auf, um wieder frühzeitig das Lager zu erreichen, ſo daß die Tiere einen möglichſt großen Teil des Tages zur Weide übrig haben. Dieſe Methode des Reiſens iſt in Tibet entſchieden zweckmäßiger als das ſpäte Aufbrechen, das Einlegen einer Raſt und das lange Durchmarſchieren unter Tags, ſolange keine ſchwereren Laſten als ein Zentner pro Tier zu tragen ſind. Erhöht ſich jedoch die Laſt, ſo iſt der Marſch nur mit Hilfe einer längeren Pauſe durchzuführen, oder aber, die Gangart muß gemäßigt werden. Auf die Dauer müſſen in einem ſolchen Falle auch die Marſchleiſtungen gekürzt werden.

Photo by Jacques-Yves Cousteau
Underwater Cinematography

Durchführung einer derartigen, mit peinlichſter Aufmerkſamkeit vorzunehmenden und mit Aufregungen und mit Anſtrengungen verbundenen Beſchäftigung mehr mitnimmt als körperlicher Schmerz.

Allerdings, wenn man es ſo bequem hat wie unſer Herr Lehrer Li, der infolge eines vorgeſchützten Fußleidens die Erlaubnis erhalten hatte, ein Pferd zu beſteigen, auf dem er wie ein indiſcher Fürſt thronte, dann iſt es auch in Tibet auszuhalten. Li ſah urkomiſch aus, wenn er hoch zu Roß ſaß, ſeine ernſthafteſte Miene annahm und ſein altes Pferd, das nur im langſamſten Schritt zu gehen vermochte, liebkoſte und es beharrlich zu noch langſamerem Tempo zu veranlaſſen ſuchte. Li war kein leidenſchaftlicher Reiter, deshalb hatte er ſich dies altersſchwache Transportmittel ausgeſucht. Ein dickbauſchiger Reitſack mit Lis Hab und Gut hing zu beiden Seiten des Reittieres vom Sattel herab. Darüber waren drei — ſchreibe drei — matratzenähnliche Betten gebreitet, und erſt darauf ſaß Li, indem er die Beine gegen den Pferdehals zu vorſtreckte. Zwei Mäntel aus blauem Tuch, ein ſolcher aus Guttapercha ſowie drei mit Wolle wattierte Hoſen und zwei dicke Filzhandſchuhe bildeten die ſtändigen Bekleidungsſtücke unſeres Helden. Außer zwei ledernen Kniewärmern ſorgten zwei bis drei Paar übereinander gezogene Socken für die Erwärmung der unteren Hälfte Lis. Bei Regen und Sonnenſchein hatte er zwei breitrandige Strohhüte übereinander auf; unter dieſe ſteckte er zudem noch den bekannten zuſammenklappbaren chineſiſchen Augenſchützer. In der Hand hielt er einen Stock, an deſſen Ende lange Wollfranſen befeſtigt waren, mit denen er ſein Roß — nicht antrieb, ſondern ſtreichelte. Zügel hatte er ſelten in der Hand, weil Li als kluger Mann von der richtigen Anſicht ausging, daß ſein Pferd beſſer den Weg finden werde, als er es ihm vorſchreiben konnte. Li zu Pferd bot ein ſo drolliges Bild, daß ich mich jedesmal vor Lachen ſchütteln mußte, wenn er mir nahe kam. Er ritt grundſätzlich ganz am Schluß der Karawane und war für jedes Troſteswort, das man ihm zukommen ließ, aus innerſter Seele dankbar. Meiſt ließ er gegen hohe Verſprechungen ſein wildes Roß führen. Der Ärmſte, was hat er wegen

meiner Tibetpläne dulden müſſen, wegen meiner Aufgaben, zu deren Durchführung nur harte, rauhe Naturen geeignet geweſen wären! Überall, wo w i r mit dem beſten Willen keine Gefahr entdecken konnten, glaubte Li die letzte Stunde herankommen zu fühlen. Er ſchwebte ununterbrochen in Todesangſt. Ich erwähne dies, nicht, um mich über dieſen unglücklichen Mann luſtig zu machen, ſondern um ihn zu loben, denn er, dieſer geborene Weichling und Ängſtling, ertrug alle Leiden und Gefahren mit einer Gottergebenheit, die ihm zehnmal höher angerechnet werden muß als die indolente Ruhe und der manchmal haarſträubende Stumpfſinn der übrigen mitreiſenden Chineſen.

Als wir am Abend des 17. Auguſt am Ritzü, der inzwiſchen zu einem ſtattlichen Fluß angeſchwollen war, unſer achtes Lager aufſchlugen und der Fluß ſich, ſtatt endlich oſtwärts, nach Nordweſten zu wenden ſchien, wurden wir ärgerlich, hatte uns doch der Ritzü bisher hinlänglich genug von unſerer beabſichtigten Marſchrichtung abgebracht.

Einzelne Reiter und ganze Trupps paſſierten nachmittags unſer Lager, und für die Nacht vom 17. zum 18. ſchien in dieſer ſtark beſuchten Gegend größte Vorſicht geboten zu ſein. Trotzdem wurde Lau-li, der auch kurzweg „Eigenſinn" hieß, nachts als Wachtpoſten ſchlafend angetroffen. Die ſträfliche Gleichgültigkeit dieſes Burſchen hätte uns leicht allen miteinander den Kopf koſten können! Doch es kam glücklicherweiſe anders. Vielleicht war es dem Umſtand zuzuſchreiben, daß die ganze Nacht hindurch ſtarkes Schneegeſtöber herrſchte, das jedwede Orientierung unmöglich machte. Um nicht in der nächſten Zeit verraten und verkauft zu ſein, mußte die Fahrläſſigkeit dieſes Li Sühne finden; der „Eigenſinn" erhielt deshalb zwanzig auf ſeine Kehrſeite aufgezählt. Trotzdem er die Hiebe kaum verſpürt haben konnte, brüllte er ſchon lange vor Beginn der Exekution aus Leibeskräften. Selbſt Lis Kameraden und die Soldaten waren diesmal über ſeinen Stumpfſinn erzürnt; die vielen Fan-tzī, die wir in den letzten Tagen antrafen, hatten anſcheinend auf die ängſtlichen Gemüter Eindruck gemacht. Die Soldaten verabfolgten denn auch dem „Eigenſinn" noch eine zweite Auflage Hiebe.

Die Karawane hatte Anweiſung erhalten, am Morgen im Tale den Weitermarſch am rechten Ritzü-Ufer abwärts langſam fortzuſetzen, während wir die Höhen im Oſten zu Erkundungszwecken erſteigen wollten.*) Oben, von der breiten Schneekuppe aus, bot ſich ein prächtiges Panorama auf die umliegenden in Schnee gehüllten Rücken und auf die mächtige Amnye-Maltſchin-Kette im Nordoſten. Da dieſe auf höchſtens 60 km Entfernung vor uns lag und bekannt war, daß ſich der Lauf des Matſchu ſüdlich dieſer Kette befände, war es klar, daß wir den Matſchu dicht vor uns haben mußten. Gleichzeitig lag der Schluß nahe, daß der Ritzü unweit von unſerem Standplatz in den Matſchu einmündete. Leider war der Ausblick nach Nordoſt eingeengt, denn unſer Rücken ſetzte ſich dorthin in einer breiten welligen Höhengruppe fort, ſo daß wir gerade gegen dieſe Seite hin, wo die Einmündungsſtelle des Ritzü in den Matſchu anzunehmen war, keinen Ausblick hatten. Dr. Tafel ritt deshalb in Begleitung Ta-tſchangs nach dem vorderen Rücken, während ich durch topographiſche Aufnahmen noch einige Zeit auf meinem bisherigen Standpunkt feſtgehalten wurde. Nach einer Viertelſtunde war Dr. Tafel mit dem Chineſen auf dem jenſeitigen Rücken, der einen guten Ausblick bieten mußte, angelangt. Statt aber dort abzuſitzen und das Gelände eingehend zu unterſuchen, riß er ſein Pferd herum und nahm die Richtung wieder auf mich zu, während er ſein Pferd zur Eile antrieb. Nur langſam kam er in dem tiefen Schnee vorwärts. Nichts Gutes ahnend, ritt ich ihm entgegen, und ſchon von weitem rief er mir zu, daß er ungefähr 100 Zelte dicht am Fuße der vorderen Höhe feſtgeſtellt habe und daß ſich vermutlich noch bedeutend mehr Zelte am Hange entlang zögen. Dieſe Nachricht kam allerdings unerwartet und ungelegen. Immerhin hatten wir hierdurch Gewißheit erhalten, daß ſich nordöſtlich ein breites Tal ausbreitete, daß dort die Einmündungsſtelle des Ritzü in den Matſchu zu ſuchen ſei und daß wir ſomit vor den Toren der erſten großen Ngolok-Anſiedlung angelangt waren. (Siehe Bild 28.)

*) Es war geplant, falls ſich der Ritzü noch weiter nach Norden zu fortſetzen ſollte, mit der Karawane nach Oſten abzuſchwenken, um in dieſer Richtung den Matſchu aufzuſuchen und dieſem dann abwärts zu folgen.

Ob es uns nun glücken würde, die Ngolok, die sicher von unserer Ankunft bereits in Kenntnis gesetzt waren, über unsere Herkunft zu täuschen, ob sie wohl unseren Anmarsch von jenseits des Patschongla her glaubten? Diese und andere Fragen kreuzten unser Hirn. Doch durch einen längeren Meinungsaustausch hätten wir die Sachlage auch nicht ändern können und deshalb wurde rasch Kriegsrat gehalten, um über das Wichtigste Beschluß zu fassen, nämlich über ein schnelles Aufnehmen der Verbindung mit der Karawane, die nach unserer Schätzung inzwischen bereits das scharfe Knie des Ritzü, an dem er, sich nach Nordost wendend, in die große Ebene eintritt, erreicht haben konnte. Auf alle Fälle mußte verhütet werden, daß die Karawane ohne uns Europäer im Ngolok-Lager eintraf, denn dann wären wir entweder abgeschnitten worden oder die Chinesen hätten sich zu einer unklugen Handlung gegen die Ngolok hinreißen lassen, die für uns alle leicht die unangenehmsten Folgen haben konnte. Zwei Lösungen, zur Karawane zu gelangen, standen zur Verfügung. Wenn wir denselben Pfad, auf dem wir hierher gelangt waren, zurückritten, so hätten wir die Karawane kaum noch einholen können, bevor sie die ersten Ngolok-Zelte erreicht hätte. Da außerdem noch anzunehmen war, daß die Chinesen beim plötzlichen Anblick des Ngolok-Lagers in ihrem ersten Schreck ihre Gewehre abschießen und die Ngolok dadurch herausgefordert haben würden, so wählten wir die andere Lösung und ritten, so rasch uns die Pferde tragen konnten, hinab ins Tal, direkt auf das feindliche Lager zu, um von dort aus am Hang dieser Höhen entlang unserer Karawane entgegenzujagen.

Weil unsere Tiere ermattet waren, erschien uns dies Unterfangen doppelt gewagt, aber trotz alledem bot dieser direkte Weg durchs feindliche Lager hindurch weniger Gefahren als der Umweg nach der anderen Seite, durch den unser rechtzeitiges Eingreifen überhaupt in Frage gestellt worden wäre, da die Chinesen inzwischen aller Voraussicht nach bereits eine Fehde mit den Ngolok heraufbeschworen haben würden.

Schon beim Abstieg gesellten sich Reiter zu uns, und alsbald hatten wir die ersten Zelte erreicht, ohne irgendwie belästigt zu werden, wahr-

ſcheinlich, weil wir ſo unvermutet im Lager erſchienen waren. Um die Lage noch unangenehmer zu machen, bedeckten den Fuß der Hänge ſumpfige Wieſen, und die kleinen ſchwarzen Fan-tzī-Hunde griffen unausgeſetzt unſere Pferde an. Alle Augenblicke ritt ein neuer Reitertrupp heran, um ſich nach unſerer Herkunft und unſerem Begehren zu erkundigen. Ta-tſchang log jedem die gleiche Mär vor, die zum Teil mit Kopfſchütteln aufgenommen wurde. Dann empfahlen ſich die wilden Reiter wieder ebenſo raſch als ſie gekommen waren. Wir hatten inzwiſchen die letzten Zelte des Lagers paſſiert und den Eindruck gewonnen, daß wir es hier mit einer ſchätzungsweiſe 500 Familien ſtarken Anſiedlung zu tun hatten. Ta-tſchang hatte inzwiſchen auch ihren Namen, Riſchowárma, erfahren. Mit einigen Ngolok hinter uns ritten wir am Fuße des Rückens, von dem aus wir den Überblick über die Landſchaft genoſſen hatten, nach Weſten unſerer Karawane entgegen. Das Tal mit dem Lager iſt ungefähr 4 km breit, der Ritzü fließt auf der nördlichen Seite dieſer troſtloſen Steppe. Nördlich vom Fluſſe ſoll ein weiteres Lager unter dem höchſten Häuptling von ungefähr gleicher Stärke wie Riſchowárma angelegt ſein.

Um unſere Karawane aufzufinden, hatten wir demnach von neuem mit zwei Möglichkeiten zu rechnen. Entweder war ſie inzwiſchen dem Ritzü flußabwärts gefolgt und wäre dann auf dieſe Weiſe vom Lager Riſchowárma abgekommen oder aber ſie war beim Eintritt des Ritzü in die große Ebene vom Fluß abgezweigt und nun im Vormarſch gegen uns begriffen. Doch je weiter wir ritten, um ſo ſicherer wurde es, daß die Karawane den erſten Weg eingeſchlagen haben mußte, denn weit und breit war kein größerer Trupp zu entdecken. Oder ſollte die Karawane während unſerer Abweſenheit ſchon überrumpelt und die Chineſen gefangen worden ſein? Möglicherweiſe hatten dieſe Helden ſchon mit den Ngolok einen Kontrakt abgeſchloſſen, die Karawane und uns freiwillig auszuliefern, wenn man nur ihnen ſelbſt Gnade zuſicherte und ſie in ihre Heimat zurückbrachte? So unmöglich erſchien dieſe letzte Vermutung bei der niedrigen Denkungsart meiner Schutzbedeckung nicht.

Zu allem Überfluß brach jetzt mein Pferd vor Übermüdung zuſammen. So mußte ich denn Ta-tſchangs Reittier beſteigen und dieſer mein Pferd langſam nachführen. Endlich ſahen wir weit in der Ferne einen Teil der Karawane; die armen Tiere waren noch bepackt und weideten ohne Aufſicht. Es ergab ſich, daß die Chineſen zufälligerweiſe Händler aus Sung-p'an-t'ing angetroffen hatten, chineſiſche Mohammedaner aus Sſi-tſch'uan, die in Riſchowárma, wie damals am Tſchüngüch Geſchäfte machten und Getreide gegen tibetiſche Tuche und Vieh eintauſchten. Die Chineſen waren überglücklich ob ihrer Begegnung, und die Händler hatten inzwiſchen meine Soldaten und Ma-fus mit Tee und Süßigkeiten bewirtet. In ihrem Jubel wurde natürlich die Pflicht und die Karawane vollkommen vergeſſen. Niemand hatte daran gedacht, die müden Tiere während der Raſt abzuſatteln, und ſo hatten ſich die armen Geſchöpfe ganz zwecklos mehrere Stunden bepackt beim Lager der Mohammedaner herumgetrieben. Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, die Karawane zum Weitermarſch zu veranlaſſen. Von unſerem nächtlichen Lagerplatz aus bis zum Lager der Mohammedaner hatte ſie heute kaum 5 km zurückgelegt. Da inzwiſchen die ſämtlichen Bewohner von Riſchowárma von dem Aufenthalt der Karawane ſowie über unſeren ſonderbaren Ritt Kenntnis erhalten haben mußten und ein Abſchwenken von der geplanten und begonnenen Marſchrichtung oder eine Umgehung des Lagers von den allerbedenklichſten Folgen hätte ſein können, entſchloß ich mich, mit der Karawane in der Richtung auf die Einmündungsſtelle des Ritzü in den Matſchu die Steppe zu überſchreiten und dort, angelehnt an die deckenden Flüſſe, alſo am nördlichen Teile des großen Lagers Riſchowárma, die Nacht zu verbringen. Beim weiteren Vormarſch kam nach und nach die ganze Mächtigkeit der tibetiſchen Anſiedlung zur Geltung, und ich glaube, daß jedem von uns das Herz klopfte, als er die vielen bewaffneten tibetiſchen Reiterſcharen und die vielen Gewehre, die das Lager zählte, zum erſten Male ſah. Eine faſt unendlich ſcheinende Zahl der tibetiſchen ſchwarzen Zelte bedeckte die Ebene oder klebte am Fuß des Hanges des langen, die große Ebene im Süden begrenzenden Rückens.

Durch die Vorſpiegelungen ihrer Stammesgenoſſen waren meine Chineſen wieder vollſtändig übermütig und frech geworden und drohten mir, ſo oft ich einen Befehl gab, mit der Kündigung ihres Dienſtes und ihrem Übertritt zu den chineſiſchen Händlern, bei denen ſie ſich in ſicherer Obhut glaubten. Dieſe Hui-hui*) erfreuen ſich nämlich bei den Tibetern eines gewiſſen Vertrauens, das dadurch zu erklären ſein dürfte, daß die Ngolok und dieſe mohammedaniſchen Händler aufeinander angewieſen ſind. Die letzteren verſorgen die Ngolok mit Lebensmitteln, bringen ihnen Eiſengerät, Waffen und mancherlei nützlichen Hausrat ins Land. Die Politik meiner Chineſen, ſich in Riſchowärma mit den Hui-hui auf guten Fuß zu ſtellen, war alſo gewiß keine unſchlaue. Doch war es immerhin kindlich, wenn ſie glaubten, daß auch ſie nun den Schutz der Ngolok ſowie ihre Freundſchaft genießen mußten, weil die Soldaten und die Ma-fus mit den mohammedaniſchen Händlern ſoeben eine Teeſchlacht ausgefochten hatten. So kam es denn auch, daß die Chineſen mit ihren einzelnen Abteilungen im Gefühl ihrer Sicherheit eine lang auseinandergezogene Kolonne bildeten. Da wir infolge der Übermüdung der Reitpferde dieſe Kolonne nicht durch unſer perſönliches Eingreifen zuſammenhalten konnten, ſo wurde das Übel immer ſchlimmer. Wenn wir vorn Ordnung ſchafften, ſattelten die Leute am Ende der Kolonne ab, legten ſich auf die Erde und ſtreikten. Nur langſam kamen wir vorwärts. Es iſt ein wahres Wunder, daß die Ngolok dieſe günſtige Gelegenheit nicht ausnutzten, über die weit zerſtreute Karawane herzufallen. Ein Überfall wäre ihnen ſpielend geglückt.

Die Chineſen wollten durch dieſes Verhalten, wie ich ſpäter erfuhr, tatſächlich die Tibeter zu einem Überfall herausfordern; die mohammedaniſchen Händler waren von unſerer Begleitmannſchaft — aber glücklicherweiſe ohne Erfolg — beſtochen worden, die Ngolok dazu zu veranlaſſen, natürlich gegen Zuſicherung des Lebens und der Freiheit für die Chineſen. Die Händler aber hatten uns ſchon längſt an den Kiſten und

*) Mohammedaner.

dem Gepäck als Europäer erkannt, und dies mag wohl mit ein Grund geweſen ſein, weshalb ſie ſich die Sache anders überlegten. Das Komplott hätte leicht zu ihrem eigenen Verderben ausſchlagen können; denn die Ngolok würden in ihrer Wut darüber, hintergangen zu ſein — in des Wortes doppelter Bedeutung —, auch die Chineſen, die ihnen die Europäer ins Land geführt hatten, nicht geſchont und alles, Europäer, Chineſen und deren Freunde, die Mohammedaner, umgebracht haben.

Wir gelangten alſo wohlbehalten bis auf einige Kilometer an das Nordende des Lagers Riſchowárma heran. Die Ngolok ſahen ſich den merkwürdigen Zug nur mit großem Erſtaunen an und ließen uns unbehelligt.

Inzwiſchen war auch das Pferd Ta-tſchangs, das ich erſt kurz vorher beſtiegen hatte, zuſammengebrochen, und ſo war ich denn gezwungen, das letzte noch halbwegs brauchbare Reitpferd von Hau zu übernehmen. Dr. Tafel blieb am Ende der Karawane, um ein Ausreißen von Leuten zu den mohammedaniſchen Händlern zu verhüten. Die Karawanentiere waren am Ende ihrer Kräfte angelangt; es ſchien, als ob wir die 4 km Marſch zum Lagerplatze am Matſchu nicht mehr zurücklegen könnten. Dieſer mußte aber um jeden Preis erreicht werden; denn es erſchien nicht ratſam, hier mitten auf der Ebene, ohne Anlehnung an einen Fluß, das Lager aufzuſchlagen, da wir in der Nacht hätten umzingelt werden und nicht einmal von unſerem Hauptverteidigungsmittel, die Ngolok-Zelte zu beſchießen, hätten Gebrauch machen können. Um den Lagerplatz näher zu beſtimmen, ritt ich im Schritt voraus, und die Karawane ſowie Hau und Ta-tſchang, die ihre Pferde führten und die Sättel trugen, blieben hinter mir zurück.

Um jedweden Verdacht feindſeliger Geſinnung zu vermeiden, ließ ich tibetiſchem Brauche gemäß meine Waffen zurück und ſteckte mir nur einen Revolver in die Taſche. Bald ſtieß ich auf den Ritzü, folgte dieſem 2 km aufwärts über brüchiges, ſandiges Ufer und ſumpfige Wieſen und erreichte endlich die nördlichſten Zelte der tibetiſchen Anſiedlung Riſchowárma.

Fig. 1.1 Peter Paul Rubens, *The Consequences of War*, 1637–38

Die Karawane war in vereinzelten Gruppen über die lange, weite Steppe zerſtreut, und vor Müdigkeit zuſammengebrochene Tiere, Kiſten und einzelne Gepäckſtücke bezeichneten in langer Linie ihren Weg.

Kaum 50 m von den erſten Zelten entfernt ſtand ich allein da, und ich muß geſtehen, daß mich in dieſem Augenblick, als ich eine Menge Tibeter und die vielen Zelte ſo dicht vor mir ſah, ein Gefühl überkam, in gewiſſer Weiſe dem ähnlich, das man empfindet, wenn man vor der Tür des Zahnarztes die Klingel in Bewegung ſetzen ſoll. Es ſoll vorkommen, daß mancher in dieſer Lage plötzlich ſeine Schmerzen vergißt und umkehrt. In meiner Lage vor den Toren von Riſchowárma wurde mir aber der Entſchluß leichter gemacht, denn zwei Tibeter, ein hübſcher, junger Mann und ſeine niedliche junge Frau, mit einem Knaben auf dem Arm, kamen bereits auf mich zu und begrüßten mich ſchon von weitem in freundſchaftlicher Weiſe. Der Mann rief mir das typiſche „Yá áro“*) zu und lud mich ein, näher zu kommen. Ich bot den Gaſtfreundlichen nach chineſiſcher Art ein Willkommen und hatte bei dieſer Gelegenheit in meiner Freude über die unerwartete gute Aufnahme faſt unwillkürlich den freundlichen Leutchen nach guter deutſcher Sitte meine Hand zum Gruße hingeſtreckt. Das Ngolok-Ehepaar brachte mich zu ſeinem Zelte, das auf einer ſaftigen, prächtigen Wieſe aufgeſchlagen war, der Mann half mir bereitwilligſt vom Pferde, ſattelte es dann ab, legte dem Tiere die Koppeln an, trieb es auf die Weide und hieß mich vor ſeinem Zelte im Kreiſe ſeiner Familie Platz nehmen. Als ich mich auf den Grasboden ſetzte, erhob er dagegen lebhaft Einſpruch und war nicht eher zufrieden, als bis ich auf ſeinem dicken Schafpelzmantel Platz genommen hatte. So ſaßen wir längere Zeit nebeneinander, ich gab einige tibetiſche Redensarten zum beſten, die aber, den Gebärden meiner Zuhörer nach zu urteilen, kaum verſtanden worden ſind. Allmählich kam jedoch die

*) Yá ſprich kurz und hart, desgleichen áro; das r wie es die Livländer in „reizend“ zu ſprechen pflegen. Der Sinn dieſes Zurufes entſpricht unſerem: woher, wohin; hallo, wie gehts?

Unterhaltung mit Zuhilfenahme von Zeichen, Bleiſtift und Papier in Schwung.

Die Frau des Hauſes hatte es auf die Hirſchhornknöpfe meiner Jägerjoppe abgeſehen und insbeſondere auf ein ſchmales, rotes Band, das ich in meinem Routenbuch als Merkzeichen verwendete. Ihre Freude, als ich es ihr auf ihre Bitte ſchenkte, war außerordentlich groß. Sofort wurden die unzähligen Zöpfchen, die ihr über ihre vollen Brüſte herabfielen, geöffnet und das Bändchen eingeflochten. Nachdem ich mit dem roten Bändchen eine ſolche Eroberung gemacht hatte, mußte meine Unterhoſe herhalten, von der ich ein — der urſprünglichen Farbe nach — weißes Streifchen abtrennte, das ich der Schönen nun eigenhändig in ihr üppiges Haar flocht. Sie mußte ſich in ihrem neuen Schmucke wunderhübſch vorkommen, denn ſie nahm meine Hand und drückte ſie, dann ſprang ſie auf, klatſchte wie ein Kind in die Hände, hüpfte umher und war außer ſich vor Freude.

Ich kramte in meinen Ledertaſchen nach weiteren Kunſtſchätzen und fand rote Zündhölzchen und eine deutſche Kupfermünze. Auch dieſe Raritäten erhielt meine nette Tibeterin mit dem Erfolge, daß ſie immer zutraulicher wurde, ſich mit der Zeit mit ihrem Kopfe an meine Bruſt ſchmiegte, während ihr Mann glänzenden Auges die Schätze in Gedanken nach ihrem Werte abſchätzte, wobei er ab und zu glückſtrahlend nickte und nach chineſiſcher Sitte mit der rechten Hand eine Fauſt machte und den Daumen zum Zeichen der hohen Bewertung der Geſchenke nach aufwärts ſtreckte. Wenn nicht ſo unheimlich viel kleine Tierchen den üppigen Haarwuchs meiner Dulzinea bevölkert hätten, hätte ich ihr Köpfchen gern an meiner Bruſt willkommen geheißen. Sie hatte ja ſo feurige Augen und ſo ſüße Lippen, daß man ſogar die Schmutzkruſte, die ihre Extremitäten vorzugsweiſe überzog, vergeſſen konnte. So beſchränkte ich mich denn darauf, die auf meinen Rock übergeſprungenen Tierchen zu fangen und heimlich zu töten. Ich ſage heimlich, denn in Tibet würde das Töten einer Laus ein Verbrechen bedeuten; der Tibeter pflegt ſolche eingefangene Tierchen behutſam neben ſich auf den Boden

zu ſetzen. Inzwiſchen war eine ganze Geſellſchaft Tibeter herbeigekommen, die mich, als ſie mich in dieſer zutraulichen Stellung mit einer ihrer Stammesgenoſſinnen bemerkten, freundlich bewillkommneten, mir zunickten und ſich um uns herum gruppierten. (Siehe Bild 29.)

Eine liebevollere Aufnahme in Riſchowarma hätte ich mir tatſächlich nicht wünſchen können. Aber trotz aller Freundlichkeit ſaß ich mit etwas gemiſchten Gefühlen da, wußte ich doch, daß ich mich in dem berüchtigten großen Räuberlager befand, deſſen Ruf bis nach Lha-ſa und Tſaidam hinüberreicht. Außerdem war ich ja mutterſeelenallein, meine Karawane war in den zwei Stunden, die inzwiſchen vergangen waren, kaum 2 km vorwärts gekommen. Soviel wie damals habe ich noch nie in meinem Leben über einen europäiſchen Artikel im ſtillen geflucht — über meine europäiſche Bekleidung, die mich leicht hätte verraten können. Ich hatte gelbe Gamaſchen, dicke, mit Nägeln beſchlagene Bergſchuhe und ein Lodengewand an; übergeſchnallt an einigen Lederriemen führte ich, allerdings unſichtbar, verſchiedene Inſtrumente bei mir. Das einzige tibetiſche Kleidungsſtück, das ich damals trug, war ein Filzhut.

Da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß die Ngolok erſt ein Jahr vorher zwei europäiſche Reiſende,*) die von Süden her in ihr Gebiet eingedrungen waren, überfallen und ermordet hatten, und da bei ihrem vortrefflichen Nachrichtendienſt zu befürchten ſtand, daß der ganze Stamm von dieſer Begebenheit unterrichtet war, ſo war immerhin zu erwarten, daß einer von den anweſenden Ngolok zwiſchen dem Äußern der umgebrachten Reiſenden und mir eine gewiſſe Ähnlichkeit herausfinden konnte. Außerdem paſſierte ja, wie ich ſchon früher bemerkte, der Ruſſe Kosloff das Gebiet unweit Riſchowarma. Auch der Ruſſe Roborowski mußte den Ngolok bekannt ſein durch ſeinen allerdings vergeb-

*) Dieſe Nachricht kam uns ſchon am Tſchüngtſch zu Ohren. Trotz nachträglicher weitgehender Erkundigung nach den Namen dieſer beiden Reiſenden konnte ich nichts Näheres ermitteln.

lichen Vorſtoß an den Oberlauf des Matſchu jenſeit der großen Amnye-Maltſchin-Kette.

Wenn die Ngolok meine Herkunft errieten, ſo war klar, daß ſie für die früher erlittenen Verluſte an mir und den anderen grauſame Rache nehmen würden. Man wird alſo verſtehen, wenn es mir etwas unheimlich zumute war. So oft ein neuer Ngolok unſeren Kreis betrat, befürchtete ich, erkannt zu werden. Doch ganz im Gegenteil, dieſe Leutchen ſchienen mit mir ganz zufrieden zu ſein, bis auf einen alten, geriebenen Burſchen, der mit pfiffigem Lächeln vorläufig nur beanſtandete, daß ich als Chineſe keinen Zopf trüge. Inzwiſchen war Hau mit einem Gewehr herbeigekommen. Er hatte ſich hinter einem Erdhügel verſteckt gehalten und von dort aus ſeit einiger Zeit den Vorgang in unſerem Lager beobachtet. Da ich eine Dummheit von ſeiner Seite befürchtete, ließ ich ihn ganz offen durch ein paar Ngolok herbeiholen. Hau glaubte, man wolle ihn einfangen, und ſchon hatte der Held Anſtalt gemacht, davonzulaufen, als ich ihn mit einigen beruhigenden Worten herbeirief. Mit verweinten Augen und zitternd ſetzte er ſich zu uns, doch als er mich in ſo vergnügter Geſellſchaft ſah, erhellten ſich ſeine kummervollen Züge und bald war auch er ganz befriedigt. Es fehlte nur noch, daß der Lehrer Li in ſeinem herrlichen Aufzuge auf der Bildfläche erſchien. Ich glaube, ſeine Ankunft hätte auch bei dieſen Naturkindern allgemeines Hallo verurſacht. Der vorwitzige Ngolok, der das Fehlen eines Zopfes bei mir beanſtandet hatte, machte ſich mittlerweile am Kopfe Haus zu ſchaffen, und bald war es ihm auch gelungen, den unter der Mütze aufgeſteckten Zopf des Chineſen herauszuzerren. Mit triumphierender Miene machte er mich darauf aufmerkſam, und während er immer lebhafter ſich gebärdete und ſchimpfte, glaubte ich ſchon, daß mein Inkognito verraten ſei und mein letztes Stündlein geſchlagen habe. Glücklicherweiſe pflichteten aber die anderen Ngolok ſeiner Anſicht, daß ich kein Chineſe ſei, nicht bei, und nicht zum letzten verdankte ich wohl dieſe günſtige Stimmenmehrheit dem lieben Ngolok-Pärchen, das mich als ſeinen Gaſt ausgab. Auf die Gaſtfreundſchaft ſcheint dieſes wilde Naturvolk große Stücke zu halten; ich

erwähne dieſen wohltuenden, äußerſt ſympathiſchen Zug, da er bei wilden Volksſtämmen in Aſien häufig zu ſein ſcheint.

Der eine Ngolok, der mich erkannt zu haben ſchien und den wir ſpäter mit dem Spitznamen „Schuft“ tauften, warf mir noch einen feindſeligen Blick zu, dann verließ er ſchimpfend und drohend das Lager. In großer Eile ritt er nach der ſüdlichen Talſeite zum Hauptlager, wahrſcheinlich mit der Abſicht, dort ſeine Vermutungen mitzuteilen und mit weiteren Sachverſtändigen zurückzukommen.

Während meines mehrſtündigen Wartens im Lager hatte der größte Teil der Karawane unter vielen Mühen die 4 km zurückgelegt, welche ſie noch vom Lager getrennt hatten, als ich die Karawane verlaſſen hatte. Die Sonne war inzwiſchen untergegangen, und ein großer Teil der Ngolok hatte ſich bereits empfohlen. Die Karawane ſah jämmerlich aus. Den Tieren war unterwegs das Gepäck abgenommen worden, um ſie wenigſtens noch bis zum Lagerplatz vorwärts zu bringen. Auf Einladung unſerer netten Gaſtwirte hin ſchlugen wir dicht neben ihrer einfachen Behauſung unſer Lager auf. Von hier aus hatten wir zufälligerweiſe auf die ſüdlich gelegenen Ngolok-Zelte ein gutes Schußfeld, wenn wir auch auf die Anlehnung an einen Fluß verzichten mußten. Dafür trat im Norden bis dicht an unſer Lager Moraſt heran. Während die Ma-fus unſer Zelt aufbauten und die Pikettpfähle auf dem Lagerplatz befeſtigten, wurden die abgeſattelten Tiere auf die Weide getrieben. Unſer Gaſtwirt übernahm dort perſönlich die Aufſicht; unſere liebe Wirtin aber führte mich an der Hand in ihr Zelt und lud mich dort ein, auf einem Hammelfell in der Mitte des kleinen Raumes, der höchſtens für vier Perſonen Raum bot, Platz zu nehmen; dann entfernte ſie ſich auf kurze Zeit, um den während des Tages in der Sonne getrockneten Miſt zu ſammeln. Mit dieſem Brennmaterial war mit Hilfe eines Feuerſteins und eines Stückchens Lunte ſchnell ein Feuer gemacht, und über einem kleinen Eiſenroſt brodelte alsbald in einem flachen Eiſentopfe ſchmutzige Pferdemilch. Im Hintergrunde ſaßen Hau und der inzwiſchen herbeigekommene Ta-tſchang, die beide auf einmal wieder Mut gefaßt hatten, alle

Wut und Müdigkeit vergeſſen zu haben ſchienen und ſich nun in Damengeſellſchaft als leibhaftige Don Juans entpuppten, die mir meine junge Freundin abſpenſtig zu machen verſuchten. Wie überall in der Welt, hieß es auch hier: cherchez la femme. Dieſes Naturweib war auch wirklich reizend. Und wenn man ſo lange Zeit kein weibliches Weſen mehr geſehen hat wie wir, überſieht man gerne einige Mängel. Am warmen Feuer hatte es ſich die Frau des Hauſes bequem gemacht, d. h. ſie hatte den dicken Pelzmantel, ihr einziges Kleidungsſtück, bis auf die Hüften heruntergeſchlagen, ſo daß ihr ganzer Oberkörper mit ſeinen feinen Linien und prächtigen Formen voll zur Geltung kam. Auf einem feinen Hälschen baute ſich ein faſt männlicher, oval gebauter Schädel auf, mit einem energiſchen Kinn, leicht vorſtehenden Backenknochen und einer hohen Stirn. Die Augen, die ſie meiſtens wie ein Kätzchen halb geſchloſſen hielt, ſtanden ziemlich weit auseinander, die Naſe war gerade und leicht platt gedrückt, die Nüſtern erinnerten an die eines kleinen, niedlichen Raubtieres, und der Mund liebte offen zu ſtehen, ſo daß man zwiſchen den ſinnlichen, breit wulſtigen Lippen die glänzend weißen Zähne blinken ſah. Die geſchmeidigen Glieder waren wie Geſicht und Körper von einer dicken Schmutzkruſte überdeckt, durch die man nur an manchen Stellen die helle Hautfarbe hindurchſchimmern ſah, während die Innenfläche der Hände und die Sohlen der Füße wie bei den Affen die natürliche Fleiſchfarbe zeigten. Die Mutter ließ ihren Kleinen trinken und legte ihn hernach neben mich auf das Fell, wo er, mit einem Pelz zugedeckt, die Nacht verbringen mußte. In der Tat, ohne eine derartige ſpartaniſche Abhärtung ſchon von klein auf wäre es ja auch nicht denkbar, daß ein ſo wetterfeſtes und kräftiges Geſchlecht, wie dieſe Tibeter, heranwachſen könnte. Als ihr Kindchen ſchlief, nahm die Hausfrau wieder meine Hand und betrachtete lange die Innenflächen. Was ſie hiermit bezwecken wollte, weiß ich nicht. Ich erinnere mich nur noch, daß ſie immer näher zu mir heranrutſchte, daß ſie mir dann eine Holzſchüſſel von der geſottenen Milch, in die ſie noch ein Stückchen Butter geworfen hatte, überreichte. Nachdem ich gekoſtet hatte, gab ich ihr den

Reſt zurück, dann ließ ich etwas von unſerem Proviant holen, von dem das entzückende Frauchen mit ſpitzen Lippen naſchte. Der Erfolg war wieder der gleiche wie bei den erſten Geſchenken, ſie rutſchte näher und näher und, patſch, da lag ſie ſchon wieder auf meinen Knieen und ſchmiegte ihren Kopf an meine Bruſt.

Ta-tſchang und Hau, die zwei Schwerenöter, dachten ſich wohl im ſtillen, der Herr und Gebieter muß ein fabelhaftes Glück bei den Weibern haben; ſie beneideten mich anſcheinend, und da ich vorläufig die Dame des Hauſes mit Beſchlag belegt hatte, ſtritten ſich die Beiden um den Beſitz dieſer Schönen während der Nacht. Ab und zu warf Ta-tſchang unſerer lieben Wirtin einige Bemerkungen hin, die nicht gerade die feinſten Witze und Andeutungen enthalten haben mußten, denn die Madame Ngolok kicherte hell auf und entgegnete ſchlagfertig mit ein paar Worten, die auf der anderen Seite wiederum ein lebhaftes Hallo hervorriefen. Aus leicht zu erratenden Gründen mußte ich alsbald das Köpfchen meiner tibetiſchen Venus von meiner Bruſt entfernen und, um der Frau einen Gefallen zu tun, legte ich es Ta-tſchang in den Schoß, der ja auch ſicher beſſer über den Umgang mit tibetiſchen Frauen Beſcheid wußte als ich. Ich machte mich ſchleunigſt an den Fang jener kleinen Andenken, die von der Holden auf mich übergegangen waren. Dann ließ ich mir noch die warme Milch ſchmecken und erwärmte mich am Feuer. Es war inzwiſchen ſchon recht empfindlich kalt geworden. Die letzten Packtiere waren erſt jetzt, als die Sterne am Himmel zu blinken begannen, im Lager angelangt, mit ihnen Dr. Tafel, der zu ſeinem großen Erſtaunen in das Zelt der netten Tibeterin geführt wurde, wo er ſich bei uns am Feuer niederließ.

Wer hätte ſich auch eine ſo günſtige Löſung gedacht? Wem verdankten wir denn eigentlich dieſe Aufnahme? Die ganze Geſchichte kam uns vorläufig wie ein Märchen vor. Wir durften unſerem großen Glücke nicht recht trauen. Den ganzen Abend ſaßen wir noch beiſammen, und die Tibeterin wurde noch mit einer kleinen Blechbüchſe mit Spiegel, einem ſchwarzen Schal und einigen Nähnadeln, die ich für derartige

Geſchenkzwecke, auf farbigen Tuchfleckchen aufgeſteckt, mit mir führte, beſchenkt.

Erſt ſpät am Abend begaben wir uns nach unſerem Zelt. Bevor wir einſchliefen, wurde bei Mondſchein das Lager noch einer eingehenden Prüfung unterzogen. Für den Fall eines Angriffs, der aber bei der hellen Mondnacht ſehr unwahrſcheinlich ſchien, wurden unſeren Leuten noch die Plätze, die ſie zur Verteidigung einzunehmen hätten, beſtimmt, darauf die Poſten aufgeſtellt und ihnen die nötigen Anweiſungen gegeben. Als wir uns nach Beendigung dieſer Inſpektionsreiſe zur Ruhe begeben wollten, erſchien unſere liebe Freundin noch mit einer Schale Milch und Tee und wünſchte uns eine gute Nacht. Der Herr Gemahl muß gar nicht eiferſüchtig auf ſeine nette Frau geweſen ſein, denn jeder erlaubt ſeiner Frau doch nicht ſo ohne weiteres, um dieſe nächtliche Zeit Herren Beſuche abzuſtatten.

So glatt ſich auch bisher unſere Wünſche erfüllt hatten, ſo unangenehm ſchienen ſich doch zwei Fragen zu geſtalten, nämlich das unfreundliche Verhalten des naſeweiſen Ngolok ſowie ſein eigentümliches, plötzliches Davonreiten und die Vertraulichkeit zwiſchen meinen Chineſen und den Mohammedanern. Wir mußten alſo auf Verſchiedenes gefaßt ſein: auf einen Überfall, auf einen Vergiftungsverſuch, ſchließlich auch darauf, daß wir am nächſten Tage vom Häuptling von Riſchowarma und ſeinen Ratgebern perſönlich inſpiziert würden. Das Verhalten der Chineſen den Mohammedanern gegenüber ließ uns befürchten, daß unſere Schutzbedeckung demnächſt deſertieren und ſich den Mohammedanern anſchließen würde. Wir hatten alſo wieder einmal über beide, die Ngolok u n d unſere eigenen Leute, ſcharf zu wachen.

Ich hatte beabſichtigt, an der Einmündung des Ritzü in den Matſchu eine aſtronomiſche Ortsbeſtimmung vorzunehmen. Da der klare Sternenhimmel die heutige Nacht für geeignet erſcheinen ließ, wollte ich eben meinen Theodoliten aufſtellen, als ich unweit meines Zeltes drei geſpenſterhafte Geſtalten entdeckte, unſeren lieben Gaſtwirt, ſeine nette Frau und einen weiteren Tibeter. Wollten uns dieſe drei

beobachten, oder waren dieſe Leutchen in der Tat ſo liebenswürdig, auch nachts mit Poſten ſtehen zu helfen? Ich hielt es für ratſam, die aufgeſtellten Apparate ſchleunigſt zuſammenzupacken, um jedem Verdacht den Boden zu entziehen, und unternahm zur Bekräftigung unſerer Harmloſigkeit einen wiederholten Rundgang im Lager, um gleichzeitig bei dieſer Gelegenheit nachzuſehen, ob ſich vielleicht noch weitere Ngolok-Poſten nahe unſerem Lager befänden. Doch es war alles in Ordnung.

Wie Silber blitzte das Mondlicht in den Waſſern der Flüſſe, wie mit glitzernden Diamanten beſät lag die weite Steppe vor uns ausgebreitet mit den vielen dunklen Zelten, die kurze geſpenſtiſche Schatten warfen. Die unendlich vielen kleinen Täler und Rillen der die Ebene begrenzenden Höhen erſchienen durch die Schlagſchatten noch deutlicher ausgeprägt und gaben der ganzen Umgebung im Verein mit den hellen Lichtern, die auf den betauten flachen Halden aufgeſetzt waren, einen beinahe geſpenſtiſchen Ausdruck. Totenſtille herrſchte, nur ab und zu ertönte das heiſere Gebell eines tibetiſchen Wachhundes oder das Winſeln eines unſerer Hunde, wenn ſie aus einem Zelt unhöflich entfernt wurden. Dann wieder durchſchnitt das klägliche, ſchrille Geſchrei eines Raubtieres die Luft. Auf viele Kilometer hin lag der Blick ringsum frei. An mehreren Stellen, über Moräſte und Sümpfe, lagerten ſich flache, weiße Nebelwolken, die dunkle Schatten auf die grell vom Mond beſchienene Ebene warfen. Über den Gefilden lag Ruhe, tiefer Friede, und für heute Nacht konnten wir in der Tat unbeſorgt ſein, umſomehr, als nach dem Kalender der Mond die ganze Nacht hindurch ſein Licht hernieder ſenden mußte und die Ngolok nie bei Mondſchein einen Angriff auszuführen pflegen.

Ich begab mich in mein Zelt, aber nicht auf dem üblichen Wege durch die Tür hindurch, ſondern von der anderen Seite unten durchkriechend, denn den Eingang verwehrte mir unſer grimmiger Wachhund, den die Ma-fus ungeſchickterweiſe gerade davor angebunden hatten. Wir freuten uns ſchon ob der Wachſamkeit dieſes zottigen Torhüters, doch am nächſten Tage ſollte es ſich herausſtellen, daß der Hund jeden Tibeter

ins Lager ließ und daß er allen Ngolok ſchmeichelte. Der Köter hatte es alſo in erſter Linie auf die Europäer abgeſehen, in zweiter Linie auch auf die Chineſen, und ſo mußten wir leider einſehen, daß dieſer Hund für Europäer in Tibet von recht wenig Nutzen ſei. Der Verſuchshund hatte ſich ſeit kurzem das Zelt der Soldaten zur Lagerſtätte auserkoren, aus dem er nachts aber regelmäßig herausgeworfen wurde.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen durch die Zeltſpalten auf unſer einfaches Nachtlager, und gern folgten wir ihrer Aufforderung, in die ſchöne Natur hinauszutreten.

Wenn die freundliche Geſinnung der Ngolok auch heute noch anhalten ſollte, ſo ſtand ja zu erwarten, daß ſich hier in Riſchowárma nicht bloß unſere müden Tiere erholen, ſondern daß wir auch darauf rechnen konnten, die müdeſten und wundeſten unter ihnen gegen friſche einzutauſchen, um am nächſten Morgen imſtande zu ſein, den Weitermarſch anzutreten.

Unſere liebe Tibeterin ſtand ſchon in aller Frühe mit dem Frühſtück, warmer Yakmilch, bereit. Außerdem hatte ihr Mann von ſeiner geringen Herde, 15 Schäflein, die er während der Nacht dicht vor ſeinem Zelte angebunden hatte, eines entnommen und es uns gegen 2 Mark zur Verfügung geſtellt. Auch teilte er uns mit, er habe ſchon Sorge getragen, daß ſeine Freunde heute zu Kauf- und Tauſchzwecken ihre Herden herbeitrieben. Das Schäflein wurde durch unſeren Gaſtgeber ſelbſt getötet. Er brachte ihm einen Stich in die Gurgel bei und ließ es dann langſam verbluten. Das Blut wurde in einem Schafmagen aufgefangen. Sehr kunſtgerecht löſte der Mann das Fell des Tieres nach ein paar geſchickten Schnitten los. Die Eingeweide erbat ſich der Ngolok für ſeinen Gebrauch; wir dagegen ließen uns die gebratene Leber des Schäfleins ſchmecken, ſowie das Brot, das Li buk, tellergroße dünne, runde Scheiben und Milch und Reis.

Die junge Tibeterin ſaß den größten Teil des Tages mit ihrem Gemahl vor dem verwitterten Zelte, das aus verſchiedenartigen ſchwarzen Lumpen zuſammengeflickt war und durch zwei mannshohe

Stöcke in der Mitte getragen wurde. Die Frau ſpielte mit ihrem Kinde, herzte und küßte es und gab ihm Knorpeln zum Spielen; hin und wieder ſtand ſie auf und webte an einem ſinnreichen, aber höchſt einfachen Webſtuhl vor dem Zelte einen ſchwarzen, groben Stoff aus den zu Schnüren gedrehten Yak- und Hammelhaaren. Es gelang mir nicht, das bereits 5 m lange fertiggeſtellte Stück zu kaufen, die Frau wollte nur die ganzen, 25 Fuß langen Stücke an den Mann bringen. (Siehe Bild 30.)

Ta-tſchang ritt am frühen Nachmittag mit dem jungen Tibeter aus, um ſechs Hammel zu kaufen, die ſie auch um 17 Mark erſtanden. Kurz nachdem ſie dem Lager den Rücken gekehrt hatten, kamen von allen Seiten Ngolok angeritten. In einiger Entfernung von unſerem Zelte ſaßen ſie ab, ſtießen ihre Reitgerte, die Lanze oder einen Pflock in den Boden, an den ſie ihr Pferd mit einer langen, wollenen Leine banden, ſo daß es weiden konnte, und kamen dann zu Fuß zu unſerem Zelte. Die meiſten hatten ihre Gewehre bei den Pferden gelaſſen, viele waren überhaupt ohne Schußwaffe herbeigekommen, und nur wenige hatten ſie ins Lager mitgebracht. Doch alle trugen ein gerades Schwert; die Klinge aus Blech oder Eiſen ſteckte in einer Lederſcheide, die oben und unten in Silber oder Kupfer getriebener Zierat mit großen roten und grünen Steinen bedeckte. In ihrer ganzen Geſtalt, mit dem kurzen, ungeſchützten Griffe glichen dieſe Waffen Gladiatorenſchwertern.*)

Als einziges Kleidungsſtück trugen die Ngolok den Schafpelz, die Wolle nach innen (ſiehe Bild 31). Die meiſten hatten ihn vom linken oder von beiden Armen abgeſtreift und die Ärmel des herabfallenden Mantels, der an den Hüften durch einen Tuchgürtel oder einen Lederriemen zuſammengehalten war, hochgeſteckt. An ihm war das Feuerzeug befeſtigt, das in einem mit Meſſingbeſchlag verzierten Ledertäſchchen beſtand, welches Feuerſchwamm und einen Feuerſtein enthielt. Die Beine waren nackt, zum Teil ſtaken ſie in Lederſtiefeln mit hohen engen Tuchſchäften, die oberhalb der ſpärlich entwickelten Waden zuſammen-

*) Die ethnographiſchen Gegenſtände, die meine Frau und ich geſammelt haben, werden ausführlich in einem beſonderen Bande geſchildert.

gebunden waren. Jeder trug um den Hals an einem Strick ein Amulett, eine Kupferbüchſe oder ein Ledertäſchchen, das entweder eine Frucht oder ein mit Tuch umwickeltes Päckchen, einen kleinen Buddha, enthielt. Manche hatten auch eine Kette aus Knorpeln, Steinchen, Käſch, Korallen oder Muſcheln um den Hals befeſtigt. Als Kopfbedeckung herrſchte ein aus Schafpelz*) hergeſtellter pilzartiger Hut mit breiter Krempe vor, der über dem Kopf in ſtumpfer Spitze auslief. Die Außenſeite war mit grünen oder roten Tuchen übernäht.

Die Köpfe waren intereſſant, die Geſichtszüge ſcharf geſchnitten und der Geſichtsausdruck intelligent. Insbeſondere die Naſe war bei faſt allen Männern ſcharf gezeichnet, ziemlich lang und meiſt von einer leichten Wölbung, die ſich mitunter auch zu richtigen Adlernaſen verſtärkte.

Faſt die Hälfte der männlichen Bewohner, die wir antrafen, hatte Schlitzaugen, viele ſogar Mandelaugen. Die Hautfarbe war überwiegend braun, häufig unſerer europäiſchen ähnlich, vielleicht nur etwas verbrannter, direkt gelb wie bei den Chineſen, ſchließlich auch ſo dunkel, wie wir ihr bei Arabern begegnen. Die Haarfarbe war vorherrſchend braun, ſeltener ſchwarz; auch Abſtufungen von brauner Haarfarbe konnte man ſehen. Das Haar trugen ſie kurz geſchoren, bei den meiſten war am Wirbel ein kleiner Schopf ſtehen geblieben, der nahe der Haarwurzel mit einer Schnur büſchelartig zuſammengebunden oder, chineſiſchen Brauch nachahmend, in einen kurzen Zopf geflochten war.

Kinn und Oberlippe waren meiſt glatt raſiert, doch fielen auch einige Leute mit Vollbärten und Spitzbärten auf. Schnurrbärte ſah ich mit wenig Ausnahmen nur in Verbindung mit Backenbärten. Die Männer von 35 Jahren hatten häufig ſchon graues Haar, wie es ja auch begreiflich erſcheint bei der ſpartaniſchen Lebensweiſe, dem ſtändigen Kampf mit der Natur und den Nachbarſtämmen.

An den kräftigen Armen trugen einige anſcheinend vornehmere Ngolok Armreife aus grünem Glas und an den Fingern breite Silberringe mit roten Steinen.

*) Die Pelzſeite nach innen gekehrt.

Auch eine Schar Fan-tzï-Jungen war auf ihren flinken ungeſattelten Pferden herbeigeeilt; ſie hatten genau die gleiche Kleidung wie die Alten, auch ſie führten ein kleines Schwert im Gürtel und betrugen ſich ebenſo anſtändig und geſetzt wie ihre älteren Stammesbrüder. Den ganzen Nachmittag über war ein unausgeſetztes Gehen und Kommen im Lager. Meiſt trafen die Ngolok in Trupps von 12 bis 15 Mann ein. In ſtummer Andacht betrachteten ſie hauptſächlich unſer Zelt, die Sättel, das Schanzzeug, alſo hauptſächlich die europäiſchen Lagergegenſtände, wieder andere beſprachen im Flüſterton jeden einzelnen Gegenſtand und ließen ſich durch unſere tibetiſch ſprechenden Chineſen von jedem Zweck und Verwendung genau erklären. Faſt alle nickten uns freundlich zu und gaben ihrem Erſtaunen beifälligen Ausdruck. Bewunderung erweckten natürlich unſere Waffen; die Mauſerpiſtole mit den zehn Patronen und die ſechsſchüſſigen Revolver im Verein mit den Mehrladegewehren größeren Kalibers erregten geradezu Staunen (ſiehe Bild 32). Ich hielt es für zweckmäßig, auch die Wirkung der Geſchoſſe und die Feuergeſchwindigkeit der Waffen praktiſch vorzuführen. Die damit verbundene Munitionsabnahme machte ſich hier denn auch reichlich bezahlt durch die gewaltige Achtung, welche die Ngolok vor unſeren Waffen bekamen, umſomehr, als wir vorgaben, daß die Soldaten in unſeren Kiſten noch mit weit gefährlicheren Gewehren ausgerüſtet ſeien.

Für den hohen Grad von Intelligenz dieſer Riſchowärma-Leute ſpricht das auffallend große Verſtändnis, das ſie nach einer kurzen Erklärung für den Mechanismus der Gewehre zeigten. Sie hantierten alsbald mit den verſchiedenen Gewehrſyſtemen mit ſtaunenswerter Findigkeit. Auch die Drehorgel hatten ſie ſofort in ihrem Mechanismus erfaßt, und es entſtand eine regelrechte Balgerei um den Ehrenplatz an dieſer Muſikmaſchine. Während der Waffenerklärung unter Muſikbegleitung entlud ſich durch Unvorſichtigkeit eines Uneingeweihten ein ſcharfer Schuß mitten in eine Ngolok-Gruppe hinein. Wunderbarerweiſe wurde niemand getroffen, auch glücklicherweiſe, denn im anderen Falle wäre von uns wohl jetzt niemand mehr am Leben.

Ein junger Ngolok fiel durch ſeine alle anderen überragende Intelligenz auf. Er benahm ſich auch ſo manierlich und zuvorkommend, daß man nicht im entfernteſten auf den Gedanken kam, ſich hier inmitten der wildeſten Stämme Tibets zu befinden (ſiehe Bild 33). Dieſer 17jährige Jüngling war der Sohn des Häuptlings von Riſchowárma; er trug ein rotes Seidenunterkleid und ein beſonders ſchönes Amulett ſowie beſſeres Schuhwerk, ein hervorragend ſchönes Schwert und koſtbare Silberringe. Sein Gewehr, das er weit außerhalb des Lagers zurückgelaſſen hatte, war überreich mit ziſelierten Silberverzierungen beſchlagen. Bevor ich es hatte verhindern können, hatte er ſchon meinen Jagdzwilling und einige Schrotpatronen ergriffen, lud ſelbſtändig und forderte mich zur Jagd auf Raubzeug und Mäuſe auf. So wanderten wir denn, gefolgt von der ganzen Fan-tzī-Schar, einige hundert Meter außerhalb des Lagers und ſchoſſen da, was uns vor den Lauf kam. Jedem Treffer folgte beifälliges Gemurmel, und als ich am Schluß mit dem Winchester eine Reihe Patronenhülſen auf kurze Entfernung nacheinander herunterſchoß, da waren ſich die Tibeter einig, daß die ſchnellſchießenden Gewehre und ihre Träger ihnen mit ihren kurz und langſam ſchießenden Gabelflinten überlegen waren.

Unſere Tibeterin erhob zwar lebhaften Einſpruch gegen die Schießerei ſo dicht bei ihrem Zelte, aber ihre Stammesbrüder konnten gar nicht genug von der Wirkung und Handhabung unſerer Waffen ſehen. Immer wieder kam der junge Häuptlingsſohn auf mich zu, wenn er ein neues, vor ſeinem Erdloche ſitzendes Mäuschen entdeckt hatte, packte mich beim Arm und forderte mich auf, anzuſchleichen und das Tier zu ſchießen.

Später nahm ich mehrere photographiſche Aufnahmen von den Ngolok auf. Ich zögerte zwar anfänglich, ihnen den großen Stativapparat zu zeigen, doch als die Tibeter ſchon ſelbſtändig den Photographenkoffer aus Neugier geöffnet hatten, ſtellte ich den Apparat auf und ließ die Leute der Reihe nach durchſehen. Natürlich wollte jeder der erſte ſein, und während ſie ſich gegenſeitig drängten und ſtießen, photographierte ich einige Gruppen (ſiehe Bilder 30 mit 34).

So dauerte dieſe Unterhaltung geraume Zeit, bis endlich kurz vor Sonnenuntergang die meiſten Tibeter voll befriedigt und in der Überzeugung, daß wir tatſächlich gute Menſchen wären, die niemandem Leides antun würden, ſchieden.

Die mohammedaniſchen Kaufleute, mit denen unſere Chineſen geſtern Freundſchaft geſchloſſen hatten, ließen ſich nicht ſehen; ſie hüteten ſich wohl, mir unter die Augen zu kommen. Es war auch ſo beſſer, denn auf dieſe Weiſe war eine Beſprechung mit den Chineſen ausgeſchloſſen. Auch dieſer Tag endete ſomit für uns in günſtiger Weiſe, und wenn der vorwitzige Ngolok von geſtern abend keine weiteren Hetzereien mehr verurſachte und wir heute abend noch unſeren Tierbeſtand auffriſchen konnten, ſo war ja die Möglichkeit gegeben, ſchon morgen den Vormarſch matſchuabwärts anzutreten.

Der „Schuft" war den ganzen Nachmittag über ebenfalls in unſerem Lager geweſen, er hatte, ebenſo wie ſeine Stammesgenoſſen, für alles das regſte Intereſſe bekundet und nicht mehr viel Verſuche gemacht, ſeine Kameraden von unſerer vermeintlichen Ähnlichkeit mit Europäern zu überzeugen. Freilich hatte er nicht umhin gekonnt, bei der Vorführung der Gewehre, der Drehorgel, meines europäiſchen Sattels mißgünſtige Bemerkungen über uns fallen zu laſſen. Aber die Maſſe der Leute und insbeſondere der Sohn des Häuptlings im Verein mit unſerem lieben Ehepaar ſchienen vollkommen für uns gewonnen zu ſein.

Als alle Beſucher das Lager verlaſſen hatten, gingen wir daran, nachzuſehen, wie viel von unſeren Sachen durch den nachmittaglichen Beſuch wohl geſtohlen worden wäre, und ſiehe da, es ſtellte ſich zu unſerem großen Erſtaunen heraus, daß nicht der kleinſte Gegenſtand abhanden gekommen war. Es mußte entweder der Häuptlingsſohn einen ſehr günſtigen Einfluß auf ſeine Leute ausgeübt haben oder die Leute hatten vor unſeren Waffen oder unſerer „unheimlichen Macht" einen ſolchen Reſpekt bekommen, daß ſie vorzogen, die Gegenſtände an Ort und Stelle zu belaſſen. Von einem Ngolok, der uns bereits einige Tage vorher beim Patſchongla, ohne unſer Wiſſen beobachtet hatte, war nämlich das Gerücht

verbreitet worden, wir könnten mit einem goldenen Fernrohr (anſcheinend meinem Theodoliten) bis tief in die Erde hinein ſehen und wären außerdem imſtande zu erkennen, was der einzelne hinter ſeinen Kleidern verborgen trüge!

Gegen Abend gaben wir in unſerem Zelte einen Tee mit Zucker und Biskuits als Zugabe. Unſere beiden tibetiſchen Freunde und der Bruder der beſſeren Ehehälfte, ein friſcher, netter, 14 Jahre alter Menſch, waren die Gäſte. Die Leutchen benahmen ſich ſo anſtändig, daß wir oft ſtaunten. Fiel uns ein Gegenſtand auf den Boden, ſo bückten ſie ſich raſch, um ihn aufzuheben; auch ließen ſie uns überall den Vortritt und waren gar nicht zudringlich. Als am Abend die Tiere von der Weide heimgetrieben wurden, erſchienen in kurzer Aufeinanderfolge die Freunde und Vertrauten unſeres liebenswürdigen tibetiſchen Gönners vor unſerem Zelte, um die ſchon geſtern abend verſprochenen Herden zu unſerer Verfügung zu ſtellen, d. h. uns zur Auswahl und zum Kauf ſowie zum Umtauſch von Tieren Gelegenheit zu geben. Herden von 300 Schafen waren herbeigetrieben worden, dann wieder Gruppen von 20 und noch mehr Yaks, und es war ſtaunenswert, mit welcher Geſchicklichkeit die Tibeter das Untereinandermiſchen der Herden zu verhindern wußten. Ich erſtand zwölf Schafe und eine Yakkuh und mußte im allgemeinen für einen kleinen Hammel 3 Mark, für größere 5 Mark zahlen. Beim Umtauſch waren für einen wunden und abſtrapazierten Yak 8 Mark drauf zu zahlen. An Nahrungsmitteln erſtanden wir 50 Pfund Butter für 16 Mark. Der ſchwere Butterklumpen war gut verpackt und in einen großen Schafmagen eingenäht.

Nachdem wir mit den zwölf anweſenden Ngolok den Kauf- und Tauſchhandel beendigt hatten, erhielten dieſe auf unſerer chineſiſchen Silberwage das Geld, d. h. die Silberſtücken, abgewogen. Dann ließ ich ſie bitten, am nächſten Morgen mit der Silberwage der mohammedaniſchen Kaufleute wiederzukommen, vor meinen Augen ihren Erlös noch einmal nachzuwiegen und ſich von unſerer Ehrlichkeit zu überzeugen. Sie waren damit einverſtanden, und befriedigt verließen ſie unſer Lager, bis

Pt Reyes Station

auf vier, die nach dem abgeſchloſſenen Kaufgeſchäft als Gäſte in unſerem Dienerzelt mit Tee bewirtet wurden, und da ſie heute ihre weitentfernten Zelte nicht mehr erreichen konnten, die Erlaubnis erhielten, die Nacht im Soldatenzelt zu verbringen.

Die chineſiſchen Soldaten verſuchten bei dieſer Gelegenheit, den Tibetern ihre zum Tauſchhandel mitgebrachten unechten Korallenſchnüre zum Kaufe anzubieten, um ihnen auf dieſe Weiſe das durch den Yakverkauf erſtandene Silber abzujagen.

Ein unangenehmer Vorfall beſchloß den Abend. Am Nachmittag des vorhergehenden Tages mußte ein übermüdetes Pferd von der Kolonne des Kŏu in einer Ngolok-Jurte, ungefähr 6 km von hier entfernt, zurückgelaſſen werden. Am Morgen ſchon hatte ich Kŏu abgeſandt, um das Tier zurückzuholen. Bei Einbruch der Nacht ſtellte er ſich wieder im Lager ein und behauptete, das Pferd fände ſich nicht mehr vor, die Ngolok hätten es geſtohlen. Da ich bei der Liebenswürdigkeit und dem entgegenkommenden Verhalten der Riſchowárma-Leute nicht annehmen konnte, daß Kŏus Ausſagen auf Wahrheit beruhten, veranlaßte ich den Lügner, noch einmal, und zwar ſofort, nach dem betreffenden Platze zu gehen und eröffnete ihm, daß ich ihn das Lager nur dann wieder betreten laſſen würde, wenn er das Pferd bei ſich hätte. Als er ſich mürriſch und widerſetzlich zeigte, erhielt er Hiebe und wurde dann aus dem Lager gejagt, nachdem ihm der Auftrag wiederholt worden war. Darob im Lager großes Geheul, ſämtliche Diener kamen herbeigelaufen, machten Kotaus und baten, man möchte doch ihren Kameraden heute nacht nicht mehr fortſchicken, weil er ſonſt verhungern müßte und die Ngolok ihn ſicher umbringen würden. Natürlich handelte es ſich hier wieder einmal um eine abſichtliche Verzögerung des Weitermarſches. Um dies zu verhindern ſowie mit Rückſicht auf eine vielleicht für morgen beabſichtigte Verſtändigung mit den mohammedaniſchen Händlern, beſtand ich auf ſofortigem Herbeiſchaffen des Pferdes.

Als Kŏu einſah, daß aller Widerſtand vergebens war, erbat er ſich eine halbe Tafel Tee (etwa 2 kg), die er den Ngolok, die das Pferd in-

zwiſchen aufgehoben und verſorgt hatten, als Entſchädigung überreichen wollte. Er erhielt ſie und zog dann in Begleitung Jans ſeiner Wege.

Nachdem auch dieſe Nacht ruhig verlaufen war, konnten wir mit Zuverſicht annehmen, daß wir von den Riſchowárma-Leuten noch nicht als Europäer erkannt worden waren; wir rüſteten uns daher zum Weitermarſch Matſchu abwärts. Unſere außerordentlich gute Aufnahme im Räuberlager Riſchowárma verdankten wir ſicherlich nicht zum mindeſten dem ruhigen Vertrauen, das wir den Leuten gleich vom erſten Augenblick an entgegengebracht hatten. Es iſt gerade bei den wilden Naturvölkern von nicht zu unterſchätzender Bedeutung, ihnen offen und ohne Zeichen von Angſt oder Mißtrauen entgegenzutreten. Geſchieht dies, ſo — vermute ich — ſind gerade dieſe angeblich ſo ſchwer zugänglichen Leute und Stämme leichter zu behandeln als ſolche, die von der Kultur ſchon teilweiſe beleckt ſind.

Dr. Carr – in uniform – at Malakal.

Tafel III

A. Hein-Wien

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart

Viertes Kapitel.

Unerkannt ſtromabwärts.

Am frühen Morgen des 20. Auguſt rüſteten wir zum Weitermarſch nach Sung-p'an-t'ing, wohin eine Yakkarawane nach Ausſage der Riſchowárma-Leute 24 ausgiebige Marſchtage brauchen ſollte.

Während unſere Tibeterin das Frühſtück, warme Milch, herrichtete und ihr Mann mit einigen Freunden half, unſere Yaks und die Pferde zu ſatteln und aufzupacken, fingen die Soldaten die neu erworbenen Schafe ein. Schon nach einer halben Stunde hätte die Karawane marſchbereit ſein können. Da aber Kóu und Jan, die abends zuvor zum Zurückholen des eingeſtellten Pferdes abgeſandt worden waren, noch fehlten, verſuchten die Chineſen, den Aufbruch der Karawane bis zur Rückkehr ihrer Kameraden hinzuhalten. So hatte Hau z. B. mein Reitpferd mit Kiſten beladen laſſen und mir zum Reiten einen müden, alten Gaul vorgeführt. Ferner fehlten noch im letzten Augenblick Schafe, ſo daß einige Ma-fus zum Suchen ausgeſandt werden mußten. Auch die Stricke zum Feſtſchnüren der Gepäckſtücke waren plötzlich abhanden gekommen, kurzum, die Chineſen wollten eben mit allen Mitteln das Verbleiben der Karawane in Riſchowárma erzwingen. Kóu und Jan hatten geſtern Abend anſcheinend durch die Soldaten Weiſung erhalten, möglichſt lange wegzubleiben, um dadurch den Aufbruch zu verzögern. Trotz aller Einſprüche aber ließ ich den Weitermarſch antreten, in der Gewißheit, daß Kóu und Jan ſchon nachkommen würden.

Als Abſchiedsgeſchenk erhielten unſere lieben Wirte eine Anſichtspoſtkarte von Südtirol, die ich in meiner Bruſttaſche vorgefunden hatte. Beide waren über dieſe ſeltene Gabe entzückt.

Kurz unterhalb des Lagers führt vor der Einmündung des Ritzü in den Matſchu eine Furt über dieſe beiden Flüſſe und daran anſchließend ein Weg, der das S-förmige Knie des Matſchu durchſchneidet, zum Dſchúpar-Gebirge, wo der Matſchu wiederum, und zwar auf Flößen, zu paſſieren iſt, und von wo ſich dann der Weg nach Labrang im Gebiete der Salaren fortſetzt. Von Riſchowárma bis dorthin rechnet man 20 Yaktagemärſche.*)

Der Marſch am rechten Matſchu-Ufer entlang bot nichts Bemerkenswertes, er ging in Ruhe vor ſich. Kóu und Jan waren auch am Abend noch nicht eingetroffen, und wir vermuteten, daß ſie ſich den mohammedaniſchen Kaufleuten in Riſchowárma angeſchloſſen hätten.

Auch der nächſte Tag brachte wenig Abwechſlung; die Karawane bewegte ſich langſam auf dem mäßig bewachſenen, von ſumpfigen, tiefen Waſſergräben durchzogenen Uferrande vorwärts. Die Tiere waren trotz der Raſt müde, ſelbſt mein Reitpferd, eines der ſtärkſten Tiere der Karawane, ſtolperte häufig vor Mattigkeit. Da ich zum Zwecke der Erkundung und der Geländeaufnahme wiederholt hohe Kuppen und Kämme erſteigen mußte und dies wegen der dünnen Luft in dieſer hohen Lage beſſer zu Pferde auszuführen war, hatte mein Reitpferd das Dreifache wie die anderen Tiere zu leiſten, und es ſchien höchſt zweifelhaft, ob der ſo angeſtrengte Gaul noch auf Monate hinaus dieſe Mühen zu ertragen imſtande ſein werde.

Ta-tſchang und Hau ſollten mich ſtets begleiten, doch waren ihre Pferde infolge der ſchlechten Behandlung noch müder als das meinige;

*) Dieſer Weg kam für uns nicht in Betracht; er ſei nur erwähnt, um zu zeigen, daß es früher für uns doch möglich geweſen wäre, allerdings nur unter ortskundiger Führung, vom Lager am 28. Juli aus auf dem linken Matſchu-Ufer, dem Strome abwärts folgend, einen Übergang zu finden. Zweifelsohne hätten wir aber in einem ſolchen Falle in Riſchowárma keine ſo liebenswürdige Aufnahme gefunden, wie jetzt, wo wir aus dem Innern Tibets zu kommen ſchienen.

ſie blieben daher meiſt weit zurück und taten dies wohl auch mit Abſicht. Wegen der Routenaufnahmen war ich nämlich genötigt, ein genaues Marſchtempo einzuhalten und konnte daher auf meine zwei Trabanten keine Rückſicht nehmen. Dadurch kam ich oft in recht unangenehme Lagen, z. B. wenn ich allein mehreren Reitern oder ganzen Reitertrupps plötzlich gegenüberſtand, während ich eben mit meinen Inſtrumenten hantierte oder Aufzeichnungen machte. In ſolchen Augenblicken war wegen der Müdigkeit des Pferdes an ein Zurückweichen auf die Karawane nicht zu denken, und da ich auch keine Waffen bei mir hatte, ſo war die Lage oft recht bedenklich. Wohl oder übel hieß es abſteigen und warten, bis meine beiden Begleiter herbeigekommen waren. Das war unangenehm, denn ich vermochte mich weder mit Worten verſtändlich zu machen, noch ſonſt den Verdacht zu zerſtreuen, daß ich eine Karte aufgenommen hätte. Vor dieſer Tätigkeit ſchienen die Tibeter eine beſondere Furcht zu haben: ich hielt deshalb, um ihr Mißtrauen in dieſem Punkte zu beſeitigen, in meinen Routenbüchern beſtändig ein paar Skizzen von Menſchenköpfen oder Tieren bereit. Dieſer Nachweis einer harmloſen Tätigkeit glückte meiſtens, und dann ſchieden wir auch als gute Freunde, insbeſondere, wenn einige der Ngolok ihre Porträts, die ich in Eile anfertigte, als Geſchenk mit auf den Weg erhielten. So ging die Sache meiſt gut aus, und der fahrende Künſtler konnte ſeinen Marſch unbehelligt fortſetzen.

Manchmal wurde aber die Lage geradezu gefährlich, und nur das Auftauchen der Karawane oder das Herbeieilen von Hau und Ta-tſchang gaben ihr eine andere Wendung. Recht zweckmäßig erwies ſich ein Notbehelf, den ich — ſo ſeltſam er ſich anhören mag — anderen Reiſenden warm empfehlen kann. Um ſich unbequemer Leute zu erwehren, nahm Ta-tſchang ſein Taſchenmeſſer, klappte die Klinge halb auf, richtete das Meſſer ähnlich wie einen Revolver gegen den Tibeter und ſchloß dabei, wie beim Zielen, ein Auge. Der alſo aufs Korn Genommene wurde ſchnell kleinlaut und ritt auf Nimmerwiederſehen von dannen.

Der Leſer wird auf Grund dieſes Beiſpiels den Ngolok für feige halten, doch wohl mit Unrecht! Die Leute haben nur Angſt vor dem,

was ihnen geheimnisvoll erſcheint, vor Dingen, die ſie nicht zu ergründen imſtande ſind.

Auch das zum Teil zaghafte Verhalten der Ngolok gegen uns und ihre unentſchloſſene Angriffsmethode in den nächſten Monaten beruhten nach meiner Überzeugung nicht auf Feigheit oder Ängſtlichkeit, ſondern einzig und allein darauf, daß ſie über unſere Herkunft und unſere Bewaffnung nicht ganz ſicher waren und uns ſogar im Beſitze übernatürlicher Kräfte wähnten. Der Ngolok iſt von Natur ein ausgezeichneter Soldat, er iſt anſpruchslos, außerordentlich findig im Gelände, kühn und intelligent. Selbſtändigkeit beſitzt er in weit größerem Maße als ſein chineſiſcher Nachbar, jedenfalls aber auch mehr Charakter und Beharrlichkeit als dieſer.

Am 22. Auguſt ſchlugen wir das Lager an einem durch die Natur geſicherten und überdies hübſchen Fleckchen auf, an den mit Schilf überdeckten Ufern eines großen Sees, die von Wildenten, Wiedehopfen, Kranichen, gelben und grauen Enten belebt waren. In der breiten, mit Tümpeln überſäten Uferebene tummelten ſich auch Füchſe, und es wimmelte in ihr von Mäuſen und Spinnen.*)

Am 22. Auguſt trafen Kóu und Jan endlich ein und baten wiederholt um Verzeihung wegen ihres langen Ausbleibens. Unter Tränen verſprachen ſie, ſich niemals mehr widerſetzlich zu zeigen. Sie ſchienen die Karawane nicht ganz unbehelligt wieder erreicht zu haben. Es war ganz gut ſo, denn ſie behaupteten nun vor ihren Kameraden laut, daß ſie ſich bei der Karawane viel ſicherer fühlten als in Riſchowárma, wo die Stimmung gegen uns inzwiſchen zu unſeren Ungunſten umgeſchlagen wäre. Kóu erzählte weiter, daß dies ſeinen Grund darin habe, daß ein hoher Häuptling eines mit Riſchowárma befreundeten Stammes perſönlich gegen unſere gute Aufnahme dortſelbſt Einſpruch erhoben hätte, nachdem er von drei verdächtigen Perſonen, die ſich bei der Karawane

*) Hau wurde hier von einer Spinne gebiſſen, und bald entſtand eine große ſchmerzhafte Geſchwulſt, die erſt nach mehrtägigen Umſchlägen mit eſſigſaurer Tonerde wieder zurückging. Die Spinnen haben viel Ähnlichkeit mit den großen giftigen Wüſtenſpinnen, die man in Turkeſtan antrifft.

aufhalten ſollten, gehört habe. Zwei dieſer Verdächtigen errät der Leſer ohne weiteres, den dritten ſchwerlich; es war nach der Überzeugung der Ngolok unſer Lehrer Li. Kóu teilte uns ferner mit, daß die Soldateska von Riſchowárma während unſerer Anweſenheit im Lager auf einem Raubzug ſtromabwärts begriffen geweſen wäre und daß wir wohl aus dieſem Grunde im Räuberlager Riſchowárma ſo gute Aufnahme gefunden hätten. Dieſe Nachricht war von Wert; wir mußten uns von jetzt an mit doppelter Vorſicht vorwärts bewegen, weil zu erwarten ſtand, daß wir auf unſerem Vormarſch den zurückkehrenden Kriegern begegnen würden.

Die ausgezeichneten Weideplätze an den Ufern des großen Sees luden zur Raſt ein. Da ich außerdem hier eine aſtronomiſche Ortsbeſtimmung auszuführen gedachte und die photographiſche Aufnahme dieſes Geländes mehrere Tage beanſpruchte, wurde beſchloſſen, am Oſtende des Sees einige Tage zu lagern. Während die Karawane am Ufer weiter zog, ritt ich den Kamm der den See im Süden einfaſſenden Höhenkette entlang und bemerkte von dort aus, daß ſich im Weſten an den großen See, durch eine etwa 2 km breite Landzunge getrennt, noch ein kleinerer See angliedert. Über den weiteren Verlauf des Matſchu, den wir ſeit geſtern verlaſſen hatten, war vorläufig nur feſtzuſtellen, daß er im Nordweſten des weſtlichen Sees in einer 25 km breiten Sandlandſchaft verſchwand.

Dieſer Doppelſee wird von den Tibetern Dſodyárá-nōr genannt. Er wird von 300 bis 400 m hohen weichen Sandſteinrücken umrahmt, die im Süden, Oſten und Weſten ſanft gegen die Seen abfallen, und die im Süden in der Höhe des beide trennenden Landſtreifens eine Lücke aufweiſen, die in ein weites Tal hinausführt. Im Norden iſt das Gelände eben, eine breite Sandlandſchaft, Schamarúngo genannt, zieht ſich hier nach Norden längs des Matſchu, der vom Nordweſten des weſtlichen Sees aus in dieſe Ebene abbiegt und, in zwei Arme verteilt, ſie durchſtrömt. Mit den beiden Seen ſteht der Matſchu durch einige zum Teil ſtark verſandete Arme in Verbindung. Das Merkwürdige der Gelände-

geſtaltung iſt aber, daß die beiden Seen unter ſich, trotz der großen Nähe, keine Verbindung haben. Deutlich zu erkennen ſind die Folgen der Verſandung, ſowie auch das Beſtreben der Sandmaſſen, dem Fluſſe und ſeinen Seen Waſſer abzutrennen und allmählich aufzuſaugen. Anderſeits erobert ſich der Matſchu ihm bereits früher durch den Sand abgerungene Gebiete und ſchneidet die dicht an ihn herantretenden Barchane*) an, deren Beſtandteile in ſeine Waſſer abrutſchen, von ihnen weitergetragen und unterhalb wieder angeſchwemmt werden. Das Matſchu-Waſſer iſt auf dieſe Weiſe derart mit den feinen Sandpartikeln geſättigt, daß es, insbeſondere in den Nebenbetten, nur träge und gewiſſermaßen ruckweiſe zu fließen vermag. Daher werden dem Flußlauf und den Seen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt andere Profile und andere Rinnſale zugewieſen oder ihre Waſſer in weite Betten mit unzähligen Sandinſeln gedrängt.

Da der Lagerplatz auf der ſchmalen Landzunge hinreichende Sicherheit gegen Überfälle bot und wir durch eine im Süden vorſpringende Landzunge der Sicht vom Ta-lu entzogen waren, beſchloſſen wir, hier das Lager aufzuſchlagen und bis zum 29. morgens zu bleiben.

Von dem Endpunkt des Kammes aus, dem ich im Süden des Sees gefolgt war, ritt ich durch ſpärliches Buſchwerk hinab zur Karawane, ließ dort Hau und Ta-tſchang und wies ſie an, auf ein vereinbartes Zeichen hin das Lager zu beziehen und abſatteln zu laſſen, während ich noch eine andere Höhe im Südoſten zur Erkundung erſteigen mußte. Da die Karawane bis zu dem ihr bezeichneten Lagerplatze noch einige Kilometer zu marſchieren hatte, war noch hinreichend Zeit vorhanden, um vom Berge aus in das wellige Gelände im Südoſten Einblick zu bekommen, insbeſondere auf den Ta-lu, der vom Dſodyárá-nōr aus nach Tópa führen ſollte. Auf halber Höhe des Rückens fanden ſich große, erſt kurz verlaſſene Lagerplätze mit anſehnlichen Mengen aufgeſchichteten getrockneten Kuhmiſts vor. In jedem Lager waren ſehr gut erhaltene meterhohe Herde aus Steinen erbaut, die Lagerplätze für die Tiere waren

*) Barchan oder Barkhan = Sanddüne (perſiſches Wort, bedeutet eigentlich Zelt).

kreisförmig oder rechtwinklig durch Steine abgegrenzt, für die Mannſchaft waren in den Boden, anſcheinend zum Schutze gegen den Sturm, Löcher von 0,5 m Tiefe gegraben.

Die wichtigſte Feſtſtellung vom Gipfel aus war, daß ſich der Ta-lu, der Weg, dem wir von Riſchowarma bis hierher gefolgt waren, nach Südoſten fortſetzte. Von den Lagerſtätten hier oben liefen unzählige friſche Spuren, die von einer großen Reitermaſſe herrühren mußten, zu dieſem Weg hinab. Allem Anſchein nach hatten die Reiter das Lager erſt innerhalb der letzten 24 Stunden verlaſſen und den Marſch auf Tópa*) angetreten.

Der Ritt auf die Höhe war alſo der Mühe wert geweſen. Ich erhielt dadurch die Gewißheit, daß wir uns hier nahe bei einem ſehr begangenen Wege befanden.

Das verabredete Zeichen, das ich Hau und der Karawane gab, wurde nicht beachtet, da die Soldaten inzwiſchen eigenmächtig einen anderen, gänzlich ungeeigneten Lagerplatz ausgewählt hatten. Dort hatten ſie ſich bereits häuslich eingerichtet und kümmerten ſich um die übrige Karawane, die noch bepackt daſtand, nicht im geringſten. Die müden Tiere hatten ſich mit ihren Laſten niedergelegt und mußten, weil der unaufmerkſame Hau mein Zeichen überſah, noch weitere 2½ Stunden ganz zwecklos vor dem Lager warten. Nach dem Abſtieg zum Lager ordnete ich Lagerwechſel an; die Chineſen erwiderten aber, daß ſie von nun ab keinen Finger mehr rühren würden, um meine Anordnungen auszuführen. Auch die Soldaten erklärten den Generalſtreik, und Hau ließ ſein beliebtes Sprüchlein vom dummen Europäer vernehmen. Aber nicht lange dauerte der Trotz; ſchon nach einer Stunde war das Lager bereits an dem von mir ausgeſuchten Platz fertiggeſtellt. Die Chineſen ſchienen es auch diesmal für ratſamer zu halten, rechtzeitig nachzugeben; ſie hatten ihren Herrn ſchon kennen gelernt. Als Abſchluß der Streikerei erfolgte wieder der übliche allgemeine Kotau, und das europäiſch-chineſiſche Gleichgewicht war für die nächſten 24 Stunden wiederhergeſtellt.

*) Eine große Ngolok-Anſiedlung matſchuabwärts.

Am Nachmittag meldete unſer in Riſchowárma erſtandener neuer Hund, ein ſchwarzer zottiger Geſelle, durch klägliches Geheul eine kleine Karawane von zehn Pferden und fünf Reitern, die auf dem Ta-lu von Tópa nach Riſchowárma zog. Die Beſitzer dieſer Handelskarawane waren drei mohammedaniſche Händler, die in Begleitung von zwei Ngolok den Riſchowárma-Stämmen auf Yaks Getreide zuführten. Sie entdeckten unſeren Lagerplatz nicht, weil Ta-tſchang, den wir zu ihnen geſchickt hatten, ihre Aufmerkſamkeit auf andere Dinge lenkte und da er ſich ſelbſt für einen tibetiſchen Meldereiter ausgab. Dagegen brachte er in Erfahrung, daß wir in der Fortſetzung unſeres Marſches auf dem Ta-lu nach Südoſten in vier bis fünf Tagen den Matſchu, der auf dieſer Strecke nach Norden zu einem Bogen aushole, wieder erreichen würden.

Obwohl bei der Übermüdung der Tiere die Verſuchung nahe lag, ſchon jetzt den Huang-ho-Oberlauf zu verlaſſen, beſchloß ich doch, noch ſolange als möglich, den Flußlauf aufzunehmen. Freilich war zu erwarten, daß die Tiere durch den hierdurch bedingten großen Umweg frühzeitig ihre Kräfte verbrauchten und daß der Proviant unverhältnismäßig raſch abnehmen würde; dem ſtand aber die Erwägung gegenüber, daß es in abſehbarer Zeit ſchwerlich wieder gelingen werde, dem Oberlauf des Huang-ho im Hinterlande der Ngolok nahe zu kommen und daß gerade die genaue Aufnahme des Fluſſes in dieſen Gebieten viel wertvoller ſei als eine peinliche Arbeit im Gebiet Matſchu abwärts, da eine genaue Aufnahme des Matſchu-Kniees und der Strecke von hier nach Sung-p'an-t'ing jederzeit von China, von Sſi-tſch'uan aus, gemacht werden kann, ohne zu dieſem Zwecke eine Umgehung via Oring-nōr und nach dem Rücken der Ngolok-Stämme auszuführen.

Die Raſttage am Tſodyárá-nōr gaben mir wieder ſtatt der erſehnten Ruhe geſteigerte Arbeit. Die aſtronomiſchen und magnetiſchen Meſſungen beanſpruchten den Hauptteil der Zeit, dazu geſellten ſich die Triangulation und andere Arbeiten. Für die Jagd*) verblieb mir nur

*) Biber und Marder ſind häufig.

wenig Zeit, dafür konnte ſich aber Dr. Tafel um ſo beſſer und erfolgreicher ihr widmen, und er brachte manche Abwechſlung in unſer tägliches Menu. Beſonders ſchmackhaft waren die Wildgänſe, die in großen Scharen in den ausgedehnten Schilfwäldern hauſten.

Am Abend des 24. Auguſt machte mir Dr. Tafel die traurige Mitteilung, daß einer unſerer Diener, Kóu, an Lungenentzündung erkrankt ſei. Bleich und mit hohem Fieber lag der Arme zwiſchen Sätteln und Fellen im Mannſchaftszelt gebettet. Wir berieten, was wir mit dem Schwerkranken tun ſollten und kamen zu dem Entſchluſſe, ihn, wenn es in einigen Tagen nicht beſſer gehen ſollte, nach Riſchowárma zu den mohammedaniſchen Kaufleuten zurückzubringen. Den Kranken mitzuſchleppen, war ein Ding der Unmöglichkeit, und da es für uns nur ein Vorwärts gab und ein Zurück wegen der bereits zu geringen Nahrungsmittel ausgeſchloſſen war, ſo war Kóu beſſer bei ſeinen mohammedaniſchen Volksgenoſſen aufgehoben als bei uns, die wir uns in einem ununterbrochenen Marſche und in ſteter Gefahr befanden. Hau pflegte den Kranken; er war hierfür ganz geeignet, weil er das Anlegen des Fieberthermometers vor Jahren im Lazarett zu Peking gelernt hatte. Die Chineſen zeigten ſich für europäiſche Hilfe zugänglich, und mit der Zeit hatten ſie auch zu unſerer Apotheke Zutrauen gewonnen, aber als ſie Dr. Tafel zu oft um wohlſchmeckende Arzneien anbettelten, händigte er ihnen zur Schonung des Vorrats nur noch bitterſchmeckende Medikamente aus, worauf die Nachfrage zuſehends nachließ.

Es herrſchte abſcheuliches Wetter. Regen, Schnee und Kälte hatten eingeſetzt.

Am 26. Auguſt unternahm Dr. Tafel einen geologiſchen Ausflug nach Nordoſten, während mich ein Unwohlſein im Lager feſthielt. Kóu jammerte den ganzen Tag über. Er glaubte, daß er bald ſterben müſſe.

Seit Riſchowárma benahmen ſich die Chineſen recht eigentümlich; ſie lachten bisweilen ſpöttiſch über unſere Anordnungen, und Dr. Tafel erfuhr auch, daß ein Komplott beſtände, ſich bei der nächſten Gelegenheit

T'au-tſchóu-*) und Sung-p'an-t'ing-Händlern anzuſchließen. Wenn die Leute nicht wegen des Aufladens des Gepäcks und des Vorwärtstreibens der Karawane notwendig geweſen wären, würde es ja zweifelsohne das Vorteilhafteſte geweſen ſein, ſie davonzujagen, aber Gepäck und Proviant bilden in Tibet ein unumgänglich notwendiges Impedimentum, und ſo iſt man leider auch auf Begleitmannſchaft angewieſen. Ihre Unentbehrlichkeit kannten die Chineſen nur zu gut, darum leiſteten ſie gerade in ſolchen Augenblicken Widerſtand, in denen wir ihrer am notwendigſten bedurften. Gleich mir ſchien auch der neue Riſchowárma-Hund die Chineſen nicht hoch zu ſchätzen, denn er biß ſie ſelbſt durch ihre dicke Umhüllung hindurch in die Waden und benahm ſich — allerdings ungerechtfertigterweiſe — vorzugsweiſe gegen unſeren Lehrer Li recht unhöflich.

Am 27. Auguſt unternahm ich an einem klaren Morgen einen Ausflug in das Schamarúngo und verfolgte den Matſchu-Lauf ein Stück weit. Gegen Mittag zogen ſchwache Wölkchen am Horizonte auf. Von 2 Uhr an führte ich, einige hundert Meter vom Lager entfernt, magnetiſche Meſſungen aus. Kaum war die Arbeit zur Hälfte gediehen, als ſich die Wölkchen am Horizonte plötzlich mit unheimlicher Schnelligkeit zu verdichten begannen und eine bleiſchwarze Mauer von turmartigen ſeltſamen Wolkengebilden mit Donner und Blitz im Nordweſten emporſtieg. Das Waſſer des weſtlichen Sees ſchien mit einem Male zu kochen und zu brodeln, und flammende Blitze beleuchteten in der raſch zunehmenden Dunkelheit ein eigenartiges Naturſchauſpiel.

Immer näher kam das Praſſeln und Ziſchen; ſchon hatte die Grenze eines weißen dichten nebelartigen Gebildes von Nordweſten her das öſtliche Seeufer erreicht und ſich auf der Landzunge vorgeſchoben.

*) Mohammedaniſche Kaufleute, die ſich in den Grenzſtädten Chinas längs der tibetiſchen Grenze aufhalten und die zweimal im Jahre Waren von China nach Tibet transportieren und dafür Geld und Tiere, auch Felle und Tuche eintauſchen. Die Tibeter wie die Chineſen heißen ſie gewöhnlich Huihui (d. i. Mohammedaner).

Der Lärm wurde ſo ſtark, daß man glauben konnte, Tauſende von Raketen würden abgebrannt oder Maſchinengewehre hätten in der Ferne das Feuer eröffnet. Schnell färbte ſich der Boden im Nordweſten weiß, und immer näher und geräuſchvoller kam das Praſſeln. Mit einem Male ſauſten gleich Kugeln, zuerſt vereinzelt, dann wie aus Kübeln gegoſſen, Hagelkörner hernieder. Mein erſter Gedanke war die Rettung des Apparates, weil der chineſiſche Sonnenſchirm aus Ölpapier und Holz, der von Tſchang bei Meſſungen ſtets darüber gehalten wurde, im Nu wie ein Sieb durchſchlagen und die Bambusſtangen zerſplittert worden waren. So mußte denn meine Lodenjoppe herhalten, um das Inſtrument zu ſchützen, und Ta-tſchangs dicker, aus den Decken der Filzſättel hergeſtellter Mantel. Ta-tſchang, Hau und Tſchang ſchrieen vor Schmerz, den die auf die Haut aufſchlagenden, bis 1,5 cm großen Schloſſen verurſachten. Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft und beleuchtete die dicht über uns dahin eilenden gelblichen Wolken, immer ſtärker praſſelten, gleich Geſchoßgarben, die Hagelkörner hernieder und äußerten ihre Wirkung ſelbſt durch die dicken Filzmäntel hindurch empfindlich.

Hau und Jan waren angewieſen, das Inſtrument zu verlaſſen und ſich wegen der Blitzgefahr ſeitlich aufzuhalten. Bald wurde es auf kurze Zeit ſtockdunkel, dann ließ der Hagel mit einem Ruck nach, und nach wenigen Minuten lachte wieder die warme Sonne auf uns hernieder. Der Boden war von einer 6 cm hohen weißen Körnermaſſe überdeckt, die erſt am nächſten Tage ſchmolz.

Obwohl der Apparat unverſehrt geblieben war, mußte die Meſſung für heute eingeſtellt werden, denn wir waren mit Beulen überſät, und meine Leute weigerten ſich, noch länger außerhalb des Zeltes zu verweilen, weil ſie ein zweites Hagelwetter befürchteten. Bevor ich mich umſah, waren ſie davongelaufen, und ſo mußte ich denn ſelbſt den Inſtrumentenkaſten und die Meßlatten, dann die Uhren und die Magnete ins Lager tragen. Die letzten Gegenſtände waren eben glücklich untergebracht, als ein neues Hagelwetter losbrach, dem noch weitere folgten.

die dann gegen Abend, nachdem ſich auch der ſtarke Wind gelegt hatte, in Regen übergingen. Im Zelt hatten wir hinreichend Zeit, die mehrfarbigen Quetſchungen und Verletzungen an unſeren Körpern zu bewundern.

Die Pferde hatten ſich bei dem Hagelwetter wie toll benommen. Sie wälzten ſich, drängten ſich eng aneinander und ſchrieen in ihrer Angſt und vor Schmerz, den die auf die Körper aufſchlagenden Hagelſchloſſen verurſachten. Den ganzen Abend über und auch die nächſten Tage wirkte das Unwetter bei ihnen nach; ſie waren aufgeregt und ängſtlich. Das europäiſche Zelt hatte die Beſchießung gut beſtanden, doch die zwei anderen minderwertigen chineſiſchen waren an der Weſtſeite wie durch Gewehrfeuer durchlöchert. Einige kleine Inſtrumente, die an Raſttagen ausgehängt waren, hatte der Hagel in Trümmer geſchlagen.

Gegen Abend zog eine große Karawane von Riſchowárma her nach Töpa weiter. Obwohl ſie unſere Tiere auf der Weide ſehen mußte, ließen uns die Leute völlig unbeachtet und gaben auch auf Anruf keine Antwort.

Am Vormittag des 28. Auguſt hatte ich wieder Meſſungen auszuführen, während Dr. Tafel ſeine geologiſchen Notizen nachtrug und Liu beim Zuckerſtehlen ertappte. Später beſſerten wir das faſt immer verſagende Wincheſtergewehr aus und entfernten durch einen blinden Schuß den im Lauf ſtecken gebliebenen Wiſchſtock in Geſtalt einiger chineſiſcher Eßſtäbchen.

Am 28. Auguſt hatte ich einen nochmaligen Erkundungsritt in das Schamarúngo unternommen und dabei feſtgeſtellt, daß das rechte Matſchu-Ufer hier und nördlich gangbar iſt. Dies ſchien auf den erſten Anblick nicht der Fall zu ſein, denn wir glaubten, daß die weite, von großen Tümpeln, Barchanen und Dünen bedeckte Ebene nördlich von dem Schamarúngo zu weichen Untergrund beſäße, um eine Karawane darüber zu führen. Der naſſe Sand erwies ſich aber ſo feſt, daß ſelbſt beladene Pferde mit ihren kleinen Hufen nicht einſanken. So konnten

wir denn auch mitten durch die ſeichten weichen Tümpel hindurch dem Huang-ho-Oberlauf nach Norden folgen.

Am Abend merkten wir, daß die Chineſen abſichtlich Hammel hatten entlaufen laſſen, um uns hierdurch zu zwingen, raſcher heimwärts zu ziehen. Auf die Drohung, daß die Mehlration auf die Hälfte herabgeſetzt werden würde, wenn die Hammel nicht bis zum nächſten Morgen gefunden wären, ſtellten ſich dieſe guten Tiere auch tatſächlich zum feſtgeſetzten Termin wieder vollzählig ein.

Am 29. Auguſt traten wir, weil Kóu wieder transportfähig war, mit ausgeruhten Tieren den Weitermarſch nach Norden über das Sandland von Schamarúngo hinweg nach der großen, mit Tümpeln bedeckten Ebene an. Da ich beſchäftigt war und auch Dr. Tafel anderweitig zu tun hatte und nicht auf die Karawane Obacht geben konnte, kam dieſe recht langſam vom Fleck. Die Chineſen getrauten ſich nämlich nicht, die großen Tümpel mit den Tieren zu durchſchreiten, ſie wichen allen Waſſern ängſtlich aus, und ſo kam es, daß die Karawane an dieſem Tage infolge der unnötigen Umgehungen ſtatt der Luftlinie von 15 km mehr als das Dreifache zurücklegte und die Tiere kurz nach der mehrtägigen Raſt ſchon wieder unnötig ermüdet waren.

Dieſe tümpelreiche Ebene wurde im Norden begrenzt von den Vorbergen der mächtigen Amnye-Maltſchin-Kette*), niederen Sandſteinrücken, an deren Fuß der Matſchu nach Oſten abbiegt. Im Weſten und Oſten begleiten ungefähr 400 m hohe, mit Sanddünen reich überdeckte Höhenzüge dieſe troſtloſe Steppe. Bis 12 m hohe Barchane überragen die gewellte Sandlandſchaft, und man konnte ſich an dem heißen Tag und bei der vom Sand zurückgeſtrahlten Hitze in eine zentralaſiatiſche Wüſte, an die Ufer eines Tarim oder eines Syr Darya verſetzt glauben.

Unſer Lager ſchlugen wir dicht am Matſchu auf, wenige Kilometer

*) „A-mnye“ (Vorfahren) heißen in Tibet gewiſſe Berggeiſter, unter denen Geſſer Khān eine Rolle ſpielt. Daher die Verbindung dieſes Wortes mit Bergnamen, wie im vorliegenden Falle. Ähnliche Götter ſind die Noi-dſchin, nach denen das Noi-dſchin-t'ang-la-Gebirge ſüdweſtlich vom Tengri-nōr heißt.

nördlich vom Schamarúngo. Die Weidegelegenheit war dürftig, denn die wenigen fetten Wieſenplätze waren vom Flugſand halb begraben, und die Tiere mußten, um hinreichend Nahrung zu finden, auf mehrere Plätze nacheinander getrieben werden.

Am nächſten Tage wurde der Marſch entlang des verſandeten Matſchu nach Norden und Nordoſten fortgeſetzt, und bald nach der Abbiegung des Fluſſes nach Oſten wählten wir am rechten Ufer einen Lagerplatz nahe einer Stelle, wo von Norden her ein Nebenfluß ſeine weitverzweigten Waſſer auf den ſandigen Ufern dem Matſchu zuſendet. Dieſes Gebiet iſt völlig unbegangen, und wir konnten uns in dieſer entlegenen unwirtlichen Steppe ſicher fühlen, weshalb ſich auch unſere Tiere auf den guten blumenreichen Weideplätzen nach Herzensluſt tummeln und an dem ſaftigen Graſe ſatt freſſen durften.

Am Abend brachten uns die Soldaten einen kupfernen Eßnapf, ihr einziges Kochgeſchirr, das zu ihrer Betrübnis geſprungen war, mit der Bitte, den Schaden auszubeſſern. Zum Keſſelflicken waren wir den Chineſen alſo doch gut genug! Wir gaben ihren Bitten nach, und mit Hilfe eines geologiſchen Hammers war der Schaden auch bald geheilt.

Der Riſchowárma-Hund zeigte anarchiſtiſche Neigungen, er attackierte jetzt jeden von uns und unternahm nachts in Verbindung mit den beiden anderen Raubzüge in die Zelte. Mit Vorliebe zerriß er die Säcke und biß ſich mit großer Sicherheit an den Hoſen unſeres Lehrers Li feſt, der dadurch jedesmal furchtbar erſchreckt wurde und mit dem Hunde an der Hoſe ſchreiend ins Lager um Hilfe eilte, wo er dann von dem vorwitzigen Tier befreit wurde.

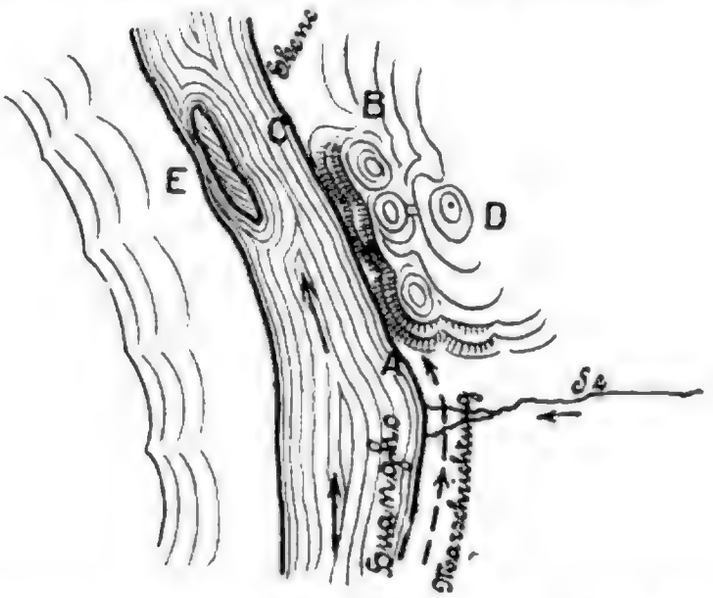
Der 31. Auguſt wurde wieder einmal durch eine zeitraubende Suche nach unſeren Hammeln eingeleitet, die ſich angeblich nachts losgemacht hatten und durchgebrannt waren. In einem Seitental wurden ſie auf üppigen Wieſen entdeckt.

Das Routenaufnehmen wird von jetzt an außerordentlich ſchwierig, denn die auf beiden Seiten des Fluſſes ſich hinziehenden Sandſteinrücken treten abwechſelnd, oft auch zugleich an den in vielen Windungen

fließenden Matſchu heran und auch die Überſicht von den Talbegrenzungsrücken aus wird immer dürftiger. Obgleich die Karawane nur langſam vom Fleck kam, hatte ich doch tüchtig zu ſchaffen, um mit ihr beim Aufnehmen Schritt zu halten und außerdem noch die Tätigkeit als aufklärende Patrouille vor der Front auszuüben.

Der Matſchu wendet ſich alsbald nach Süden und nach einigen Tagemärſchen nach Südoſten.

Der nächſte Tag hätte für uns in mehrfacher Beziehung recht folgenſchwer werden können. Schon am frühen Morgen war ich mit Hau und Ta-tſchang vorausgeritten, um von einer Höhe (D) aus ein Rundpanorama aufzunehmen. Die Karawane ſollte einſtweilen am Ufer dem



Matſchu abwärts folgen und nach Überſchreiten eines breiten Seitentälchens (Se) den Marſch dicht am Fuße des gegen den Fluß zu ſteil abfallenden Hanges meiner Beobachtungshöhe D, alſo in der Enge A—C, fortſetzen. Unſere Arbeit auf der Höhe wurde durch Hagel und Schneefall erſchwert, und wir waren froh, als wir nach zwei Stunden in einer geraden leichten Rinne wieder zu Tal ſteigen konnten.

Beim Abſtieg war mein Pferd vor Müdigkeit mehrere Male zuſammengebrochen; ſo forderte jeder Tag mit großer Deutlichkeit eine neue mehrtägige Raſt. Doch davon konnte jetzt keine Rede ſein, ohne

nicht zugleich das Gelingen des ganzen Unternehmens in Frage zu ſtellen. Wir mußten endlich vorwärts, und was an Tieren nicht mitkommen konnte, das mußte eben zurückgelaſſen werden.

Vom Berggipfel (D) aus hatten wir 15 Ngolok mit 20 Pferden beobachtet, die Anſtalten trafen, vom jenſeitigen Ufer (E) aus den im ſandigen Bett weit verzweigten Matſchu zu überſchreiten; nach mehreren vergeblichen Verſuchen hatten ſie ſcheinbar ihre Abſicht aufgegeben und waren talabwärts weiter geritten. Als ich mit meinen zwei Begleitern den Fuß des Berges (B) erreicht hatte, bemerkten wir einen Kilometer vor uns drei Ngolok, und gleich darauf auf einer nahen Inſel fünf weitere, von denen zwei grellrote Mäntel trugen. Auf dem jenſeitigen Ufer des Matſchu warteten noch zehn Ngolok, die ſich auf ein Zeichen der Tibeter vom diesſeitigen Ufer mit ihren Pferden in den Fluß ſtürzten, anſcheinend, um ihn zu durchſchwimmen.

Gerade als die fünf von der Inſel herübergeſchwommenen Ngolok im Verein mit den drei bereits auf unſerem Ufer befindlichen gegen uns anritten, kam Hau eilig herbei, um mir mein Gewehr auszuhändigen. Ich ſprang vom Pferde ab und war raſch ſchußbereit. Als die Ngolok erkannt hatten, daß ſie für eine Überraſchung zu ſpät kamen, und daß es ihnen nicht mehr glücken würde, uns von der eben in der Enge (A—C) vorrückenden Karawane abzuſchneiden, gaben ſie ihren Angriff auf und riefen uns aus der Ferne nur die Frage zu, wer wir ſeien und woher wir kämen.

Als die Tibeter von ihren Pferden abſaßen und die Gewehre wieder auf den Rücken nahmen, ſteckte auch Ta-tſchang ſein Schwert in die Scheide und Hau hängte mein Gewehr wieder um. Wir gaben uns als Waffenhändler aus, und Ta-tſchang beging in ſeinem Übereifer den Fehler, als unſeren Herkunftsort Lha-ſa zu bezeichnen. Mit einer höhniſchen Gebärde auf mich weiſend, zogen ſich die Tibeter zurück. Inzwiſchen war die Karawane aus der Enge herausgetreten, und bald darauf hatten auch die anderen zehn Ngolok das rechte Flußufer erreicht. Sie umritten uns neugierig, unterzogen jedes einzelne Gepäckſtück einer

eingehenden Beſichtigung und zählten vor allem unſere Gewehre. Meine Leute hatten den Befehl, beim erſten verdächtigen Anzeichen Feuer zu geben. Statt deſſen verſuchten insbeſondere die Soldaten, ſich mit den Ngolok unter Zeichen der Ehrerbietung und Ergebenheit auf guten Fuß zu ſtellen. Da nur die Hälfte der Tibeter Gewehre hatte, ſo ſchienen dieſe wilden Kerle der verſammelten Karawane nicht allzu gefährlich werden zu können. Aber vielleicht diente dies ganze Manöver nur dazu, um unſere Aufmerkſamkeit von anderen Dingen abzulenken. Jedenfalls hatten dieſe Leute Auftrag, die Stärke und die Marſchordnung der Karawane auszukundſchaften, damit ſie oder ihr Stamm bei nächſter Gelegenheit ihre Erfahrungen verwerten konnten.

Inmitten einer mit Steppenkraut überwachſenen Ebene auf einer kleinen, das umliegende Gelände beherrſchenden Höhe lagerten wir vom 1. bis 3. September.

Die Ngolok empfahlen ſich bald, ſchwammen aufs andere Ufer zurück und verſuchten dort, bis in den ſpäten Abend hinein, flußauf- und flußabwärts einen beſſeren Übergangsplatz zu erkunden. Für die Nacht erwarteten wir einen Überfall, umſomehr, als ſich gegen Abend noch mehrere Reitertrupps gezeigt hatten.

Bei ſtarkem Nebel folgen wir am 3. September den faſt rechtwinkligen Knickungen des Matſchu; bald baut ſich auf der rechten, bald auf der linken Seite eine mit einer breiten Terraſſe verſehene Ebene ein. Die von Süden dem Matſchu zuſtrömenden klaren Nebenflüſſe mehren ſich, während dem Matſchu von Norden her nur wenige und auch nur ſolche mit geringer Waſſermenge zuſtrömen. In den mit Buſchwerk reich verkleideten Hängen tummeln ſich Maultiere, Füchſe, Haſen und Rebhühner. Wildſchafe, wilde Pferde und Yaks ſind ſelten geworden.

Der 4. September brachte Schnee und Kälte. Langſam kommt die Karawane vom Platze, und da ſie ſeit Riſchowárma aus taktiſchen Gründen geſchloſſen marſchieren muß, wird durch das Zurechtrichten einer einzigen verſchobenen Laſt ſtets die ganze Kolonne in ihrer Vorwärtsbewegung aufgehalten. Die Schneedecke verhüllt unſeren Augen die

moraſtigen Stellen und kleinen tiefen Waſſerfurchen, ſo daß die Karawane oft unverſehens ſolch unwegſames Gelände betritt, aus dem heraus ſie nur durch Umkehr oder große Umwege gelangen kann. Ein ſtändiges Erkunden der Wege iſt vonnöten und der Kraftverbrauch von Menſch und Tier groß.

Aber bei allem Ungemach bringt dieſer Tag doch noch etwas Angenehmes. Die Ma-fus beginnen, unter ſich uneinig zu werden und haben ſich aus dieſem Anlaß ſchon wiederholt gegenſeitig geprügelt. Dieſer Zank ſah mich als lachenden Dritten. Wurde es doch hierdurch dem Leiter der ganzen Karawane leichter, ſeinen Willen durchzuſetzen.

Dr. Tafel hatte heute den Verſuch gemacht, den Matſchu zu überſchwimmen, doch er mißlang infolge der ſtarken Strömung. So blieben wir denn an das rechte Ufer gefeſſelt und mußten auf die geplanten kleinen Vorſtöße nach Norden in das Amnye-Maltſchin hinein verzichten.

Unſere tägliche Marſchleiſtung wechſelte in den letzten Wochen zwiſchen 10 und 25 km. Demnach konnten wir nach Ausſage der Ngolok bei gutem Wetter in drei Marſchtagen Töpa erreichen. Unausgeſetzt fiel Regen und Schnee, und die grundloſen Stellen am Ufer vermehrten ſich und wurden zuſehends ſchlechter paſſierbar. Die Pferde und Ochſen verſanken oft bis an die Ohren im Schlamm, und wenn mit vieler Mühe und Not die erſchreckten Tiere endlich wieder auf feſteren Grund gebracht waren, zeigte es ſich oft, daß die Getreide- oder Zuckerſäcke ganz oder zum Teil durch Waſſer verdorben waren. Auch Ta-tſchang, der ſtets meinen Photographenapparat auf dem Rücken trug, mußte oft ein unfreiwilliges Moorbad nehmen, da er, ganz entgegen ſeinen tibetiſchen Genoſſen, gar keinen Inſtinkt für das Gelände beſaß, meiſt ganz unbrauchbare Wege wählte und die Karawane wiederholt in ungangbares Gebiet führte.

Kurz nach dem Lagerplatze vom 4. auf den 5. September verengt ſich das Tal plötzlich; der Matſchu durchſägt in einem wilden Engpaß den felſigen Kern eines oſtweſtlich durchlaufenden maſſigen, aber nicht

über 500 m hohen Rückens, holt zu einer kleinen Schlinge aus und verfolgt dann Südoſtrichtung. (Siehe Bild 35.) Inmitten dieſer Klauſe ſtießen wir in einer ſchwachen Einbuchtung auf ein verfallenes kleines Lamakloſter. (Siehe Bild 36.) Zwei mächtige mannshohe Gebetsmauern bilden das einzige gute erhaltene Bauwerk. Große Schiefertafeln, die mit dem tibetiſchen Gebet „Oṃ ma-ṇi pad-me hûṃ“*) beſchrieben und bekratzt ſind, liegen dort in halber Mannshöhe aufeinander aufgeſchichtet, kleine Kammern freilaſſend, die zur Aufnahme von beſonders wertvollen und heiligen, in Farben ausgeführten Gebeten und Bildern ſowie der Opfergegenſtände dienen. Lange Papierrollen mit aufgemalten Gebeten, gewöhnliche Steine, in die Gebete eingekratzt ſind, und kleine Stückchen Tuch bildeten hauptſächlich die Opfergaben. An den Ruinen waren Stricke gezogen, an denen bunte Lappen hingen; auch an den ſeitlich errichteten kleinen Holzpyramiden waren Strickchen geſpannt, woran mit Gebeten beſchriebene Papierchen und Tücher flatterten. (Siehe Bild 37.)

Zum Andenken an dieſen heiligen Platz ſteckte ich mir einige kleine Gebetstafeln ein, und dann ritten Ta-tſchang und ich, dem großen Bogen des Matſchu folgend, bis zur Einmündung eines ſtarken Nebenflüßchens, des Koko-oſútſch,**) der Karawane voraus.

*) Es iſt dasjenige Gebet auf Erden, das wohl am häufigſten geſprochen, gedruckt, geſchrieben und durch Gebetsautomaten abgehaſpelt wird. Die Lamas glauben, daß bereits ein einmaliges Herſagen dieſes Gebetes unberechenbares Heil bringt. Es heißt „Oh, das Kleinod im Lotus! Amen!“

Unter dem Kleinod verſteht der Lama den Bôdhiſattva Avalokiteçvara, der unendlich oft aus dem Kelch der Lotusblume geboren ward und deſſen Dhâraṇî (Bannformel) das obige Gebet iſt.

Oṃ iſt der myſtiſche Name der Gottheit, mit dem ſchon in einem Vedahymnus das Abſolute bezeichnet wird; es bildet den Anfang der Gebete. ma-ṇi heißt Kleinod, Edelſtein. pad-me iſt der Lokativ von padma, Lotus. hûṃ entſpricht unſerem Amen, es bildet den Schluß der Gebete. Die Formel iſt Sanskrit.

**) Entſtellt aus mongoliſchem Koko-oſiu (geſchrieben Kuku-uſun) „Blauwaſſer“, blauer Fluß? Möglich, daß das tich, welchem wir auch in Schatórrtſch begegnen, nur verſtümmeltes tſch'u (tibetiſch Waſſer, Fluß) iſt.

Als wir ungefähr 3 km von der Einmündungsſtelle dieſes Fluſſes in den Matſchu entfernt waren, kamen große Reitermaſſen in Sicht, die auf dem diesſeitigen Matſchu-Ufer unſerer Karawane entgegen zu reiten ſchienen, aber vorläufig noch durch den waſſerreichen Koko-oſútſch von uns getrennt waren. Meine Karawane war den Augen dieſer Reiter anſcheinend noch entzogen, denn die Ngolok begannen bereits den Koko-oſútſch zu überſchwimmen. Die Lage war für uns nicht ſehr angenehm, und es war geboten, ſo ſchnell als möglich mit unſeren Leuten die Verbindung aufzunehmen. Obwohl wir ſo eilig, als es mit unſeren müden Pferden ging, den Koko-oſútſch talabwärts ritten, gelang es doch nicht mehr, vor den Ngolok das Talende zu erreichen. Bei den ſteilen Hängen der Talrücken des Koko-oſútſch und der numeriſchen Überlegenheit der tibetiſchen Reiterſchwärme war jetzt ein Entrinnen oder ein Erreichen der Karawane, ſelbſt auf Umwegen, zur Unmöglichkeit geworden. So glaubten wir uns ſchon in dieſem Keſſel gefangen.

Ungefähr 60 Reiter hatten den Koko-oſútſch bereits paſſiert und ſein Tal abgeſperrt, als drei in rote wallende Mäntel gehüllte Ngolok auf uns zuritten und uns aufforderten, die Waffen zu ſtrecken. Sie hatten anſcheinend noch keine Kenntnis, daß wir zu einer Karawane gehörten, obwohl ſie nach ihren Äußerungen bereits über die ſonderbare Karawane mit den Kiſten, die ſich von Riſchowárma her im Anmarſch befinden ſollte, unterrichtet waren. Ta-tſchang erzählte wieder ein neues Märchen und log, daß wir Abgeſandte des Kaiſers von China wären. Gläubige Zuhörer fand er nicht, denn ſtatt uns freizulaſſen, winkten ſie die anderen Reiter herbei, ſo daß uns alsbald ein ſtattlicher Kreis von raubdurſtigen Ngolok umgab, die unter vielem Geſchrei und Zanken über unſer Schickſal beratſchlagten. Ta-tſchang flüſterte mir zu, daß wir es hier mit den Soldaten von Riſchowárma zu tun hätten, die von unſerem Anmarſche bereits benachrichtigt wären und uns abzufangen beabſichtigten; ſie kämen von einem Kampfe mit feindlichen tibetiſchen Stämmen zurück.

Diesmal wäre es uns ſicher an den Kragen gegangen, wenn uns nicht ihre lange Unſchlüſſigkeit und ihr ſchwerfälliger Kriegsrat, die Hauptſchwäche der Ngolok, Rettung gebracht hätte. Eine Viertelſtunde, die mir allerdings wie eine Ewigkeit erſchien, war vergangen und die Karawane hatte dadurch Zeit gewonnen, näher zu kommen, ſich gefechtsbereit zu machen und mit mir in Fühlung zu treten. Auch die Ngolok hatten inzwiſchen durch ihre Späher Nachricht von dem Anmarſch der Kolonne erhalten und ſetzten ſich bis auf zwei Dutzend Reiter ſofort gegen ſie in Marſch. Das allgemeine Durcheinander benutzten wir, um das Tal des Koko-oſútſch zu verlaſſen und in das Haupttal zu gelangen. An einer vorſpringenden Felswand, die uns den Rücken und eine Flanke deckte, von der aus wir uns auch gegen eine Übermacht eine Zeitlang hätten verteidigen können, ſaßen wir ab und machten uns ſchußfertig. Inzwiſchen wichen die Reitertruppen langſam zurück, während auf der anderen Seite, alſo oberhalb vom Matſchu, bereits die vorderen Teile der Karawane auf ungefähr 300 m ſichtbar wurden.

Da ich Dr. Tafel bei der Karawane vermutete, auch die chineſiſchen Soldaten ſich diesmal ganz geſchickt benommen und den Vormarſch gegen mich dicht am Rande einer hohen ſteilen Terraſſe, alſo unter Sicherung ihrer linken Flanke, ausgeführt hatten, mißglückte die unfreundliche Abſicht der Ngolok, die vielmehr planlos die Kolonne umſchwärmten. Der Reiterſchwarm teilte ſich allmählich in Gruppen zu je 30 Mann, die in Abſtänden von 100 m einander talaufwärts folgten. Aber immer neue Trupps kamen vom Matſchu unterhalb, überſchwammen den Koko-oſútſch und folgten den anderen. Jede Gruppe hielt vor unſerer Karawane, erkundigte ſich über das Wohin und Woher, und manchmal drängten dieſe dreiſten Räuber ſo dicht heran, daß ſie mit erhobenem Gewehr und Püffen entfernt werden mußten. Jeder Reitergruppe wurde die Fabel von unſeren 50 ſchüſſigen Gewehren erzählt, und jeder Führer ſchien hierauf ſeiner Abteilung Verhaltungsmaßregeln zuzurufen. Wenn dieſe Leute den Zuſtand der Karawane, die Minderwertigkeit unſerer

Bedeckung und die geringe Anzahl unserer Waffen erkannt haben würden, hätten sie mit uns wohl kurzen Prozeß gemacht.*)

Diese Truppenmacht von Rischowárma bestand ausschließlich aus gut berittenen Männern und wehrfähigen Burschen. Jeder dritte Mann hatte an einer langen Leine ein Handpferd, das mit Proviant für mehrere Tage, aber mit nicht mehr als 25 Pfund beladen war. Sämtliche Leute führten lange Holzlanzen, an deren Enden geschmiedete Eisenspitzen festgebunden oder festgenagelt waren. Jeder trug ein Schwert, ein Gewehr und ein langes Messer im Gürtel. Wunderhübsche scharfgeschnittene Charakterköpfe waren nicht selten unter ihnen, fast alle hatten einen kühnen Zug im Gesicht, der, trotz des Schleiers, zu erkennen war. Die Reiter hatten sich nämlich entweder zum Schutz gegen den blendenden Schnee oder gegen den Wind oder vielleicht auch, um unerkannt zu bleiben, Tuchfetzen oder Lederstücke mit Löchern für die Augen vors Gesicht gebunden. Auffallend viele dieser wilden Kerle trugen Vollbärte und eine große Anzahl besaß Narben am Schädel und Körper. Einige hatten Arm oder Kopf eingebunden; man sah sofort, daß diese Gesellschaft von einer blutigen Fehde zurückkehrte. Ein paar Reiter wurden sogar durch ihre Kameraden im Sattel gehalten, und einer, dem ganz schlimm mitgespielt worden war, ritt hinter seinem Kameraden auf dem Pferde, sich an diesen anklammernd. Man hätte glauben können, hier eine vom Kampfe zurückkehrende Landsknechtsschar vor sich zu haben. Die typische einfache Kleidung, die schrillen unartikulierten Laute und die eigentümlichen Pfiffe zeigten, daß wir hier eine wohlgeübte tibetische Truppe vor uns hatten. Die Ngolok kamen von Artschüng, wo sie eine Vermittlerolle gespielt haben wollten. Anscheinend hatten sie aber zuerst ihren Zweck nicht erreicht oder vielleicht für ihre Tätigkeit nicht genug

*) Wie ich schon früher erwähnte, waren uns die Unsicherheit über unsere Persönlichkeit und der Ruf furchtbarer Waffenwirkung schon hierher vorausgegangen und hatten die Ngolok zu dieser Zurückhaltung veranlaßt. Auch schienen sie mit der russischen Expedition Kozloff unliebsame Erfahrungen gemacht zu haben, denn einige, die uns für Russen gehalten hatten, hielten sich ängstlich abseits.

Entschädigung erhalten, kurzum, sie wollten sich schließlich ihr Recht mit Waffengewalt verschaffen, waren aber hierbei schlecht gefahren und suchten sich jetzt auf andere Weise durch Raubzüge Ersatz. Sie befanden sich auf dem Wege nach Chokúrma.*)

Wir waren froh, als sich die letzte Truppe verzogen hatte und wünschten ihr noch recht viel Erfolg zu ihrer Räuberei, was die fidelen Kerle mit einem lauten Gelächter erwiderten. Für einen Witz sind die Ngolok immer zu haben, und ein guter Witz am rechten Ort zur rechten Zeit verfehlt bei ihnen nie seine Wirkung. Hoffentlich bekommen wir es mit dieser Gesellschaft nicht mehr zu tun, so dachte wohl jeder von uns, denn in ihrer Mitte vergeht selbst unerschrockenen Personen das Witzemachen.

Schon glaubten wir uns sicher, als zwei Reiter im Galopp auf uns zurückkamen; es waren Unterhäuptlinge, die mit uns noch einmal Verhandlungen zu führen wünschten. Die ganze Reiterschar hatte sich inzwischen talaufwärts am Matschu bei dem zerfallenen Kloster mit der Gebetsmauer zum Kriegsrat versammelt, dessen Ergebnis den beiden Häuptlingen alsbald durch zwei nachgesandte Reiter mitgeteilt wurde. Man wollte über unsere Herkunft genauere Angaben haben, besonders aber über unsere Bewaffnung, die Zahl unserer Gewehre und den Inhalt der Kisten.

Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der höchste Häuptling, dessen Sohn wir in Rischowárma als den liebenswürdigen Kavalier kennen gelernt hatten, schon einige Tage vorher mit einer Reitertruppe talaufwärts vorausgeritten war. Dies war günstig für uns, denn ohne das Einverständnis ihres ersten Häuptlings wollten sie anscheinend nichts unternehmen. Nach einer längeren Besprechung empfahlen sich die beiden Unterhäuptlinge und die Reitermassen setzten ihren Marsch fort, während eine Reiterpatrouille in großem Abstand zur Beobachtung unserer Karawane folgte. Es stand zu erwarten, daß die Räuber in der Nacht zurückkehren und unser Lager überfallen würden, um Rache an uns zu nehmen,

*) Ein anderer Name für Rischowárma.

weil wir Opfergegenstände von der heiligen Stätte, der Gebetsmauer, entwendet hatten. Unser böses Gewissen ließ uns diese Nacht nicht schlafen. Glücklicherweise hatten die Ngolok aber in ihrer eifrigen Beratung die Verrichtung ihrer Andacht*) vergessen und so das Fehlen der geopferten Steintafeln auch nicht bemerkt. Ich bereute das Sacrilegium an den lamaischen religiösen Gegenständen bitter und schwor mir, künftighin meine Sammelwut zu zähmen.

Wir überschwammen den in mehrere tiefe Arme verzweigten reißenden Koko-osútsch und waren froh, als wir dieses Hindernis zwischen uns und der feindlichen Reiterschar wußten. Dicht am Matschu angelehnt, bezogen wir eine für die Verteidigung günstige Lagerstelle. Wider Erwarten verlief auch diese Nacht ungestört, dafür aber hatte Dr. Tafel an dysenterieähnlichen Erscheinungen zu leiden. Eine tibetische Reiterpatrouille folgte am nächsten Tage, dem 6. September, der Karawane.

Nach mehrstündigem Marsche auf der rechten Steilterrasse des Matschu-Ufers erstieg ich, nachdem Hau und Ta-tschang nach dem Lagerplatz vorausgesandt worden waren, einen hohen Gipfel der rechten Talumrandung. Der Aufstieg erfolgte über die steinigen, mit Buschwerk überdeckten Hänge, dann einem mit Schnee überzogenen Grat entlang zum Gipfel. Trotz des schönen klaren Wetters blies ein eisiger Wind, der die Glieder erstarren machte. Die Fernsicht von oben aus war nicht so großartig, als man erwarten durfte. Weit und breit ein endloses Meer von Kämmen und Kuppen des Sandsteingebiets des Matschu. Nur selten eine überragende Höhe, nur selten ein markantes Profil. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe sich hier vor Tausenden von Jahren eine weite Ebene ausgebreitet, die im Lauf der

*) Die Räuber von Rischowárma wie ihre Volksgenossen überhaupt pflegen beim Auszug zum Kampfe und zum Raub Buddha mit Opfersteinen, die sie auf den Gebetsmauern niederlegen, günstig zu stimmen. Hätten sie das Fehlen der Opfergaben bemerkt, wäre der Verdacht des Opferraubs natürlich in erster Linie auf uns gefallen. Ausgiebige Rache an uns wäre nicht ausgeblieben, umsoweniger, als Buddha ihren Bitten, ihnen Glück in der Fehde gegen Artschúng zu verleihen, kein Gehör geschenkt hatte.

Zeit von den Naturkräften in eine überall gleich hohe Höhenlandſchaft mit eingekerbten Tälern umgeſtaltet worden war, in denen Waſſer zum Matſchu niedergehen. Als einzige hervortretende Erhebung erkennen wir das Amnye-Maltſchin im Norden.

Beim Abſtieg ſtieß ich auch hier wieder auf viele Feuerſtellen der Ngolok und große Haufen Kuhmiſt, die zum Teil in kleinen, aus Steinen gebauten, 0,5 m tiefen, überdeckten Kellern vor Näſſe geſchützt lagen.

Den ganzen Nachmittag über bellte der Riſchowärma-Hund und verleidete uns das Arbeiten. Da dieſes Tier gar keinen Nutzen für die Karawane hatte und uns nur abwechſelnd biß, wurde es erſchoſſen; der zweite Tote an dieſem Tage. Am Vormittag war uns nämlich ſchon auf dem Marſche infolge Überanſtrengung ein Hammel eingegangen.

Am 7. September begegneten wir einer großen Yakkarawane in Begleitung mehrerer Ngolok, die auf unſere Fragen überhaupt keine Antwort gaben und ſcheu an uns vorbeiritten. Schon von der Ferne hatten ſie laute Gebete angeſtimmt, wahrſcheinlich um uns, die böſen Geiſter, dadurch ſich vom Leibe zu halten und das vermeintliche Unglück zu beſchwören. Dieſer Tag war für mein Pferd beſonders anſtrengend geweſen, weil die Orientierung in dem hügeligen Gelände den Aufſtieg auf zwei Gipfel notwendig gemacht hatte.

Die Nacht vom 7. zum 8. September verbrachten wir an der Einmündung eines ſtarken Baches, des Schatörrtſch, in den Matſchu. Am Abend erfuhren wir durch einen Ngolok, der ein Handpferd vor ſich her trieb, daß der Matſchu von hier aus zu einer mächtigen Schleife nach Norden aushole und der Marſch längs dieſes Fluſſes mindeſtens eine Woche in Anſpruch nehme. Er wiſſe, ſo verſicherte er, einen näheren Weg, alſo eine Abkürzung dieſer Schleife; dieſer führe den Schatörrtſch-Bach aufwärts nach Tópa. Von dort aus müſſe man einem weiteren Fluß abwärts folgen, der dann wieder zum Matſchu führen würde. Dieſen könnten wir in zwei bis drei Tagen auf dieſe Weiſe mit ſtarker Wegkürzung wieder erreichen, was wegen der Übermüdung unſerer Tiere für uns doch von Bedeutung ſein müſſe. Da die Ausſagen des Alten

glaubhaft erſchienen, umſomehr weil tatſächlich der Matſchu nach einigen Kilometern Oſtſüdoſtlaufes nach Norden abbog, ſo folgten wir ſeinem Rat.

Später ſtellte ſich aber heraus, daß uns der Wegweiſer zum beſten gehabt hatte und uns mit dem ſtarken Lager von Dodi (Tópa) in Berührung bringen wollte. Außerdem gewann ich ſpäter auf Grund der Geländebeſchaffenheit und der vorherrſchend nordweſt-ſüdöſtlichen Streichrichtung der Rücken den Eindruck, daß es wenig wahrſcheinlich ſein dürfte, daß der Matſchu an dieſer Stelle zu einer acht Tagemärſche, alſo etwa 220 km langen Schleife nach Norden ausholen würde. So gern ich vor Verlaſſen dieſes Fluſſes noch eine aſtronomiſche Ortsbeſtimmung ausgeführt hätte, ich mußte darauf verzichten, um keine Zeit zu verlieren und den Ngolok, die uns ſicher bereits in größeren Maſſen auf den Ferſen waren, keine Gelegenheit zu geben, uns zu umgehen und unſeren weiteren Vorſtoß in das Herz ihres Gebietes zu verhindern. Seit dem 30. Auguſt waren wir ja auf unſerem Marſche faſt unmittelbar nach Süden begriffen und noch war die entſcheidende Änderung unſerer Marſchrichtung, die Abſchwenkung nach Oſten längs des weſt-öſtlichen Laufes des Matſchu, nicht begonnen! Erſt wenn dies der Fall ſein ſollte, hoffte ich, Zeit und Gelegenheit zur Ausführung einer Ortsbeſtimmung zu haben und mich bei einem etwaigen Überfall in der alsdann bereits eingehaltenen Ortsrichtung weiter durchzuſchlagen.

Der Vormarſch längs des Schatörrtſch paßte auch beſſer in mein Programm, das ungefähr von dieſer Stelle aus einen Vorſtoß in die Bayenkara-Kette vorſah. Von dem letzten hohen Gipfel aus hatte ich feſtgeſtellt, daß dieſe große Kette im Süden nahe an den Matſchu herantritt; ſo hoffte ich, von den Quellen des Schatörrtſch aus einen Abſtecher in die Bayenkara-Kette wagen zu können.

Das Tal des Schatörrtſch iſt eng, die Talhänge ſteil und hoch. In der Mitte ſeines Laufes öffnet ſich ſeitlich ein tiefes breites Nebental, in dem wir eine große Zeltanſiedlung entdeckten. Im oberen Tale paſſierten wir gegen Mittag eine weitere, Bargunánſa. Herden von Yaks und

Schafen weideten im Tale und an den ſaftigen Hängen der zurücktretenden Höhen. Bei unſerem Nahen trieben die tibetiſchen Jungen und Weiber ihre Herden raſch aus dem Tal in die geſchützten ſeitlichen Talmulden oder ins Lager. Die Leute hatten anſcheinend Angſt vor uns, zum mindeſten glaubten ſie, wir wären Räuber. Da im Tale ſelbſt wegen der ſumpfigen Bodenbeſchaffenheit keine Zelte aufgeſchlagen waren, gelangte ich mit Ta-tſchang unbeanſtandet an dem langen, auf der linken hohen Uferterraſſe angelegten Lager vorbei; allerdings folgten uns mehrere Reiter, die aber bald umkehrten, als ſie erkannt hatten, daß wir nichts von ihnen wollten.

Die Karawane war noch viele Kilometer zurückgeblieben; wir folgten vom Lager aus einem kleinen rechten Nebenflüßchen des Schatörrtſch aufwärts und betraten alsbald eine 4 km breite, mit Tümpeln bedeckte, plateauartige Waſſerſcheide, welche die bisherigen Talbegrenzungsrücken im Weſten und Oſten ſattelartig verbindet. Einige Ngolok, welche die Neugierde nicht zu unterdrücken vermochten, waren uns von neuem gefolgt; ſie ſtellten die üblichen Fragen an uns, wurden aber unhöflich und ſagten uns gerade ins Geſicht, daß wir Europäer ſeien und daß wir hier nichts zu ſuchen hätten. Wir wunderten uns, daß dieſe Leute, die doch weit in der Übermacht waren, nicht von ihren Waffen Gebrauch machten. Den Grund glaube ich darin zu finden, daß ſie damit rechneten, daß wir in der Fortſetzung dieſes Weges von ſelbſt in das Weſpenneſt hineinliefen und die Ngolok dortſelbſt dann infolge ihrer großen Kopfzahl und guten Bewaffnung ohnehin leicht mit uns fertig werden würden. Wohl deshalb ließen ſie uns unbehelligt und rüſteten ſich nur dazu, uns unſere Flucht Schatörrtſch abwärts abzuſchneiden. Als unſere Bargunánſa-Tibeter eingeſehen hatten, daß uns ihre Drohungen und Schimpfreden gleichgültig ließen, kehrten ſie unter Ausrufen von Verwünſchungen nach Bargunánſa zurück, das inzwiſchen die Karawane erreicht hatte.

Im Oſten der Waſſerſcheide ragte ein hoher Felsgipfel auf, der zur Beſteigung und zur Orientierung einlud. Da ich von dort oben aus auch

einen Überblick über die Bayenkara-Kette zu erhalten und möglicherweiſe einen Anmarſch für einen Vorſtoß in dieſes Gebirge erkunden zu können hoffte, nahm ich mir vor, mit meinem Pferde den Gipfel zu erſteigen. Hau erhielt vorher noch die Angabe der Stelle für den Lagerplatz mit dem Auftrag, dort die Ankunft der Karawane abzuwarten. Ta-tſchang ſollte nach Eintreffen der Packtiere den Photographenapparat, den er heute aus Gründen der Vorſicht bei der Karawane zurückgelaſſen hatte, auf den Gipfel nachbringen.

Der Aufſtieg war infolge des brüchigen und ſcharfkantigen Geſteins ſchwierig, und das Pferd mußte oft raſten, um Atem zu ſchöpfen. Auf lange Strecken überdeckten tiefe Schneehalden die Trümmerfelder; ſie waren ganz hart gefroren und deshalb auch für das Pferd ohne Mühe zu überſchreiten. Das letzte Stück des Aufſtiegs war jedoch infolge glatten Geſteins und einer ſteilen Schutthalde ſchwierig. Oben breitete ſich eine mit Schutt und Felstrümmern überdeckte Ebene aus, die nach Süden zu mäßig anſtieg und dort ihren höchſten Punkt erreichte. Nach den übrigen Seiten zu fiel dieſer eigenartige Berg in jähen Abſtürzen, oft ſenkrecht, zu Tal ab, ſchauerliche Felsſchluchten und gähnende Abgründe bildend. Nur gegen die Waſſerſcheide zu waren die Hänge ſchräg geböſcht, da hier Schuttmoränen und Trümmerhaufen dem Fuße des Berges vorgelagert waren. Nach Südweſten zu ſetzte er ſich in einem ſchmalen Grat, der bald in eine breite Zunge überging, gegen die Bayenkara-Kette fort.

Von oben bot ſich ein herrlicher Rundblick. Im Weſten und Südweſten ſtrich die mächtige Bayenkara-Kette vorbei, an dieſer Stelle am nächſten gegen den Matſchu zu vorſpringend. Zu beiden Seiten der Zunge, die uns mit dieſer Kette verband, gingen im oberen Teile weite flache Tälchen hernieder, die ſich raſch in die gegen den Matſchu zu vorgelagerten Vorberge eingruben und ſich, je näher ſie dem Gelben Fluß kamen, um ſo ſchärfer einkerbten, um vielfach ſchluchtartig die Talbegrenzungsrücken des Matſchu zu durchbrechen, bevor ſie in dieſen einmündeten. Nach Nordweſt und Südoſt zu liefen von der Bayenkara-

Kette aus, die wie eine mächtige Mauer geradlinig mit ſcharfen Knickungen den Matſchu-Lauf im allgemeinen auf 100 km begleitete, zu der Zunge, auf deren Endpunkt wir ſtanden, parallele Rücken gegen den Gelben Fluß vor, die ſich in endloſen aufeinanderfolgenden Kuliſſen hintereinander lagerten. Der Blick nach Oſten und Südoſten zeigte wie früher das endloſe Meer von weiten Rücken, ohne jede Abwechſlung, während im Nordnordoſt auf etwa 100 km Entfernung zwei mächtige Eisrieſen aufragten, die zum weſtlichen Teile des Amnye-Maltſchin gehören. Im Nordnordweſt überblickt man das ganze Tal des Schatörrtſch und nach Südoſt zu ein weiteres, das von der Waſſerſcheide aus niedergeht und dem ich abwärts zu folgen beſchloß. Von Tópa war nichts zu ſehen. (Siehe Bilder 38, 39, 40.)

Ich war ſchon ungeduldig geworden, weil Ta-tſchang mit dem photographiſchen Apparat noch nicht erſchienen war. Hinter der Bayenkara-Kette ballten ſich dunkle Wolken zuſammen, aus denen Blitze zuckten und die raſch näher zu kommen ſchienen. Bald grollte der Donner, ſchwefelgelbe Hagelwolken und mächtige ſeltſame Wolkengebilde, denen die Sonne Glanzlichter aufſetzte und tiefdunkle Schatten verlieh, zogen ſich im Nordweſten zuſammen. Ein Gewitter, von einem Berg aus beobachtet, iſt, wie unſere Alpenfreunde verſichern, ein Hochgenuß, aber an Herrlichkeit und Großartigkeit dürfte doch ein ſolches Naturereignis in Tibet alles andere übertreffen. Unglaublich raſch und mit elementarer Wucht ſetzen in dieſen Gebieten die Naturerſcheinungen ein, aber ebenſo ſchnell, wie ſie gekommen, verſchwinden auch dieſe an ſchauerlicher Schönheit und der ganzen ungezügelten Macht der Naturkräfte ſo überreichen Vorgänge. Kurz vor Ausbruch des Gewitters kam endlich Ta-tſchang, der ſich verſtiegen hatte, in Sicht; mühſam ſchleppte er ſich bergan; die dünne Luft machte ein raſches Fortkommen unmöglich.

Kaum war das Rundpanorama photographiſch aufgenommen, als denn auch das Unwetter losbrach. Blitz auf Blitz entfährt den ſchwarzen Wolkenlagen. In hundertfachem Echo geben die Berge das Donnergetöſe wieder. Mein Pferd kauert am Boden im Schnee zuſammen und zittert

am ganzen Leib. Ta-tſchang betet unaufhörlich. Ein dichter Hagelſchlag fährt nieder, während die Sonne das Gewölk durchbricht und dem Bergland große Sonnenflecke aufſetzt. Der übrige Teil der Umgegend bleibt in tiefes Dunkel gehüllt, das nur auf kurze Zeit, wie durch mächtige Scheinwerfer, durch die elektriſchen Entladungen der tief herabhängenden Wolken erhellt wird. Krach auf Krach folgt, und es ſcheint, als ob ſich der felſige Berg ſpalten will und mächtige Teile in die Tiefe abſtürzen ſollen. Noch ein greller Blitzſtrahl, eine gleichzeitige, ohrenbetäubende Detonation, dann lacht die liebe Sonne wieder am Himmel, und im raſchen Wolkenfluge, ſo wie es gekommen, verabſchiedet ſich das Gewitter; die mächtigen Wolkenballen verziehen ſich unter dem Glanze des Sonnenlichts nach Südoſt, wo der Himmel noch auf lange Zeit von einer ſchwarzen Wolkenwand verdeckt bleibt.

Da Ta-tſchang ein Gewehr bei ſich hatte, war der Aufenthalt auf der hohen Kuppe während des Unwetters nicht ungefährlich geweſen. Der Abſtieg ging raſch vor ſich, bald ſetzte leichter Nebel und dann wieder Hagel ein.

Der 9. September begann mit Schneetreiben und eiskaltem Nordoſtwind, der uns die Graupeln gerade ins Geſicht peitſchte. Gleich nach Verlaſſen der Waſſerſcheide ſenkte ſich ſüdlich von der Zunge, die von der Bayenkara-Kette heranſtrich, ein tiefes Tal mit einem anſehnlichen Bach hinab. Das Tal war ſtark bewohnt, auch im Haupttale, dem wir abwärts folgten, mehrten ſich die tibetiſchen Herden und Lagerplätze. Insbeſondere die kleinen verkohlten tellergroßen Stellen mit den drei Steinen zum Aufſetzen des Kochtopfes deuteten auf eine ſtarke Benutzung dieſes Weges, denn gerade dieſe kleinen behelfsmäßigen Feuerſtellen werden ausſchließlich von kleinen Trupps und einzelnen Reitern gebraucht.*) Da die Ngolok im allgemeinen nur auf begangenen, ſicheren

*) An derartigen Feuerſtellen pflegen die Tibeter kurz zu raſten und abzukochen, während ihre Pferde geſattelt bleiben und weiden. Mit täglichen Marſchleiſtungen von 40 bis 80 km kommen ſie auf dieſe Weiſe raſch vorwärts, und bei ihrer großen Genügſamkeit brauchen ſie nur wenig Gepäck, was ihrem Fortkommen ebenfalls förderlich iſt.

Pfaden in so geringer Anzahl marschieren, so war anzunehmen, daß wir hier nahe bei einem großen Platze und auf einer stark begangenen Straße waren.

Die Herde aus Erde und Lehm werden immer häufiger; oft liegen sie zu Dutzenden beisammen, einige von ihnen waren noch warm und in anderen glomm noch die Asche. In dem 500 m breiten Tale verbrachten wir ungestört eine Nacht; den ganzen Abend hindurch hatten wir noch Reiter beobachtet, die talauf- und talabwärts zogen, aber sämtlich in großem Bogen unser Lager umritten.

Am 10. September erweiterte sich das Tal noch mehr, und bald wurden in der Ferne große Hammel- und Yakherden sichtbar und nach wenigen Kilometern ein Zeltlager. Einzelne Reiter kamen uns entgegen, dann ganze Reitertrupps, die sich über unsere Absichten erkundigten und sich recht sonderbar verhielten. Sie fragten nur immer, gaben aber selbst keine Antwort. Ihre wetterfesten Züge schienen wie versteinert und ihr schweigsames Verhalten deutete auf nichts Gutes. Sie musterten uns drei Reiter und begleiteten uns bis zum Lager, das schon zu Tópa gehörte.

Dicht beim Lager mündet von Westen ein starker Nebenfluß ein und beide gehen dann als Dátzü*) vereint nach Südosten und Osten weiter, um alsbald nach Norden abzubiegen. Wir hatten in der hiesigen Ansiedlung einen geographisch wichtigen Punkt erreicht. Hier trafen nämlich die Wege von Sung-p'an-t'ing, Tsiámdo und die längs des Matschu zusammen. Da die Ngolok in dieser Ansiedlung nicht sehr zahlreich waren — ich zählte nur 85 Zelte — und die Aufnahme gerade keine feindselige war, beschloß ich, dem rechten Nebenfluß einige Kilometer aufwärts zu folgen und dann einen Lagerplatz auszusuchen.

Die nächsten Tage sollten von dort aus zu einem Vorstoß in diesem Tälchen aufwärts in die Bayenkara-Kette benutzt werden. Die Richtung des Tälchens zeigte nämlich unmittelbar auf die Kette zu, und es hatte

*) Der Oberlauf, dem wir von der Wasserscheide aus abwärts gefolgt waren, heißt Dótzü. (tzü wohl tibetisch tsch'u = Wasser, Bach).

den Anſchein, als ob ſich in ihm der Pfad befände, der über die Bayenkara-Kette nach Tſiámdo ginge.

Da die Erſteigung der Nordſeite der Bayenkara-Kette, die mit dem Nordhang des Tſ'in-ling in ſeinem mittleren Teile Si-an-fu—Hing-an-fu Ähnlichkeit hatte, mit der Karawane unmöglich ſchien, beabſichtigte ich, ſie am Fuße zurückzulaſſen und den Paß nur mit einer Handkolonne zu betreten. Der Abſtieg jenſeits, alſo hinab in das Quellgebiet des Yang-tſi-kiang, ſchien leichter zu ſein als der Aufſtieg an den jäh abfallenden, ſchroffen Felſenwänden.

Um der noch weit zurückgebliebenen Karawane den Weg weiſen zu können, hieß ich meine Begleiter nahe den Zelten abſitzen. Während ich dort obige Betrachtungen anſtellte, bewirteten uns die Tibeter mit Milch, Tee und getrocknetem Hammelfleiſch. Wir hielten es aber für ratſamer, davon nichts zu verſuchen, da ein Vergiftungsverſuch nicht ausgeſchloſſen war. Indes verhielten ſich die Tibeter ziemlich zutraulich und verſprachen ſogar, Yaks und Hammel zum Kauf ins Lager zu bringen. Dieſer plötzliche Umſchwung zeigte deutlich, daß ſie ihrer Sache noch nicht ſicher waren, daß ſie vor allem noch zweifelten, ob wir wirklich Europäer ſeien. Das Gerücht vom Anmarſch von Europäern war uns auch hierher ſchon vorausgeeilt, doch die Tibeter ſchenkten ihm vorläufig noch keinen Glauben, vielleicht weil wir uns gegen ſie, ganz entgegen ihrer Erwartung und ihrer Vorſtellung über die Europäer, freundlich verhielten. Im andern Falle hätte uns auch unſere Freundlichkeit nichts mehr genützt; der Europäer iſt einmal in Tibet verfehmt und wird es wohl auch noch lange bleiben.

Der Haß gegen den Europäer wird aus wohl begründeten Abſichten von den Lamas genährt und beruht angeblich auf religiöſen Gründen. Vielleicht wird er in den Grenzgebieten des nordöſtlichen Tibet auch noch durch chineſiſchen Einflüſſe geſchürt, aus Furcht vor der Handelskonkurrenz oder aus politiſcher Eiferſucht. Dieſe Tóba-Leute fragten uns z. B. geradezu, ob wir wirklich Europäer ſeien, worauf wir ihnen unſere tibetiſch geſchriebenen Päſſe zeigten und ihnen

die Verſicherung gaben, wir ſeien Chineſen aus Kaſchgar, kämen alſo von der „Neuen Grenze“. Ein Schreibkundiger beſtätigte die Richtigkeit unſeres Paſſes, und da keine Lamas, alſo keine Hetzapoſtel anweſend waren, löſte ſich das Mißtrauen auch diesmal alsbald in Wohlgefallen auf.

Inzwiſchen war die Karawane eingetroffen. Von einigen Dutzend Reitern begleitet, zogen wir in dem Seitental auf einer hohen, breiten Terraſſe aufwärts. Je weiter wir vordrangen, um ſo mehr Ngolok zogen ſich zurück, und ſonderbarerweiſe wurde ihr Verhalten mit jedem Kilometer talaufwärts unfreundlicher; als wir das Lager aufſchlugen, verließen uns die letzten unter Fluchen und Drohungen. Wir konnten uns den plötzlichen Umſchwung nicht erklären und erfuhren erſt ſpäter, daß wir ſchwer gegen die Regeln der tibetiſchen Sitte verſtoßen hätten und daß wir uns hierdurch den Haß des Tópa-Stammes zugezogen hatten. Da wir damals unſerer Schuld noch unbewußt geweſen waren, betrachteten wir dies ſonderbare Verhalten der Tópa-Leute als nichts Außergewöhnliches und glaubten dieſe auch bereits wieder ausgeſöhnt, als ſie nachmittags zehn Hammel und drei Yaks zum Kaufe herbeibrachten. Wir fanden auch nichts Verdächtiges dahinter, als gegen Abend mehrere kleine Reitertrupps unſerem Lager einen Beſuch abſtatteten und bei dieſer Gelegenheit, wie wir nachträglich erfuhren, ohne Scheu unſer Lager ausgekundſchaftet und an die Chineſen recht verfängliche Fragen geſtellt hatten.

Ganz entgegen der Sitte, die Gewehre vor Betreten eines fremden Lagers zurückzulaſſen oder zum mindeſten über den Rücken gehängt zu tragen, waren ſie mit den Gewehren in der Hand ins Lager gekommen. Vor dem Abſitzen hatte jeder dieſer Reiter die Lanze mit der Eiſenſpitze nach oben in den Boden geſtoßen. Ihre kleinen, aber leiſtungsfähigen Pferde hatten ſie alsdann inmitten unſerer Tiere an einer Leine, die an der Lanze befeſtigt wurde, angebunden. Auch viele Knaben, die wie die Alten bewaffnet waren, hatten ſich eingefunden. Es hatte alſo ganz den Anſchein, als ob die Erregung der Gemüter vom Vormittag vergeſſen

wäre. Aber Ta-tſchang, der die Leute genauer beobachtet hatte, glaubte deutlich bemerkt zu haben, daß ſich hinter dieſer Scheinheiligkeit ein bitterer Groll verbarg. Auch aus den Geſten und den Reden von Tópa-Leuten, die ſich unbeobachtet glaubten, entnahm er nichts Gutes.

Auch die chineſiſchen Händler aus Sung-p'an-t'ing, die wir hier in Tópa angetroffen hatten, benahmen ſich, gleich den Ngolok, recht ſonderbar gegen uns. Wir mißtrauten ihnen vom erſten Augenblick an. Sie hatten ausſchließlich tibetiſche Ma-fus und führten ungefähr 50 Laſten Tauſchartikel mit ſich, meiſt Felle und Tſamba. Uns Vorräte zu verkaufen, weigerten ſie ſich und nannten uns vom erſten Augenblick an mit dem chineſiſchen Schmeichelnamen „weiße Teufel". Da dieſe Händler im allgemeinen vier Monate in tibetiſchen Plätzen zu verbleiben pflegen und infolge ihres langen Aufenthaltes dort auch großen Einfluß beſitzen und ihr Rat, als der weit gereiſter Leute gewöhnlich ausſchlaggebend iſt, ſandte ich gegen Abend Hau und Ta-tſchang zu den Mohammedanern. Sie ſollten ihnen große Geſchenke überbringen, um ſie für uns günſtig zu ſtimmen, und ſie bitten, uns nicht mit dem Namen Europäer öffentlich zu benennen.

Gleichzeitig ſollten meine Chineſen verſuchen, von den Händlern Nahrungsmittel zu erſtehen. Wir hatten ja nur noch 17 Säcke mit Getreide, konnten alſo höchſtens noch 50 Tage mit dem Proviant reichen, und dies nur unter der Vorausſetzung, daß von jetzt an für die Leute bloß eine halbe Ration täglich verabfolgt würde. Ta-tſchang ſollte ferner die Kaufleute zu beſtimmen verſuchen, durch einen tibetiſchen Eilboten gegen eine glänzende Belohnung einen Brief nach Sung-p'an-t'ing befördern zu laſſen. Ta-tſchang hätte gar zu gern den einträglichen Auftrag ſelbſt übernommen, das heißt, wenigſtens das Geld dafür eingeſtrichen. Aber wer ſollte dieſem verſchlagenen Halbblut trauen? War es doch zweifellos, daß er ſich mit dem Gelde auf Nimmerwiederſehen verabſchieden würde, ohne überhaupt an die Ausführung ſeines Auftrages zu denken! Außerdem wollte ich den ſprachen- und ſittenkundigen Mann nicht entbehren. Bis ſpät am Abend hatte mich Ta-tſchang mit

Bitten beſtürmt und ſo wurde es ſchließlich zu ſpät, ihn mit Hau noch am ſelben Tage zu den Kaufleuten zu ſchicken. Nach Einbruch der Dunkelheit weigerten ſich die beiden Chineſen natürlich, das Lager zu verlaſſen, da ſie behaupteten, die Tibeter würden ſie, wenn ſie nachts eingefangen würden, umbringen. Sie verſicherten, ſie hätten ſogar gehört, daß man unſer Lager in der Nacht zu überfallen beſchloſſen habe, weil uns einer der chineſiſchen Kaufleute an die Tópa-Leute verraten habe. Trotz dieſer wenig beruhigenden Gerüchte verging die Nacht ohne Störung.

Am Morgen ſetzte heftiges Schneetreiben ein, und nur mit Mühe ließen ſich Hau und Ta-tſchang bewegen, endlich zu den Mohammedanern abzureiten. Wir blieben unterdeſſen im Lager, um auf alle Möglichkeiten gefaßt zu ſein. Um 11 Uhr bereits kamen die Ma-fus wieder, begleitet von einem Baſtard ohne Zopf und in tibetiſcher Kleidung. Sie überbrachten die unangenehme Kunde, daß ſie von dem Kaufmann recht ſchlecht aufgenommen worden ſeien und daß er ihnen nicht einmal den üblichen Tee vorgeſetzt hätte. Der mitgebrachte Baſtard wollte meinen Brief befördern, aber nur unter der Bedingung, daß er für jeden Tag 9 Mark erhalten würde. Die ſchlimmſte Nachricht aber war eine regelrechte Kriegeserklärung, die uns der Tópa-Stamm durch die mohammedaniſchen Kaufleute übermitteln ließ.

Es wurde vorhin ſchon angedeutet, daß wir gegen die tibetiſchen Gebräuche ſchwer gefehlt hatten. 200 m von unſerem Lagerplatz entfernt, dicht an dem Ta-lu, der auf der linken Talſeite liegt, war auf der Terraſſe, auf der wir lagerten, ein großes Obo erbaut. Wir hatten am Tage vorher dieſen, ungefähr zimmerhohen Steinbau für einen Getreideſpeicher gehalten und nicht im geringſten daran gedacht, daß dieſer ein heiliges Monument, ein Obo, darſtellte, das zu religiöſen Zwecken errichtet worden war; wir hatten deshalb ohne Bedenken in ſeiner Nähe das Lager aufgeſchlagen. Hierdurch war nun, nach Ausſagen der mohammedaniſchen Kaufleute, die Kultſtätte entweiht und entheiligt worden. Die Tópa-Leute ſeien infolgedeſſen, ſo jammerte Ta-tſchang, bitter gegen

uns erzürnt. Um das Unglück voll zu machen, war außerdem noch der Lehrer Li, der am Tage vorher auf meinen Wunſch dieſen Steinbau abgezeichnet hatte, bei dieſer Tätigkeit beobachtet worden. Li war allerdings ſchon am Tage vorher mit der Überzeugung zurückgekommen, daß es mit dieſem Steinbau eine beſondere Bewandnis haben mußte, denn man hatte ihn, während er in ſeinem Notizbuch ſchrieb, mit Steinen beworfen und mit Waffen bedroht. (Siehe Bild 41.) Die Tópa-Leute behaupteten nun, ſie hätten aus unſerem ungehörigen Verhalten gegen ihre Heiligtümer erkannt, daß wir Europäer ſeien, alſo Menſchen, die öffentlich ihre Unkenntnis tibetiſcher Gebräuche und hierdurch ihre Nichtzugehörigkeit zu den den Ngolok befreundeten Stämmen bewieſen hätten. Ta-tſchang und der Baſtard überbrachten ſchließlich noch die beſtimmte Aufforderung des Tópa-Stammes, ſofort den Platz zu verlaſſen und den Rückmarſch anzutreten.

Sowohl die mohammedaniſchen Händler als auch die Tibeter hatten ſich geweigert, meinen Ma-fus Proviant oder Tiere zu verkaufen; die Tópa-Leute waren ſogar ſo weit gegangen, Hau und Ta-tſchang das Näherkommen an ihre Zelte unter Bedrohung mit der Schußwaffe zu verbieten.

Tópa hatte uns alſo regelrecht den Krieg erklären laſſen und wie bei uns, ſo folgte auch dort dieſer Kriegserklärung die Mobilmachung des Heeres. Auch hier wurden die ſtreitbaren Männer verſammelt, auch hier wurde Kriegsrat gehalten und ein einheitlicher Feldzugsplan beſchloſſen. Der regierende Häuptling dieſer ausgedehnten Ngolok-Anſiedlung, die aus mehreren Plätzen beſtand, wohnte zwei Tagemärſche entfernt im Nordoſten, in Tóyung*). Schon am Tage vorher war er von unſerer Oboſchändung in Kenntnis geſetzt worden.

Es beſtand kein Zweifel mehr, wir waren *als Europäer erkannt*. War doch ſchon am Tage vorher Kóu gefragt worden, was denn der Mann mit dem gelben Barte und den blauen Augen (damit

*) Tópa beſteht aus mehreren Anſiedelungen. Die bedeutendſten ſind Dodi und Dóyung.

war ich gemeint) im Lande der Ngolok überhaupt zu ſuchen hätte. Dieſer Mann, ſo hieß es, ſei ſicher ein Europäer und als ſolcher ſollte er doch wiſſen, daß das Betreten Tibets für ihn verboten ſei. Auch die Tópa-Leute würden nie geſtatten, daß die heiligen Wege der Ngolok von Europäern benutzt und entweiht würden.

Unter dieſen Umſtänden war ein Vorſtoß in die Bayenkara-Kette zur Unmöglichkeit geworden. Auch verſchlimmerte ſich unſere Lage bedeutend, da wir vom Matſchu abgekommen und in ein dicht bevölkertes Gebiet gelangt waren; wir hatten die zur Verteidigung und Sicherung unumgänglich notwendige Anlehnung an den breiten Matſchu aufgegeben und befanden uns nun mitten in einem Hochgebirge, aus dem heraus wir ohne ortskundige Führung unmöglich den Weg oſtwärts auf Sung-p'an-t'ing*) hätten finden können. Da wir auch keinen Führer für den direkten Weg nach Sung-p'an-t'ing erhalten konnten, entſchloß ich mich, auf jeden Fall möglichſt ſchnell nach dem Matſchu zu gelangen, dieſem ſtromab zu folgen und von ſeinem S-förmigen Knie aus Sung-p'an-t'ing zu erreichen. Allerdings ſprachen auch einige Punkte gegen dieſe Wahl des Weges. Vor allem war es ein riskantes Unterfangen, beim Marſche Dátzü abwärts mit der Karawane die Anſiedelung Tópa zu durchqueren. Doch wir hofften dies ganz unbemerkt am frühen Morgen ausführen zu können, um dann in Eilmärſchen in ein bis zwei Tagen an den Matſchu zu gelangen. Und früher als in ein bis zwei Tagen konnte die Garniſon der weit voneinander getrennten Teile der Anſiedlung Tópa auch nicht mobil gemacht werden. Hatten wir bis dahin den Fluß erreicht, ſo konnten wir dem Angriff, ſelbſt einer weit überlegenen Macht, ſchon viel ruhiger ins Auge ſehen. Auch war zu bedenken, daß der Marſch nach Sung-p'an-t'ing entlang des Matſchu

*) Direkt nach Oſten ſoll ein Weg, der ſich bei Gakürr am Matſchu mit einem anderen, der von NW. herzukommt, vereinigen ſoll, über Knába, eine Stadt mit Steinhäuſern, nach Sung-p'an-t'ing führen. Für eine Karawane rechnen die Tibeter zur Zurücklegung der Strecke Tópa—Sung-p'an-t'ing bei einer täglichen Marſchleiſtung von 30 bis 35 km 28 Marſchtage.

viel weiter war, als der direkte Weg (33 Marſchtage zu 35 bis 45 Li). Bei dem geringen Proviant — wir hatten jetzt nur noch 15 zum Teil ſchon angebrochene Getreideſäcke — erſchien dies Unternehmen außerdem geradezu gefährlich, doch ich rechnete damit, daß wir im Notfall unſere Kiſten und das ſchwere Gepäck, wie Zelte uſw., opferten und die Tragtiere zu Nahrungszwecken ſchlachteten. Waren doch ſchon jetzt zwei unbepackte Yaks übrig, und da ein ſolches Tier für drei bis vier Tage Nahrung gibt, ſo konnten wir mit unſeren Lebensmittel im Notfall für die lange Strecke ausreichen.

Den ganzen Tag über hatte uns dichtes Schneegeſtöber an die verhängnisvolle Lagerſtelle nahe dem entheiligten Obo gefeſſelt. An die Fortſetzung des Weitermarſches war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken geweſen. Erſt ſpät am Abend klärte ſich das Wetter etwas auf und ließ uns in der Ferne einige Reiterpatrouillen erkennen, die uns beobachteten.

Die Nacht verlief ruhig, Kóu und ein Soldat hatten Wache. Obwohl unſere Lage heikel genug war — wir hatten doch am gleichen Tag die Kriegserklärung erhalten — verletzten dieſe ſtumpfſinnigen Chineſen ihre Pflicht als Wachtpoſten gröblich, beide hatten die ihnen angewieſenen Plätze verlaſſen und waren eingeſchlafen! Kóu hatte noch dazu verſäumt, uns vor Sonnenaufgang zu wecken. Dies empfanden wir um ſo unangenehmer, als beabſichtigt war, am 12. September den Vormarſch talabwärts zum Matſchu anzutreten und in aller Frühe die Ngolok-Anſiedlung unbemerkt zu durchſchreiten. Durch die Nachläſſigkeit des Ma-fus war es aber gerade heute ſehr ſpät geworden, die Sonne ſtand bereits am Himmel, als die Karawane endlich marſchbereit war. Kóu erhielt als Strafe zwei Nachtwachen zudiktiert. Da in der Nacht niemand das Lager überwacht hatte, fehlten zu allem Unglück am Morgen ein Hammel und ein Yak.

Vielleicht um uns über ihre Abſichten zu täuſchen oder noch vor dem Kampfe ihr bewegliches Eigentum zu verkaufen, trieben uns am Morgen einige Ngolok ganz gegen ihre Kriegsgeſetze einige Yaks zu.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Blick auf die Bayenkara-Kette.

(Bilder 38 und 40 Fortsetzung hierzu rechts und links.)

(Aufgenommen am 8. September 1904 von einem Gipfel nahe der Wasserscheide Schatórrtsch—Dózü.)

Im Hintergrunde Süden.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Blick auf die Bayenkara-Kette.

(Fortsetzung des Bildes Nr. 39 nach rechts.)

(Aufgenommen am 8. September 1904 von einem Gipfel nahe der Wasserscheide Schatörrtsch-Dötzü.)

Auf dieſe Weiſe — ſo dachten ſie — erhielten ſie nach dem erhofften glücklichen Überfall nicht nur ihre Yaks wieder, ſondern waren auch noch im Beſitze des Kaufpreiſes, hatten ſich alſo zu ihrem Beuteanteil noch rechtzeitig einen anſehnlichen Silberwert beiſeite geſchafft. Nach Abſchluß des Kaufes wieſen wir die Tópa-Leute aus dem Lager, da ſie jede Ecke im Lager offen ausſpionierten und ſogar die Frechheit hatten, ganz planmäßig mit der Aufnahme unſeres Inventars zu beginnen. Ihr Auftreten war ſehr entſchieden und ihr Gebahren ſowohl, wie ihre Reden herausfordernd. Sie behielten zwar ihre Gewehre auf dem Rücken und hatten ihre Lanzen nicht mit ins Lager gebracht, aber Vorſicht war doch geboten.

Noch kurz vor Aufbruch hatte ſich unſere kleine Hammelherde losgeriſſen; als wir eingeſehen hatten, daß jeder Verſuch, der Tiere lebendig wieder habhaft zu werden, ausgeſchloſſen war, erſchoſſen wir die Hammel und banden ſie auf die Yaks. Dies führten wir vor den Augen der Ngolok aus, die ſich anſcheinend über unſer raſches Handeln nicht genug wundern konnten. Dann ſtiegen wir von der hohen Steilterraſſe in die Talebene hinab, überſchritten den ſtarken, in zwei Arme geteilten reißenden Fluß und folgten ihm am rechten Ufer talabwärts. Nach vielen Marſchſtockungen waren wir endlich in Höhe der Anſiedlung, die wir ſchon zwei Tage vorher paſſiert hatten, angelangt. Zu unſerer Freude konnten wir feſtſtellen, daß die Maſſe der Zelte jenſeit des Dátzü lag, wir alſo von der Anſiedlung durch ein ſtarkes Hindernis getrennt waren. Wir hatten demnach Ausſicht, den Marſch talabwärts unbehindert fortzuſetzen. Die dem Fluſſe näher liegenden Zelte waren von den Bewohnern geräumt. Frauen, Kinder und Greiſe ſowie einige wehrfähige Männer beobachteten aus weiter Entfernung unſeren Vorbeimarſch. Von Reitern ſah man nur wenige, und es ſchien, als ob die männliche Bevölkerung ſamt den Pferden zum größten Teil die Anſiedlung verlaſſen hätte. Vor jedem Zelt waren an Stangen Schnüre geſpannt, die mit weißen Papierchen und Stofflickchen behängt waren, genau ſo, wie wir es in Riſchowárma geſehen hatten.

Das Tal knickt alsbald an einer engen Stelle bei einem Felsturm nach Nordoſten ab. In dieſer Enge überholten uns auf der anderen Flußſeite mehrere Reiter, die uns aber keinerlei Beachtung ſchenkten. Der Vormarſch vollzog ſich in Ordnung und ohne Störung, und meine Chineſen wurden hierdurch bald wieder in ihre verderbenbringende Sorgloſigkeit eingewiegt.

Allmählich erweiterte ſich das Tal, und nahe der Einmündung eines rechten Nebenflüßchens in den Dätzü verbrachten wir die Nacht. Am Abend waren noch mit Töpa befreundete Ngolok, Männer und Frauen, von einer Anſiedlung jenſeit des Dätzü herbeigekommen. Sie wollten Vieh gegen Seidentücher und Silber eintauſchen. Gegen einen ſechsläufigen Revolver mit 50 Patronen, den ich in Deutſchland um 2,80 Mark erworben hatte und der mehr ein Spielzeug als eine Waffe darſtellte, kaufte ich Milch, Salz und Schmuckſachen von den Frauen. Ta-tſchang, der ſtets da auftauchte, wo er das ewig Weibliche witterte, ging mit Freuden auf meinen Vorſchlag ein, abends die tibetiſche Geſellſchaft nach ihrem Heim zu begleiten und dort den Tauſchhandel fortzuſetzen. Er nahm eine alte Biskuitblechbüchſe als Milchkübel mit und noch am gleichen Abend kam er mit einem halben Sack Salz und einem Stück Butter zurück, die er hier um 1,40 Mark erſtanden hatte. Milch verweigerten die Tibeter herzugeben, da die Sonne bereits untergegangen war.*) Auch gelang es Ta-tſchang nicht, weitere Schmuckſachen zu erhalten, da die Witwe, mit welcher er in Fühlung getreten war und die ihre Vermittlerdienſte angeboten hatte, vorgab, ihren Schmuck dem verſtorbenen Herrn Gemahl mit ins Gumba (Grab) gegeben zu haben. Ein größeres Tauſchgeſchäft war leider nicht zuſtande gekommen, die Entſendung Ta-tſchangs war aber doch nicht zwecklos geweſen; er brachte wertvolle Aufſchlüſſe über die Töpa-Leute zurück, ſowie die Gewißheit, daß die Ngolok jenſeits des Dätzü noch nicht von der Mobilmachung gegen uns Kenntnis erhalten hatten. Die Leute benahmen ſich auch

*) Ebenſo auffallend iſt ihr Gebrauch, die Lieferung von Milch zu verweigern, wenn ſie glauben, daß ihre Kühe erkrankt ſind.

freundlich gegen uns und hielten uns vorläufig noch für alles eher, als für Europäer. In zwei Tagen, ſo meinten ſie, könnten wir bei guten Marſchleiſtungen den Matſchu erreichen; wir würden dort keine Zelte antreffen. Dieſe Nachricht war für mich natürlich von größtem Werte, weil ſie die Möglichkeit vergrößerte, hierdurch den ſich rüſtenden und verſammelnden Tópa-Leuten zuvorzukommen und vor ihnen den Matſchu, unſere ſchützende Anlehnung, zu erreichen.

Auch am 12. September verlor die Karawane ein Mitglied, den Verſuchshund. Wir hatten dafür aber das Glück, in Tópa einen Überläufer in unſere Karawane aufnehmen zu können in Geſtalt eines großen häßlichen Hundes, der ſich weder durch Schläge noch durch Schrotſchüſſe vertreiben ließ. Da er uns Europäer ausnahmsweiſe nicht beläſtigte, durfte er bleiben, dafür wurde aber der bisherige Verſuchshund erſchoſſen, denn er war zu nichts brauchbar und hatte ſich in letzter Zeit ſogar erdreiſtet, den dritten Kameraden, unſeren wachſamſten Hund, heimtückiſch anzugreifen und zu beißen.

Am 13. September verzeichnete ich in meinem Tagebuche: Gleich bei Beginn des Marſches war der von rechts kommende Nebenfluß zu überſchreiten. Die Hunde überſchwammen ihn mit der Kolonne wohlbehalten, doch der „wachſame" Hund konnte am anderen Ufer wegen deſſen Steilheit nicht ans Land kommen. Ich rettete ihn, und hierfür zeigte er ſich gegen mich auch bis zu ſeinem baldigen Tode dankbar. In geſchloſſener Marſchordnung ging der Weitermarſch talabwärts am rechten Ufer des Dátzü vor ſich. Wir begegneten einzelnen Reitern, die uns ſcheu auswichen. Manchmal trafen wir Zelte an, doch alle ſchienen wie ausgeſtorben und die Folge war, daß die Chineſen meine Anſicht verhöhnten, der Stamm zöge uns nach und wir würden noch mit ihm zu tun bekommen.

Nach einem ausgiebigen Marſche in Nordrichtung hielten wir in einer Entfernung von 2 km gegenüber einer kleinen Anſiedlung. Tatſchang wurde dorthin entſandt, um Erkundigungen einzuziehen und Milch zu kaufen. Er kam mit guten Nachrichten zurück, deren erfreu-

lichſte die war, daß er zwei mohammedaniſche Kaufleute gefunden habe, die nach T'au-tſchóu zögen und ſich erboten hätten, die Beförderung der Briefe nach dorthin und von dort weiter nach Lan-tſchóu zu übernehmen. So hatte ich denn endlich Gelegenheit, an meine Frau Nachricht zu ſenden. Im ſtillen fürchtete ich damals ſchon, daß es vielleicht ein letztes Lebenszeichen ſei, das meine Frau von mir erhalten würde. Damit dies ſicher in ihre Hände gelangte, entſchloß ich mich, den Lehrer Li den beiden Mohammedanern zuzuteilen. Li ſollte von hier aus in Verkleidung dem Matſchu abwärts bis zum S-förmigen Knie folgen und von dort aus nach Norden und Nordoſt mit den Mohammedanern den Weitermarſch auf T'au-tſchóu fortſetzen. Von T'au-tſchóu war es ihm dann ja ein leichtes, Lan-tſchóu, ſeine Heimatſtadt, zu erreichen und den Brief an meine Frau und einen anderen an den Amban zu beſorgen. Der Anſchluß Lis an die Mohammedaner brachte auch noch weitere Vorteile, einen für Li ſelbſt und den anderen für die Wiſſenſchaft.

Für Li ſelbſt konnte die Ausſicht, von der gefährdeten Karawane loszukommen, nur erwünſcht ſein; auch ſollte er auf dieſe Weiſe nach menſchlicher Berechnung viel früher als wir nach Hauſe kommen. Li begrüßte auch freudigſt dieſe Gelegenheit, raſcher heim zu gelangen, und ich war froh, den geängſtigten armen Mann noch vor den mit den Ngolok ſicher bevorſtehenden Reibereien in Sicherheit zu bringen; wußte ich doch, welche Strafen uns im Falle der Gefangennahme für die frevelhafte Entweihung des heiligen Obos bevorſtanden und ferner, daß wir uns von nun ab den Weitermarſch dem Matſchu entlang erſt erzwingen mußten. Da Li ein völlig unbekanntes Gebiet dicht öſtlich des Matſchu-Kniees nordſüdlich durchqueren ſollte, ſo waren auch von dieſer, von der Karawane getrennt ausgeführten Reiſe neue wichtige Nachrichten zu erwarten.

Bis ſpät am Abend ſchrieb ich noch einen langen Brief an meine Frau. Es iſt eine Ironie des Schickſals, daß dieſer Brief ſamt ſeinem Überbringer viel ſpäter nach Si-ning-fu gelangte, als ich ſelbſt.

Als wir uns zur Ruhe begeben wollten, ließen ſich die beiden Mo-

hammedaner Niu und deſſen Kollege anmelden. Gleich im erſten Augenblick machten dieſe im Gegenſatz zu ihren früher angetroffenen Stammesgenoſſen einen günſtigen Eindruck. Beide trugen einen bis zu den Knieen reichenden, aus dunkelblauem Stoff hergeſtellten Kaftan, der um die Hüften mit einem ſchwarzen Tuch zuſammengehalten war, hohe chineſiſche Lederſtiefel und als Kopfbedeckung eine der in Sſï-tſch'uan üblichen breitrandigen Filzmützen. Beide hatten glattraſierte Geſichter; die Zöpfe trugen ſie aufgerollt unter der Mütze.

Gegen eine Entſchädigung von 50 Mark zeigten ſie ſich bereit, Li unter ihren Schutz zu nehmen und ihn nach T'au-tſchöu zu geleiten. Als Bedingung ſtellten ſie aber, daß Li das große Kruzifix, das er ſtets offen auf der Bruſt an einer Kette trug, verberge, um ſich nicht dadurch den Ngolok ſowohl als auch den übrigen mohammedaniſchen Händlern und ihren tibetiſchen Dienern gegenüber verdächtig zu machen. Niu beabſichtigte nämlich, mit ſeiner Karawane von hier nach Tópa zu ziehen, um ſich dort mit Kollegen zu vereinigen. 800 Mann ſtark wollten ſie dann an Knába, der berüchtigten Ngolok-Zentrale, vorbei nach Sung-p'an-t'ing beziehungsweiſe T'au-tſchöu in ihre Heimat reiſen.

Li freundete ſich raſch mit ſeinem Befreier an und war erſtaunt, als Niu ihn beſchwor, nie den anderen mohammedaniſchen Händlern und ihrem tibetiſchen Gefolge gegenüber ein Wort verlauten zu laſſen, daß er früher im Dienſt von Europäern geſtanden habe. Es wurde vereinbart, daß Li in tibetiſcher Kleidung als mohammedaniſcher Händler die beiden Kaufleute begleiten ſolle. Um Li für alle Fälle ſicherzuſtellen, ſollte er am nächſten Tage 100 Taels (260 Mark) erhalten, die er auf der Reiſe in ſeinem faltigen Rock verwahrt laſſen ſollte. Dieſe Summe war dazu beſtimmt, nicht nur ſeine täglichen Bedürfniſſe zu decken, ſondern ihm auch Gelegenheit zu geben, kleinere, mich intereſſierende ethnographiſche Gegenſtände einzukaufen oder ſie im ſchlimmſten Falle als Löſegeld zu gebrauchen. Ein Pferd, einen Sack Mehl, eine Tafel gepreßten Tees, Notizbücher und andere Kleinigkeiten ſollte er aus der Ausrüſtung der Karawane bekommen.

Am 14. September beim erſten Morgengrauen wurde es im Lager lebendig, mußten doch für Li, der heute mit ſeinen neuen Freunden ſcheiden ſollte, noch alle die vielen Dinge aus den Beſtänden der Expedition ausgeſucht werden, um die er gebeten hatte, oder ohne die er nicht leben zu können glaubte.

Ein klarer, wolkenloſer Himmel blickte auf uns nieder, der Tau glänzte an den Gräſern, die Vögel zwitſcherten in der Luft, als die Karawane abmarſchbereit ſtand. Die beiden Kaufleute nebſt Li eilten zum Abſchiednehmen herbei. Zuerſt verichtete Niu ein Gebet, wodurch er auf uns Allahs Segen herabflehen wollte, dann verſprach er mir noch einmal hoch und teuer, auf Li acht zu geben und ihn in der Heimat geſund und heil abzuliefern. Li war vergnügt wie noch nie auf der langen Reiſe, er freute ſich, daß er *vor* uns und in Bälde ſeine Familie und ſeine Heimat wiederſehen ſollte. Jedem von uns drückte er die Hand, und mit den beſten Wünſchen verließ ich hier dieſen Chineſen, der ſich im ſtillen ſicher geſchworen hatte, nie mehr wieder an einer Expedition nach Tibet teilzunehmen.

Während ſich meine Karawane in Bewegung ſetzte, nahm uns Niu auf die Seite und warnte uns eindringlich vor den Ngolok, insbeſondere vor den Knába-Leuten, mit denen wir in der Fortſetzung des Marſches auf Sung-p'an-t'ing noch zu tun bekommen würden. Er verſicherte uns, dieſe wären ſo zahlreich wie die Sterne am Himmel und ſo räuberiſch und gewalttätig, daß ſich ſelbſt die mohammedaniſchen Händler, auf die die Ngolok doch wegen der Zufuhr von Lebensmitteln angewieſen ſeien, nur in großen Maſſen die Bezirke von Knába zu betreten getrauten. Einzeln reiſende Kaufleute, ja ſelbſt Gruppen unter 500 Mann ſeien vor den gut geſchulten und gut bewaffneten Räubern nicht ſicher. Wiederholt verſicherten uns die Kaufleute, daß wir in ein ſehr ſchlimmes Gebiet geraten ſeien, und daß wir, je weiter oſtwärts wir gelangten, um ſo größere Vorſicht walten laſſen ſollten. Nius ungekünſteltes Weſen und der Ernſt, mit dem er uns warnte, legte die Vermutung nahe, daß er von Plänen der Ngolok gegen uns, die in der nächſten Zeit zur Ausführung

gebracht werden ſollten, Kenntnis hatte und ein Unglück verhüten wollte. Er, der in Tſchungking wiederholt mit Europäern zuſammengekommen war, hatte uns auf den erſten Blick als ſolche erkannt und ſeiner Verwunderung Ausdruck gegeben, daß wir mit einer ſo ſchwachen Bedeckung das Land der Ngolok zu betreten gewagt hätten.

Mit dankbaren Gefühlen ſagten wir Niu Lebewohl und folgten der Karawane. Noch ein letztes Winken, dann entſchwanden Li und die Mohammedaner unſeren Blicken. In dicht aufgeſchloſſener Marſchkolonne, unter guter Sicherung und dankbaren Herzens gegen die Kaufleute, die uns in dieſen unwirtlichen Gebieten ſo freundſchaftlich entgegengekommen waren, bewegte ſich die Kolonne flußabwärts, um noch heute abend den Matſchu erreichen zu können.

Fünftes Kapitel.

Gerüchte über das Schickſal der Expedition.

(Aus Lis Tagebuch.)

Bevor ich mit der Schilderung der Erlebniſſe der Expedition fortfahre, ſei es geſtattet, diejenigen Stellen aus Lis Tagebuch einzuſchalten, die ſich auf die Nachrichten über das Schickſal der Expedition beziehen und kurz nach unſerer Trennung von Li im Lande der Ngolok umliefen. Das Tagebuch Lis ſoll dem Leſer ferner in groben Umriſſen ein Bild geben von dem Schickſal Lis und ſeines mohammedaniſchen Freundes Niu auf ihrer gefahrvollen Wanderung nach T'au-tſchóu.

Da Li erſt zehn Tage nach mir Lan-tſchóu erreichte, hatte ich keine Gelegenheit mehr, ſeine mündlichen Ausſagen ſelbſt zu hören. Meine Kenntnis von den Beobachtungen Lis beſchränken ſich ausſchließlich auf ſeine Tagebuchnotizen, die mich auf der Heimreiſe in P'ing-liang erreichten.

Sie ſind mit Bleiſtift in chineſiſcher Sprache aufgezeichnet und wurden von Profeſſor Dr. Forke ins Deutſche übertragen.

Die hier in Betracht kommenden Mitteilungen beginnen mit dem 15. September 1904 (dem chineſiſchen 6. Tag des 8.*) Monats) und geben uns gleichſam von der Vogelperſpektive aus ein Bild von den Schickſalen der Expedition und den Beſtrebungen der Ngolok, unſer habhaft zu werden.

*) Hiermit ſind die chineſiſchen Mondmonate gemeint.

Der Lehrer Li zeichnet das Obo von Cópa ab.

Digitized by Google

Li ſchreibt:

15. September 1904: Nach dem Abſchied von meinen Volksgenoſſen und den Europäern überſchritten wir den Datzü. Ich wurde in Nius Zelt geleitet, wo ich mit Tee bewirtet wurde, während Niu Anſtalten traf, mir ein tibetiſches Kleid zu verſchaffen.

Der Eigentümer des Zeltes, in dem Niu wohnte, war ein Ngolok namens Tſch'a-kuo-ĭr-ma. Ihm ſtellte mich Niu als ſeinen Verwandten und als Kaufmann vor. Trotz anfänglichen Mißtrauens ließ ſich der Wirt allmählich überzeugen, daß ich ein Chineſe und kein Europäer ſei.

Um 3 Uhr nachmittags ging das Gerücht um, daß der Häuptling von Tópa Soldaten abgeſchickt habe, um die Ausländer zu verfolgen. Um 5 Uhr langten auch in der Tat 400 wohlberittene und gut bewaffnete Krieger, von Tópa herkommend, vor Nius Zelt an. Da ſie vom Aufenthalt eines der Ausländer bei den mohammedaniſchen Kaufleuten gehört haben mußten, umringten ſie das Zelt und fragten Niu, ob ich einer der geſuchten Europäer ſei.

Nachdem es Niu nach vielen Mühen gelungen war, die Tópa-Soldaten von meiner chineſiſchen Abſtammung zu überzeugen, verſuchten ſie, von mir Mitteilungen über die Zuſammenſetzung der Karawane zu erlangen. Unter anderem wollten ſie wiſſen, was „der Fremdling" in ſeinen Kiſten mit ſich führe und ob dieſer beim Schlafen nachts ein Gewehr im Arm habe. Ich antwortete, daß ich über den Inhalt der Kiſten nicht unterrichtet ſei, gab aber zu, daß der Fremdling beim Schlafen ſtets ein ſchnell ſchießendes Gewehr im Arme halte.

Auch fragten ſie Niu, warum der eine Europäer ſtets eine Axt bei ſich führe, und was er damit am Fuß der Berge ſchaffen wollte!*) Vor allem wollten ſie darüber Auskunft haben, wohin der Fremde marſchiert ſei. Als ich den Soldaten durch Niu verſichern ließ, daß ich darüber nichts zu ſagen wüßte, und daß ich den Ngolok auch keine Führerdienſte leiſten könne, waren ſie ſehr aufgebracht und erklärten Niu, meine

*) Hiermit iſt Dr. Tafel mit ſeinem geologiſchen Hammer gemeint. (Anmerkung des Verfaſſers.)

Weigerung beſtärke ſie in ihrem Verdacht, daß ich ebenfalls ein Europäer ſei. Selbſt ein feierlicher Schwur Nius ſtimmte die Soldaten, die immer mißtrauiſcher wurden, nicht verſöhnlicher. Da griff Niu zum letzten Mittel und ſagte: „Wenn Li ein Europäer und kein Chineſe iſt, ſo ſetze ich meinen Kopf zum Pfande, und ihr könnt mich töten, wenn ich die Unwahrheit geſprochen haben ſollte. Ich kaufte Li den Fremden, die den armen Mann zu Tode quälen wollten, ab und rettete ſo ſein Leben. Worin ſoll nun meine Schuld beſtehen? Könnt ihr denn nicht ein Ma-ni beten?“*)

Während er ſo ſprach, weinte ich. Das ſchien Erfolg zu haben, denn die Soldaten verſicherten nun Niu, daß er ein braver Mann ſei, der mit der Rettung des Chineſen ein gutes Werk getan hätte. Zum Zeichen ihrer Hochachtung hoben ſie den Daumen der rechten Hand ausgeſtreckt nach oben. Nachdem ſie uns befohlen hatten, unter Androhung der Todesſtrafe den Platz nicht ohne ihre Erlaubnis zu verlaſſen, zerſtreuten ſie ſich, um ſich bald darauf wieder zu ſammeln und zum Gelben Fluſſe talabwärts zu reiten, und, wie mir Niu ſagte, in der folgenden Nacht den Überfall auf das Lager der Europäer auszuführen.

Während des Nachmittags kamen noch mehrere Ngolok zu Nius Zelt; jeder ſtellte dieſelbe Frage und jeder erhielt die gleiche Antwort. Offenbar war in der ganzen Umgegend das Gerücht verbreitet, daß im Zelte Tſch'a-kuo-ĭr-mas ein Europäer aufgenommen ſei. Einer erzählte ſogar, daß der Häuptling von Tópa, ein Lama zweiter Klaſſe, vor Antritt ſeines Kriegszuges durch die Wahrſagekunſt feſtgeſtellt habe, daß ſeine Streitmacht noch in dieſer Nacht der Fremden habhaft werden würde.

Bald nach dieſer Kunde langte dieſer Häuptling ſelbſt vor unſerem Zelt an. Er trug einen hohen, ſpitzen Hut von ſchwarzer Farbe mit Verzierungen aus rotem Zwirn. In beiden Ohren ſtaken große Ringe; bekleidet war er mit einem roten Gewande. Er ritt einen prächtigen

*) Ein Ma-ni beten bedeutet, jemanden, der vor dem Herrn des Himmels Gutes getan hat, Mitleid entgegenbringen. Wohl Abkürzung von Oṃ ma-ṇi pad-me hûṃ. (Anm. d. Verf.)

Schimmel und mochte wohl 30 Jahre alt ſein. Er erzählte Niu und dem Wirte,*) daß ihm prophezeit ſei, des Fremden noch in dieſer Nacht habhaft zu werden.

Gegen Abend verlangte unſer Wirt, daß ich ihm, dem Hausherrn, ein Geſchenk mache. Ich erklärte mich auch hierzu bereit, da es tibetiſche Sitte iſt, daß ein Kaufmann, der im Zelte eines Einheimiſchen Wohnung nimmt, dem Wirt ein Geſchenk gibt. Ich tat dies um ſo lieber, als ich wußte, daß der Wirt alsdann dem Reiſenden gegenüber eine ähnliche Stellung einzunehmen hat, wie der Beſitzer eines Gaſthofes gegenüber ſeinen Gäſten; er verpflichtet ſich, für deren Wohlergehen und Sicherheit mit ſeiner Perſon zu haften.

Als die Dämmerung ſchon angebrochen war und Niu ſich unbeobachtet glaubte, erzählte er mir insgeheim, daß ſich die Ngolok bei ihm erkundigt hätten, wieviel Geld ich mit mir führe. Niu war den Tibetern die Antwort ſchuldig geblieben, aber da eine körperliche Unterſuchung durch die Ngolok nicht ausgeſchloſſen erſchien, ſo hatte Niu es für zweckmäßig gehalten, mich über den Wert des mitgeführten Silbers zu befragen. Anfänglich wollte ich von den 100 Tael nichts ſagen, doch Niu beſchwor mich, offen zu ſein. „Ich hoffe doch“, ſagte er, „daß der Himmel uns Nahrung ſchenkt. Wie könnte ich es wagen, hinterliſtig zu handeln? Würde der Himmel mir wohl Reichtum verleihen, wenn ich böſe Abſichten hätte?“ Als er ſchließlich hinzufügte, mein Leben ſtünde in Gefahr, wenn die Tibeter das Geld bei mir entdeckten, übergab ich ihm das Silber mit der Bitte, es zu verſtecken.

Niu war in der Tat ein Mann, der das Recht höher ſtellte, als ſeinen perſönlichen Vorteil, denn er betrachtete nicht einmal das Geld näher und verſprach mir, es Stück für Stück wieder auszuhändigen, wenn wir an einem ſicheren Orte angelangt wären. Vorläufig hielt er es für das beſte, das Geld zu vergraben. Wir verſteckten es alſo an verſchiedenen Plätzen in und außerhalb des Zeltes, in Erdhöhlen und unter Steinen. Das gleiche geſchah mit meinen Aufzeichnungen, den

*) Der Eigentümer des Zeltes. (Anm. d. Verf.)

Briefſchaften, ſowie meinem Kruzifix. Bei dem ſtark entwickelten Spürſinn der Tibeter war es nicht ausgeſchloſſen, daß die Tópa-Leute trotz der guten Verſteckplätze dieſe Gegenſtände und das Geld finden würden; Niu gab mir zu verſtehen, daß ihn und mich in dieſem Falle der ſichere Tod erwarten würde.

Bis gegen Mitternacht herrſchte Ruhe im Tale; trotzdem war ich ſo aufgeregt, daß ich alle Nahrung verweigerte und unausgeſetzt weinte. Niu hatte es für ratſam gehalten, dem Hausherrn nochmals trotz der ſpäten Nachtzeit meine traurige Lage zu ſchildern, und ihn inſtändig zu bitten, zu verhindern, daß ſeine Stammesgenoſſen mich zurückhielten oder mir ein Leid antäten. Der Ngolok empfand ſchließlich Mitleid mit mir und verſicherte, er würde als Wirt nie dulden, daß man ſeinen Gaſtfreunden ein Haar krümmte, er werde die Rechte der Gaſtfreundſchaft heilig halten und lieber alle ſeine Rinder, Schafe und ſonſtigen Beſitzſtücke preisgeben, als ſeine chineſiſchen Freunde ausliefern. Auch verſprach er, für ſeine beiden Gäſte ein Ma-ni zu beten. Ich beruhigte mich infolgedeſſen etwas, hatte ich doch jetzt die Gewißheit, daß es auch unter den Tibetern gute Menſchen gibt.

Hier ſetzt das 6. Kapitel ein. Um das Verſtändnis der einzelnen Bruchſtücke der Aufzeichnungen Lis durch Abtrennung nicht noch mehr zu erſchweren, ſeien dieſe im folgenden zuſammenhängend wiedergegeben. Der Verfaſſer.

---

16. September 1904. (8. Monat, 7. Tag.) Nach einer unruhig verbrachten Nacht beſchloſſen wir, den tibetiſchen Wirt zu bitten, ſich in unſerem Namen zu den Tópa-Soldaten zu begeben, um dieſe zu fragen, ob wir heute den Platz verlaſſen dürften. Der Wirt erbot ſich, dieſes Geſuch an die Soldaten zu überbringen; er ritt alsbald ab, kehrte aber in auffällig kurzer Zeit zurück mit der traurigen Botſchaft, daß es den Tópa-Soldaten in der letzten Nacht gelungen ſei, die Fremden einzufangen. Zwei oder drei Mann ſeien über den Matſchu entkommen, alle übrigen ſeien niedergemacht.

Als ich dieſe Nachricht hörte, bekam ich einen tödlichen Schreck. Ich bezwang mich jedoch und ließ von meiner Erregung nichts merken, um nicht bei dem tibetiſchen Wirt Mißtrauen zu erregen.

Nach kurzer Zeit überbrachten Tópa-Soldaten eine neue Nachricht, die die erſte widerlegte. Danach ſollten ſämtliche Mitglieder der Karawane entkommen ſein; aber ſie hätten alle Ausrüſtungsgegenſtände im Stich laſſen müſſen.

Gegen Mittag langte ein großer Teil der Soldatenſchar wieder vor dem Zelte an, und die Tibeter forderten nun von Niu gebieteriſch Auskunft über meine Perſönlichkeit. Trotzdem Niu wiederum beſchwor, daß ich kein Europäer ſei, begann die Stimmung gegen mich und Niu erregt und drohend zu werden.

Gegen Abend erſchien ein Chaka*), ein beſonders ſchlimmer Geſelle und einer der Rädelsführer. Er erzählte dem tibetiſchen Wirt in Nius Gegenwart folgendes:

„Als wir geſtern Abend an die Stelle kamen, wo der Fremde ſein Lager aufgeſchlagen hatte, riefen wir dem Dolmetſch**) im Pelzrock zu, er ſolle zu uns herüberkommen und Antwort auf unſere Fragen geben. Er weigerte ſich aber und ſtatt deſſen kam ein anderer,***) der uns verſicherte, daß der Mann, der ſich geſtern von der Karawane getrennt hätte, in ſeine Heimat abgeſchickt worden ſei, um dorthin Briefe zu befördern."

Der Chaka behauptete ferner, daß beide Europäer davongekommen ſeien, und daß nur der Dolmetſch der Karawane getötet worden ſei. Er brüſtete ſich damit, daß die Tópa-Soldaten der Karawane über 20 Ochſen und Pferde, mehrere Kiſten und viel Expeditionsmaterial abgenommen hätten, gab aber auch zu, daß auf Seite der Tópa-Soldaten ein Mann gefallen ſei. Das Hauptergebnis des nächtlichen Überfalls beſtände darin, daß die Tópa-Leute durch Erbeutung des Geldes den Europäern die Möglichkeit genommen hätten, zu entkommen. „Man

*) Ein kleiner Lama. — **) Hiermit war wohl Ta-tſchang gemeint. — ***) Der Ambandolmetſch. (Anm. d. Verf.)

werde ihrer noch heute habhaft werden und ſie töten. Mit dem Händler Niu und ſeinem Freunde werde alsdann das Gleiche geſchehen."

Nach dieſer Drohung verſchwand der Chaka. Niu bat darauf den Wirt, zu einer Beratung ins Zelt zu kommen und hielt ihm nun noch einmal vor, daß er mich in uneigennütziger Abſicht gerettet habe, und daß er auch ferner Willens ſei, ſeinen chineſiſchen Freund nicht preiszugeben. Falls die Tibeter Löſegeld von ihm oder von mir fordern ſollten, ſo jammerte Niu, wären ſie beide in einer ſchlimmen Lage. Er gab an, nur noch einige Pferde und Tauſchartikel zu beſitzen, da er das wenige Geld, das er gehabt hätte, zu meinem Loskaufe hätte verwenden müſſen. Zudem habe er noch für mich zu ſorgen, denn ich wäre ein armer Mann, der gar nichts beſäße.

Der Wirt antwortete: „Wenn dem ſo iſt, ſo bleibt nichts anderes übrig, als den Soldaten, wenn ſie wiederkommen, zur Beruhigung ein Unterpfand zu geben."

Der Händler Niu zog darauf aus einem ſeiner Gepäckſtücke ein mehrere Fuß langes rotes Tuch hervor und übergab es dem Wirt. Dieſer händigte es einem außerhalb des Zeltes wartenden Soldaten aus, der ſich auf ſeinem Pferde eiligſt talabwärts in Marſch ſetzte.

Dieſes erſte Unterpfand war nur der Vorläufer eines größeren Geſchenkes an die Tópa-Soldaten. Da ein ſolches unbedingt notwendig erſchien, beratſchlagte Niu noch mit dem Wirt. Dieſer verſicherte, nach Mitteilung des Chaka würden die Tópa-Leute zum mindeſten 130 Taels Löſegeld verlangen.

Niu empfahl dem Wirt, zur Förderung dieſer heiklen Angelegenheit vorläufig ein Ma-ni zu beten, und wiederholte, daß weder ich noch er ſelbſt über eine ſo große Summe verfüge; ſein eigener Beſitz beſtände, wie er ja wüßte, aus Ochſen; hiervon könne er mir im ſchlimmſten Falle einige leihen. Im übrigen bäte er, die ganze Angelegenheit in ſeinem Namen gegen eine Entſchädigung mit den Tópa-Soldaten zu regeln.

Der Wirt ſchätzte die zu zahlende Entſchädigung auf dreißig Ochſen. Da für uns beide dieſes hohe Löſegeld unerſchwingbar war, drang

Niu abermals in den Wirt, zugunsten dieser Angelegenheit ein Ma-ni zu beten und die Tibeter zu überreden, mit zwei Ochsen als Geschenk vorlieb zu nehmen. Nach längerem Widerstreben erklärte sich der Tibeter denn auch bereit, und schließlich kam man nach langen Verhandlungen dahin überein, den Tópa-Soldaten zwei ganz hervorragend schöne Ochsen zu liefern. Diese wurden aus Nius Karawane ausgewählt, und ich zahlte ihm dafür insgeheim 64 Taels (173 Mark. D. Verf.).

Außerdem hatte der Wirt Niu bestimmt, als Buße dafür, daß er einen im Dienste eines Europäers stehenden Mann aufgenommen hätte, noch einige Taels Strafgeld hinzuzufügen. Damit würden sich nach seiner Angabe die Tibeter zufrieden geben, und er vermute auch, daß sie in Zukunft Niu und seinen chinesischen Freund nicht mehr belästigen würden. Als Dank für seine Vermittlerdienste forderte der Wirt von Niu noch eine Extragabe von 5 Taels.

Am Nachmittag ging das Gerücht, daß der kommandierende Lama noch nicht zurückgekehrt sei und daß man in den umliegenden Lagern vergebens nach ihm ausspähe. Auch mehrere Soldaten fehlten noch. Wie sich später herausstellte, waren diese unter Führung des Häuptlings noch auf der Verfolgung der Europäer begriffen. Die Soldaten, deren Haß gegen die Europäer noch durch das für sie anscheinend unglücklich verlaufene Gefecht der letzten Nacht gesteigert war, lechzten ordentlich danach, die Fremden in ihre Gewalt zu bekommen. Insbesondere richtete sich ihr Zorn gegen den Dolmetsch der Karawane, der am Abend vorher den Angreifern zugerufen haben sollte, daß im nächstfolgenden Jahre eine große chinesische Heeresmacht nach diesen tibetischen Gebieten abgeschickt werden würde, um Rache wegen ihres Überfalls zu nehmen und um die Tópa-Leute für ihr hinterlistiges und feindseliges Verhalten zu strafen. Die Ngolok waren wütend auf den Dolmetsch und versicherten Niu wiederholt, daß es ihnen ein ganz besonderes Vergnügen gemacht hätte, den Mann umzubringen.

Den Tag über plauderte ich meist mit den beiden Gehilfen des Händlers Niu, die alle denselben Namen führten und der gleichen

Familie angehörten. Es waren lauter ehrliche Leute, und nur ihrer edelmütigen Geſinnung verdanke ich es, daß ich mit dem Leben davongekommen bin. Eine kurze Äußerung ihrerſeits über meinen Auftrag hätte genügt, mich der Rache der Tibeter preiszugeben.

18. September 1904. (8. Monat, 9. Tag.) An einem regneriſchen Tage traten wir, nachdem die Tôpa-Soldaten das Löſegeld erhalten hatten, den Weitermarſch an. Zur Sicherung gegen kleinere Räuberſtämme, die ſich in dem Ngoloklande zu Dutzenden ſeitlich der kleinen Wege und des Ta-lu aufhalten, mietete Niu eine tibetiſche Eskorte. Da dieſe unausgeſetzt meine Bewegungen beobachtete, war es mir nicht möglich, genauere Aufzeichnungen über das Gelände niederzuſchreiben.

Den ganzen 18. September über ſchneite es mit kurzen Unterbrechungen, ſo daß wir mangels eines Zeltes die Nacht im Schnee ſchlafend verbringen mußten.

Es war eine harte Zeit, und das Schlimmſte war, daß uns der Schnee hinderte Tee zu kochen und Speiſen aufzuwärmen.

Heute erhielten wir die unangenehme Nachricht, daß der große Schwarm der Kaufleute ſchon abgezogen ſei. Statt deſſen trafen wir nur einige Dutzend tibetiſche Kaufleute mit tibetiſchen Pferdeknechten, die ſich uns auf dem Marſche nach T'au-tſchóu anſchloſſen. Sie waren von großem Haß gegen die Europäer erfüllt und zeigten ſich auch gegen mich im Anfang ſehr feindſelig, da ſie auch mich für einen Europäer gehalten hatten. Ich hatte alſo eine ſchwierige Stellung in der Karawane, und deshalb war es ratſam, mich aller Dinge zu enthalten, die Verdacht hätten erregen können.

Am 19. September 1904 (8. Monat, 10. Tag) gelangte unſere Karawane nach To-ïr-tſï,*) einer Anſiedlung an einem großen Nebenfluß des Matſchu.

*) Hiermit iſt die Anſiedelung gemeint nahe der Einmündung des Datzü in den Matſchu und nahe dem Überfallsplatz (Nacht vom 14. zum 15. September). (Anm. d. Verf.)

Gleich beim Eintritt in den ſtark bewohnten Platz bemerkten wir einen Lama, der vor ſeinem Zelte inbrünſtig betete und, wie ſich ſpäter herausſtellte, Buddha um Schutz für die Soldaten anflehte, die mit der Garniſon von Tópa ausgezogen waren, um dem Matſchu entlang den Europäern nachzuſetzen und ſie gefangen zu nehmen. Er hatte wohl ſchon von dem Verluſte der Tibeter durch die Europäer in der Nacht vom 14. auf 15. gehört. Der Händler Niu beobachtete im Laufe des Nachmittags noch mehrere andere Leute, die innerhalb und außerhalb ihrer Zelte ein ähnliches Bittgeſuch an Buddha zu richten ſchienen.

Die nächſten neun Tage verliefen für uns ruhig, wir hatten nur unter den Entbehrungen, die die Reiſe mit ſich brachte und unter andauerndem Schneefall ſehr zu leiden. Der Marſch führte durch ſtark bevölkerte Gebiete*) am Matſchu entlang, die Biegungen abkürzend.

Am 3. Oktober betraten wir in der Nähe eines Kloſters Ho-tzī-k'o**) und nahe der Anſiedlung An-ton den Bezirk der A-wa. An-ton mußten wir umgehen, da der Durchzug für jedermann verboten war. Gegen Abend fanden wir gerade noch rechtzeitig Obdach, bevor ein ſtarkes Hagelwetter niederging.

Am 5. Oktober 1904 (26. Tag, 8. Monat) vernahm Niu das Gerücht, daß die Europäer To-i-ïr***) paſſiert und die Tibeter dieſes Platzes mit den Europäern eine Unterredung gehabt hätten. In dieſer hätten die Fremden den Tibetern verſprochen, ihnen gegen freien Durchzug 50 Tael und ein Pferd auszuhändigen. Doch als die Tibeter zur ausgemachten Zeit am nächſten Tage kamen, um das Geld und das Pferd zu holen, wäre der Fremde bereits verſchwunden geweſen und hätte nur einige Ochſen und einige Sack Mehl zurückgelaſſen. Anſcheinend ſeien ſie in die Berge entwichen. Darüber ſeien die Tibeter ſo wütend

*) Wahrſcheinlich iſt hiermit Rémau, Artſchúng, Dýnang und Galúrr gemeint. (Anm. d. Verf.)

**) Entſpricht wahrſcheinlich dem Kloſter Gotſchún Gómba, das wir am Morgen des 20. September paſſierten. (Anm. d. Verf.)

***) Anſcheinend Kórgan. (Anm. d. Verf.)

geworden, daß der ganze Stamm ſeine Soldatenmacht zur Verfolgung der Europäer ausgeſchickt hätte. Dem Gerüchte nach ſoll dieſe bereits den Ĕr-ha-k'u-Fluß erreicht haben.

Bald darauf erſchien denn auch ein vom Bezirksſchef Mai-ka-ĭr-lu vorausgeſandter Ngolok, um Niu im Auftrag der inzwiſchen angelangten Vorhut der Soldaten zu fragen, ob er etwa über den Aufenthalt des Europäers auszuſagen vermöchte.*) Niu antwortete wie früher, er habe die Fremden nicht geſehen, aber wohl von ihrem Kommen gehört. Gegen Abend gelangte eine neue Kunde zu uns, wonach zwölf berittene europäiſche Soldaten den Verfolgern entkommen ſeien.**) Die nun folgende Nacht und, wie ſchon hier erwähnt ſein ſoll, auch die nächſten Wochen hindurch dauerte die Verfolgung an, und nicht nur die A-wa, ſondern auch noch weiter entfernt wohnende Ngolok-Stämme beteiligten ſich hieran. Wir glaubten beſtimmt, daß ſie der Europäer noch habhaft werden würden, da die A-wa, die die Verfolgung leiteten, noch viel liſtiger und ortsgewandter, daneben ſchlimmer und gewalttätiger ſind, als ihre Stammesgenoſſen, die Tópa-Leute. Niu behauptete, daß die Bewohner von A-wa im Kampf einen dreifachen kugelſicheren Panzer mit einer Lage aus Eiſenblech trügen. Gegen Abend erfuhren wir, daß auch Mai-tſang, ein Häuptling eines weit entfernten A-wa-Stammes, 200 Soldaten abgeſandt habe, um die Fremden einzufangen.

Unter dieſen Umſtänden hielten wir es für zweckmäßig, den Weitermarſch zu beſchleunigen, denn wir befürchteten, daß, wenn die Verfolgung der Europäer wiederum fruchtlos ausfiele, die Ngolok ihre Wut über das Mißlingen des Planes an uns auslaſſen würden.

*) Hier ſpricht das Gerücht wieder nur von einem Europäer. Da Dr. Tafel in Verkleidung reiſte, mochte er weniger aufgefallen ſein als ich, der ich damals nur einen chineſiſchen Pelzmantel als einziges nichteuropäiſches Kleidungsſtück trug. (Anm. d. Verf.)

**) In dieſer Nachricht werden auch unſere Ma-fus und chineſiſchen Soldaten für Europäer gehalten. (Anm. d. Verf.)

Am 8. Oktober 1904 (8. Monat, 28. Tag)*) begegneten wir einer Teekarawane, die von Sung-p'an-t'ing kam. Die Kaufleute gingen zu Fuß und verhielten ſich freundlich. Weniger liebenswürdig zeigten ſich die Begleiter tibetiſcher Karawanen, die uns in großer Zahl tagtäglich entgegenkamen oder uns überholten.

Niu führte ſeine infolge der großen Märſche raſch ermüdende Karawane im allgemeinen auf vielbegangenen Wegen und kürzte, wo es anging, dieſe ab, um dem ſich raſch verbreitenden Gerücht von der Flucht der Europäer vorauszueilen und auf dieſe Weiſe dem unangenehmen Kreuzverhör durch die tibetiſchen Häuptlinge zu entgehen. So hatte er in dem Glauben, die Gerüchte durch Eilmärſche überholt zu haben, das Machtgebiet eines einheimiſchen Beamten, der ſich Mai-ka-ĭr-lu nannte und ein ſehr ſtattlicher wohlbeleibter Mann vom Ausſehen eines dickbäuchigen Buddha war, betreten, als dieſer ſchon in persona ſich einſtellte und Niu über das Herannahen des Europäers befragte. Niu konnte nichts Beſſeres tun, als zu verſichern, daß er wohl ebenfalls von dem Europäer gehört hätte, daß er aber keine nähere Nachricht darüber erteilen könne und daß ihn auch keiner ſeiner ihn begleitenden Freunde geſehen hätte. Damit gab ſich dieſer tibetiſche Würdenträger zufrieden, aber Niu hielt es trotzdem für ratſam, dieſen Platz und ſeinen wißbegierigen Häuptling möglichſt raſch wieder zu verlaſſen.

Der Mai-ka-ĭr-lu**) iſt ein mächtiger Häuptling und ſeine Machtbefugniſſe ſind ſo groß, daß jeder Händler, der deſſen Gebiet durchreiſt, es für zweckentſprechend hält, den Beamten durch Geſchenke für ſich günſtig zu ſtimmen. Ich ſteuerte mit Niu zuſammen, und wir übergaben ihm vor dem Abmarſch ebenfalls ein wertvolles Andenken.

Die nächſten Tage führte der Marſch über rechtsſeitige, zum Teil ſtarke Nebenflüſſe des Matſchu hinweg, im allgemeinen nach Nordoſt. Die Landſtriche wurden immer ſtärker bevölkert und die Vegetation

*) An dieſem Tage ſcheint Li in der Nähe von Kuába unſere Spuren zu verlaſſen und den Vormarſch nach Norden auf T'au-tſchóu anzutreten. (Anm. d. Verf.)

**) Anſcheinend der höchſte Häuptling von Kuába. (Anm. d. Verf.)

freundlicher. Die Tibeter beginnen hier weite Flächen Waldes niederzulegen und das Holz in Kohle umzuwandeln. Zahlreiche Teekarawanen verkehren hier und die Nähe der großen chinesischen Städte T'au-tschóu und Sung-p'an-t'ing macht sich schon fühlbar.

Am 13. Oktober 1904 (9. Monat, 5. Tag) war die Karawane an die östlichste tibetische Provinz, den tibetischen Bezirk So-ma gelangt, also nahe bei der chinesischen Grenze und der chinesischen Provinz Ssï-tsch'uan. Durch Kaufleute erfuhren wir in dem Ort Sang-kan-ïr, daß die Straße nach T'au-tschóu für den Verkehr gesperrt sei und auch hier Militär aufgeboten wäre.

Unser Wirt A-pau, der erst vor 3 Tagen von dem A-wa-Stamm hierher zurückgekehrt war, teilte uns die schreckliche Nachricht mit, daß es den A-was nun doch endlich gelungen sei, die Europäer bis auf sechs Mann gefangen zu nehmen; das Geld, die Lebensmittel, die Reittiere, die Yaks und alle Bestände hätten sie erbeutet. Der Wirt freute sich ob des gelungenen Fanges und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß auch die sechs entwischten Europäer nachträglich in die Hände der A-wa fallen möchten, da für sie wenig Aussicht bestände, ihr Leben auf längere Zeit in den wilden Gebirgen zu fristen. Auch gäbe es dort viele wilde Tiere die sie zerfleischen würden. Diese Nachricht nahm uns die letzte Hoffnung auf eine glückliche Errettung der Europäer, und in gedrückter Stimmung entflohen wir in den nächsten Tagen in Eilmärschen nach Nordosten in das mit Wäldern bedeckte bergige Gelände.

Am 8. November erhielten wir in A-tsi durch Leute aus T'au-tschóu die frohe Kunde, daß „der Europäer" glücklich in Sung-p'an-t'ing angekommen sei und daß sich einige seiner Begleiter dort niedergelassen hätten und die anderen bereits auf dem Wege nach ihrer Heimat begriffen seien.

So weit die Ausführungen Lis.

Am 17. November (dem 11. Tag des 10. Monats) erreichte Li die chineſiſche Stadt T'au-tſchóu, wo er ſich von ſeinen treuen mohammedaniſchen Freunden verabſchiedete. Die dortigen amerikaniſchen Miſſionare waren ihm behilflich, ſein heruntergekommenes Äußere aufzufriſchen und die Vorbereitungen für den zweiten, aber ungefährlichen Teil ſeiner Reiſe, von T'au-tſchóu nach Lan-tſchóu, zu treffen.

Über Min-tſchóu erreichte Li endlich in vierzig Tagemärſchen ſeinen Heimatsort, wo er nach ſchweren Zeiten und nach Überwindung großer Gefahren ſeine Familie wieder begrüßen konnte.

Aus dieſen Aufzeichnungen Lis iſt zu erſehen, daß ſeit dem 14. September die Tópa-Stämme und ſpäter ſogar alle Ngolok-Stämme öſtlich von Tópa durch ihre Soldaten ein Keſſeltreiben gegen uns eröffnet hatten.

Sechstes Kapitel.

Feinde ringsum.

Doch nun wieder zurück zu unserer Karawane. — Ein starker Marsch nach Norden am rechten Ufer des Dätzü, der inzwischen zu einem ansehnlichen Flusse angeschwollen war, brachte uns am späten Nachmittag des 14. September an einen Engpaß, den wir vorsichtig durchzogen. Am gegenüberliegenden schmalen Uferrande und in den ausmündenden, sich nach rückwärts trichterförmig erweiternden Tälchen waren weitere Zeltansiedlungen der Ngolok sichtbar. Sobald wir nahten, verkrochen sich die Bewohner in ihre Zelte und trieben ihre Herden, die in der Nähe der Lagerplätze weideten, rasch in die Seitentälchen hinein. Eine allzu gute Meinung hatten diese Ngolok anscheinend nicht von uns. Das ist ja nur zu begreiflich, da sie uns, die Fremden, wahrscheinlich nach ihren eigenen Gepflogenheiten einschätzten. Nach wenigen Kilometern betraten wir wiederum eine breite, sich bald erweiternde Ebene, an deren nördlichem Ende der Dätzü in den Matschu mündet. In weitem Bogen umrahmen 400 bis 500 m hohe Rücken und Kuppen diese Talebene. Das gegenüberliegende Ufer begleiten ähnlich geformte, nur etwas niedrigere Höhen, die aber steil in den Fluß abfallen.

Ich war mit Hau und Ta-tschang der Karawane mehrere Kilometer vorausgeeilt. Es galt, nach vorn aufzuklären sowie einen zur Ver-

teidigung geeigneten Lagerplatz für die Nacht auszusuchen; hatten uns doch die mohammedanischen Händler von einer Verschwörung der Ngolok von Tópa (Dodi und Dóyung) gegen uns berichtet, weil wir das heilige Obo am Nordwestausgange ihrer großen Ansiedlung geschändet hatten.

Ein naher pyramidenförmiger Berg im Nordosten bot anscheinend den günstigsten Einblick in das umliegende Gelände. Ihn beschloß ich mit meinem Pferde zu besteigen. Meine Begleiter, deren Tiere sehr müde waren, wurden nach der Einmündungsstelle des Dátzü in den Matschu mit dem Auftrag vorausgeschickt, das Lager dicht an dieser Flußgabel, auf dem rechten Dátzü-Ufer aufschlagen zu lassen, und zwar derart, daß die Zelte nach der offenen Seite, also nicht am Flußufer zu stehen kämen, damit sie eine natürliche Deckung für die im geschützten Winkel dahinter angepflöckten Tiere bildeten. Die Steilufer des Dátzü und des Matschu sowie die ansehnliche Breite beider Flüsse boten hinreichend Schutz sowohl gegen einen Angriff von Nord und West als auch gegen einen von den Tibetern in unserem Rücken geplanten Pferderaub. Man konnte deshalb darauf rechnen, daß infolge der Vorzüge dieser Lagerstelle unsere kleine bewaffnete Schar imstande sein würde, das Lager gegen eine überlegene Macht längere Zeit zu verteidigen. Hau erhielt ferner Weisung, den weidenden Pferden für diesen Abend Eisenfesseln anlegen zu lassen und den Weideplatz ganz klein zu wählen.

Während unsere Pferde die nahe Höhe erstiegen, geleitete Hau die Karawane nach dem Lagerplatz. Schon aus der Ferne gewann man den Eindruck, daß die chinesischen Soldaten mit der Auswahl des Ortes durchaus nicht einverstanden waren und daß sich auch die übrigen Chinesen gegen meine Anordnung sträubten. Sie mochten es für bequemer gehalten haben, sofort an Ort und Stelle zu lagern und nicht noch mehrere Kilometer bis zu dem von mir bestimmten Platze mit den durch die außergewöhnlich starke Marschleistung dieses Tages ermüdeten Tieren weiter zu marschieren. Hau stimmte natürlich in den Chorus mit ein, hatte er sich doch schon, als er noch bei mir war, über mich und meine

Anordnungen luſtig gemacht und ſie als unnötig und allzu vorſichtig belächelt. Die Chineſen glaubten ſich in ihrer Einfalt wegen der großen Entfernung, die uns nach dem ſtarken Marſche von Dodi trennte, wieder in Sicherheit und hielten es für ausgeſchloſſen, daß die Ngolok uns jetzt noch irgendwie beläſtigen könnten.

Inzwiſchen hatten wir die Höhe erreicht und bewunderten ein großartiges Panorama. Auf viele Tagemärſche hinaus konnten wir die Ebene des ſandinſelreichen Matſchu einſehen, und im Norden begrenzte die weite wellenförmige Ebene die gleichförmige Amnye-Maltſchin-Kette, die ſich nur ab und zu zu einigen mit Schnee und Eis bedeckten Zacken und Rücken erhebt.

Unſer Ausſichtspunkt war das Ende einer weit nach Norden vorſpringenden Höhenzunge der Bayenkara-Kette. An ihrer öſtlichen Seite mündete muldenartig ein tiefes Tälchen, das gegen den Matſchu zu verlief. Nach Norden gegen den großen Fluß zu ſchob unſer Berg fingerartige lange Ausläufer vor, die es unmöglich machten, von hier oben aus unſere Lagerſtelle zu ſehen und die auch wohl der Karawane den Einblick in das öſtlich von unſerem Standort in die Ebene ausmündende Tälchen verwehrten. (Siehe Bild 42.)

Vermutlich wegen der verſteckten Lage dieſes Tälchens hatten mehrere Ngolok-Familien dort unten ihre Zelte aufgeſchlagen. Dutzende von dieſen ſahen wir in den guten Weidegründen, wo große Herden von Yaks, Schafen, Ziegen und Pferden an den ſtark geböſchten Hängen unter der Aufſicht von Weibern und Jungen ſich tummelten. Auf den tiefer liegenden Gipfeln, ſowohl dicht bei unſerem Standpunkt als im Talgrunde, auf Obos oder vor Zelten flattern vielfarbige Tuchfetzen, die Gebetsfahnen. Ab und zu ertönte ein dumpfer, wie durch einen Gong hervorgerufener, wohlklingender, langgezogener Ton, der ſich in ſchier unendlichen Echos nach allen Richtungen hin fortpflanzte und auf weite Entfernungen hinaus hörbar ſein mußte. Ein Zelt dieſer Anſiedlung trug beſonders viele Gebetswimpel; vor ihm war eine kleine Holzpyramide errichtet, an der große weiße Tücher befeſtigt waren. Ein

Einmündung des Dätzu in den Matschu
und Überfallstelle.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Blick auf den Matschu.
(Im Hintergrunde Nordwest.)

Mann lag vor dieſem Obo auf dem Boden und verrichtete anſcheinend mit großem Eifer ein Bittgebet. Nicht weit ab davon auf dem ebenen Platze vor dem Zelte, am Ufer eines klaren Bergbaches, winkten unausgeſetzt bewaffnete Männer nach Süden zu; mit ihren Gewehren und einem großen roten Tuche ſchienen ſie Zeichen nach dieſer Richtung zu geben. Abgeſehen von dieſen paar Menſchen aber ſchien das Lager wie ausgeſtorben.

Ta-tſchang empfahl mir, meine Aufnahmen zu beſchleunigen; zu leicht könnten unſere weithin ſichtbaren Geſtalten unſere Anweſenheit verraten. Er behauptete, daß dort unten Lamas ein allgemeines Bittgebet leiteten und es uns ſicherlich nicht gut gehen würde, wenn ſie oder einer ihrer frommen Hörer unſerer anſichtig würden, weil um dieſe Zeit die Ngolok den Aufenthalt auf den geheiligten Bergſpitzen meiden und unſere Anweſenheit in der Nähe des großen Obos uns als Fremde ſofort erkennen laſſen würde. Aus Felsbrocken, Yakſchädeln und Holzſtangen ſowie Yakmiſt war hier oben eine 2 Meter hohe Pyramide errichtet, die nun gleich der vor Todi durch unſere Anweſenheit in ihrer Nähe entweiht war. Während ich Anſtalten machte, das Rundpanorama photographiſch aufzunehmen, wurde Ta-tſchang unruhig und bat mich, ſchnell den Gipfel zu verlaſſen, da die Tibeter im Tal unſertwegen Bannſprüche herſagten und das Schlagen der Trommeln oder der Gongs gleichbedeutend mit dem Kriegsruf*) ſei, der alle umliegenden Stämme auf das Nahen einer Gefahr aufmerkſam machen ſolle. Allein vorläufig ſchien die Lage noch nicht gefährlich, das Panorama wurde denn auch noch vollends photographiert und bildet erfreulicherweiſe eine meiner beſtgelungenen Aufnahmen.

Es war ſpät geworden, als wir endlich die heilige Bergſpitze verließen, um an den grünen ſteilen Hängen hinab ins Tal zu reiten. Wir

*) Es iſt möglich, daß dieſe Annahme Ta-tſchangs eine irrtümliche iſt, denn der Lärm und das Stimmengewirr unten im Tal kann ſehr wohl gleichbedeutend ſein mit dem allabendlichen Maſſengebet der Tibeter, das ſie an die Amnye, Vorfahren, d. h. die Berggeiſter richten. Siehe Rockhill, Journey through Mongolia and Tibet, S. 130.

mußten uns ſehr beeilen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit das Lager zu erreichen. Kaum waren wir einige Minuten geritten, als mit einem Schlage das eben noch ſo ſtille Ngolok-Lager reges Leben zeigte. Wie aus der Erde gezaubert wimmelte es jetzt in dem Tälchen von bewaffneten Männern, von Weibern, Kindern und Pferden, von Hunden und kleinen Herden, und es ſchien gerade, als ob dort unten ein Volksfeſt begonnen hätte. Nach kurzer Zeit hatten ſich die nicht wehrfähigen Männer ſamt Weibern und Kindern in einem großen Kreiſe auf dem Raſen vor dem Obo am Bache niedergelaſſen, während die Krieger im Innern des Kreiſes eine Art Tanz aufführten, der mit einem dichten Gedränge abſchloß. In den Klang des Gongs, der unausgeſetzt geſchlagen wurde, miſchte ſich ſchrilles Geſchrei und dazwiſchen gellende Pfiffe und dumpfes Gemurmel wie vom Herſagen eintöniger Gebete.

Die Dunkelheit begann ſchon einzuſetzen, leichte Nebel lagerten ſich zwiſchen uns und dem Talgrunde und entzogen die Vorgänge dort weiterer Beobachtung. In kurzen Akkorden klang geſpenſtiſch der Ton des Gongs und das Maſſengemurmel durch die raſch dichter werdenden Nebel herauf, was einen unheimlichen Eindruck auf mich machte, der ſich noch verſtärkte, als von den Hängen der ſüdlichen Berge lange Züge von Karawanen oder Reitermaſſen niederzuſteigen ſchienen. Dieſer Augenblick hatte eine faſt dramatiſche Wirkung: die erregte Phantaſie malte ſich in dieſen wenigen Sekunden in dunkelſten Farben den Zuſammenbruch meines ganzen Unternehmens aus. Hatte Ta-tſchang recht, waren wirklich die mächtigen Stämme von Dodi und Döyung im Anmarſch, um uns mit ihren Maſſen zu erdrücken oder war die Erzählung von der Kriegstrommel nur ein Hirngeſpinſt des lügenhaften Halbbluts?

Jedenfalls war Vorſicht am Platze.

Da zu befürchten ſtand, daß meine jenſeits der Beobachtungskuppe lagernden Leute inzwiſchen von einer im Dätzü-Tal ausrückenden Kolonne der Ngolok überfallen würden und daß vom Lager aus die Anweſenheit der ſtarken bewaffneten Schar in dem Tälchen im

Osten der Kuppe nicht beobachtet worden war, beschleunigten wir unseren Ritt ins Lager. Schon von weitem machten wir durch Pfiffe auf die Gefahr aufmerksam, die Herden wurden näher an den geschützten Winkel in der Flußgabel herangetrieben und die Tiere alsbald auf ihren Lagerplätzen festgebunden. Leider waren die Zelte entgegen meinen Anweisungen aufgeschlagen, d. h. so, daß sie miteinander ein gleichseitiges Dreieck bildeten. Längs der Seiten dieses Dreiecks wurden die Ochsen und Yaks in zwei Reihen verpflöckt, und innerhalb standen die Pferde, die neben der Befestigung an den Lagerseilen am Boden noch mit Eisenfesseln versehen waren. Nur die Soldaten und der Ambandolmetsch glaubten auf diese Vorsichtsmaßregel verzichten zu können; sie hatten auch heute, wie bisher stets, ihre Pferde an langen Seilen an einem in die Erde gestoßenen Pfahl außerhalb des Lagers angebunden, um so auch während der Nacht den Tieren zum Weiden Gelegenheit zu geben. Yang, der Unteroffizier, hielt die Lage sogar für so ungefährlich, daß er sein Pferd ohne Fesseln frei weiden ließ. Da die Dunkelheit schnell hereingebrochen war, blieb nicht mehr genügend Zeit, um das Lager in der von mir vorher angeordneten Weise neu zu beziehen und vor allem die drei Zelte in eine den Flußwinkel abschließende Linie zu bringen.

Als ich den Leuten, die allerdings von dem Kriegslärm nichts gehört hatten, meine Wahrnehmung mitteilte, lachten sie mich aus; sie glaubten wohl, daß ich sie zum besten haben wollte. Sie fühlten sich wieder so sicher, daß sie ihr unverschämtes Benehmen gegen uns in gesteigertem Maße herauskehrten. Selbst Ta-tschang schien jede Furcht zu verlieren. Nichtsdestoweniger drang ich auf die Aufstellung eines Doppelpostens während der Nacht, der heute ausnahmsweise mit einigen scharfen Patronen ausgerüstet werden sollte. Da bei der allgemeinen Erschöpfung zu befürchten war, daß am Ende beide Posten einschlafen könnten, so wurde angeordnet, daß Tschï-fu, Jan und Liu diese Nacht einzeln Posten stehen sollten, und zwar Tschï-fu bis 12 Uhr, Jan von Mitternacht bis 3 Uhr und Liu von dieser Zeit an bis zum Aufbruch

der Karawane am nächſten Morgen. Als alle Sicherheitsmaßnahmen getroffen waren, machte ich mich mit meinem Meßgehilfen Tſchang daran, mit dem Theodoliten eine Breitenbeſtimmung auszuführen. Dieſe war um 9 Uhr beendigt; hieran ſchloß ſich noch eine Meſſung mit dem Phototheodoliten. Kaum war die letzte Ableſung vorgenommen, als ſich ſchwacher Nebeldunſt auf die Erde herniederſenkte. Den klaren Sternenhimmel zuerſt leicht verſchleiernd, verdichtete er ſich langſam aber ſtetig und war eine Zeitlang ſo ſtark, daß die Blendlaterne, die zur Ableſung der Inſtrumenten-Nonien benutzt wurde, aus der Ferne wie ein ſchwach leuchtender Feuerball erſchien.

Gegen 11 Uhr hatte ſich der Flußnebel wieder verzogen, und ein ſternenbeſätes Firmament überwölbte den breiten Talkeſſel, den die pechſchwarzen Kuliſſen der Berge mit ihren markanten, aber ruhigen Konturen umrandeten. Der Mondaufgang war erſt am Morgen zu erwarten, und ſo ſpendete nur die Blendlaterne Licht. Da in ſtockdunklen Nächten ihr Lichtkegel auf Meilen hinaus ſichtbar war, mußte die Laterne außer Gebrauch ſtets abgeblendet bleiben, doch Tſchang konnte es nicht laſſen, ab und zu mit dem Lichte des „weißen Teufels" zu ſpielen.

Ein Rundgang durchs Lager beſchloß meine Tätigkeit außerhalb des Zeltes. Mit der Abſicht, auch morgen an dieſem günſtigen Platze zu raſten, kroch ich ins Zelt, aber nicht um zu ſchlafen, ſondern um noch in mühevoller Arbeit die Tagebücher, die meteorologiſchen Aufzeichnungen und die aſtronomiſchen Beobachtungen beim Kerzenlichte mit Tuſche nachzuſchreiben, die Routenaufnahmen nachzuzeichnen und die photographiſchen Kaſſetten zu füllen. Erſt kurz vor 12 Uhr ſtreckte ich mich müde aufs Lager und verkroch mich in die warmen Pelze, die heute ſehr willkommen waren, denn es war inzwiſchen kalt*) geworden. Das Thermometer im Zelte zeigte — 2° Celſius. Wie alle Tage, ſo rief ich

*) Die Temperaturunterſchiede zwiſchen Tag und Nacht ſind in Tibet ſtarke, auch der Wechſel der Temperatur geht meiſt außerordentlich ſchnell vor ſich.

vor dem Schlafengehen vom Zelte aus den Posten zur Kontrolle noch einmal an und erhielt nach Vorschrift auch sofort eine winselnde, untertänige Antwort. Zelt und Lager waren also bewacht.

Ich hatte mir indes vorgenommen, heute selbst zu wachen, denn ich traute dem Frieden nicht und befürchtete für diese Nacht einen Überfall. Doch in den warmen Pelzen überwältigte mich die Müdigkeit, und da auch das Licht ausgeblasen war, so schlummerte ich bald hinüber in das Traumland. Liebwerte Gesichter sehe ich um mich. Nach einer langen entbehrungsreichen Zeit begrüße ich in Si-ning-fu meine tapfere Frau wieder, ich sehe das gastfreundliche Haus meiner lieben Freunde Ridley wieder und fühle mich glücklich und zufrieden im sicheren Heim. Ich erzähle von unseren Erlebnissen in Tibet und schildere die entbehrungsreichen Tage, die Nachstellungen der Ngolok, wie sie uns beobachteten, überfielen und beraubten.

War es die lebhafte Phantasie oder eine Täuschung, mir war es plötzlich, als hörte ich Tritte, als bewegte sich der Boden. War es ein Erdbeben, hatte sich ein Pferd im Stalle losgerissen oder war ein Unwetter losgebrochen? Ich faßte meine Frau am Arme, um ins Freie zu laufen, da knallten plötzlich Schüsse ganz dicht an meinem Ohr. Traumverwirrt hatte ich mich in meiner Lagerstätte aufgerichtet, als mich von der anderen Ecke des Zeltes jemand anschrie: Die Ngolok sind im Lager! Wo sind die Gewehre? Dann wieder: Machen Sie doch Licht!

War es Wirklichkeit?! Ich hatte so lebhaft geträumt, daß ich immer noch nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte. Doch als sich die Rufe rasch wiederholten und weitere Schüsse krachten, als von draußen das gellende Kriegsgeschrei der Ngolok ertönte, schlüpfte ich rasch in die Hose und nach einem verzweifelten Suchen gelang es mir, ein Zündholz zu finden und endlich auch die Gewehre. Obwohl wir am Abend vorher Feuerzeug, Schießwaffen und Munition auf die Kiste neben unseren Lagerstätten gelegt hatten, konnten wir sie jetzt in der Eile nicht finden, da wir beim Aufstehen die Kisten umgeworfen hatten und in der Dunkelheit das ganze Zeltinnere durcheinander gekommen war. Rasch

ſtopften wir uns die Hoſentaſchen mit Munition voll und ſtürmten ins Freie. Es war ſtockdunkel, und ich hörte nur, daß in meiner Nähe Menſchen waren. Da in der Finſternis einer den anderen für einen Ngolok hielt, wollte keiner ſich verraten, doch endlich erkannten wir an der winſelnden Stimme Ta-tſchang, der die betrübende Mitteilung machte, daß die Ngolok unſere beſten Pferde geſtohlen hätten und ſämtliche Yaks fortgetrieben hätten, daß alſo der größte Teil unſerer Tragtiere fehlte. Hau kam auch alsbald angeſchlichen und jammerte, daß unſere Militärgewehre nichts taugten. Er hielt mir das ſeinige hin und in der Dunkelheit ſchon erkannte ich, daß der Lauf ſeines Gewehrs vollſtändig mit Erde verſtopft und das Schloß falſch zuſammengeſchraubt war. Auch der Wincheſter Ta-tſchangs hatte eine verwickelte Ladeſtörung, weil er am Abend vorher das Gewehr zerlegt und dann falſch zuſammengeſetzt, außerdem zwei Geſchoſſe aufeinander in den Lauf geladen hatte. In dieſer peinlichen Lage waren mir die Ladeſtörungen recht unangenehm und da ſchußfertige Gewehre in der vollen Anzahl unbedingt zur Verfügung ſein mußten, ſo war ich gezwungen, mich in erſter Linie an die Reparatur zu machen. Auf die Meldung, daß die Ngolok bereits wieder aus dem Lager vertrieben worden ſeien, erteilte ich noch raſch Anweiſung, daß vor allem die Yaks wieder beigeſchafft werden müßten, und daß die noch im Lager befindlichen Tiere in die äußerſte Ecke der Flußmündung getrieben werden ſollten. Dann kroch ich ins Zelt zurück, machte wieder Licht und begann mit frierenden Händen in Eile die Ladeſtörungen zu beſeitigen.

Draußen vor dem Zelt ertönte unausgeſetzt Winſeln, Jammern und unaufhörliches Beten. Tſchī-fu hatte wahnſinnige Angſt und machte vielleicht eben in Gedanken den Rechnungsabſchluß ſeines Lebens; Tſchang, Hau und Ta-tſchang überboten ſich während meiner Arbeit in der Aufzählung von Schauergeſchichten und alle drei verſicherten, daß jetzt zweifellos unſere letzte Stunde geſchlagen habe. Endlich, endlich waren die Gewehre wieder gebrauchsfähig! Ich händigte ſie ihren Beſitzern aus, und mit einem gellenden Geſchrei, das ſie den Tibetern abgelernt

hatten, verließen meine Helden im Laufschritt das Zelt und eilten zu den Soldaten, mit denen sie dann planlos im Lager herumliefen.

Als ich die Oberleitung übernehmen wollte, kam auch Sü angestürmt mit seinem Henry Martini-Gewehr, das ebenfalls versagte.

Während ich im Lager Ordnung schaffte, erstatteten mir sechs Leute zugleich Vortrag über die Geschehnisse der letzten Viertelstunde:

Jan, der von 12 Uhr ab auf Wachtposten stand, hatte aufmerksam das umliegende Gelände beobachtet, als er plötzlich mehrere das Lager umkreisende große Hunde zu sehen glaubte. Da sich unsere Wachthunde im Lager ruhig verhielten und nicht anschlugen, hielt Jan keine Gefahr für gegeben und wendete deshalb sein Augenmerk einem anderen Geländestreifen zu. Da mit einem Male sei Leben ins Lager gekommen und dieses, wie die ganze Umgebung, schien plötzlich von aus der Erde gewachsenen Gestalten zu wimmeln. In seiner Angst habe Jan Alarmschüsse abgegeben, worauf die Eindringlinge die Flucht ergriffen hätten. Die Ngolok waren also wie Hunde ins Lager geschlichen und hatten versucht, die Zeltstricke zu kappen, um uns alle nach tibetischem Muster unter den zusammengebrochenen Zelten zu ersticken und zu erstechen. Ein anderer Teil der Tibeter hatte sich daran gemacht, die Pferde zu stehlen, in aller Stille die eisernen Fesseln geöffnet und die Lagerstricke zerschnitten. (Siehe Bild 43.)

Es ist mir heute noch unverständlich, wie es die Tibeter fertig gebracht haben, die massiv eisernen Fesseln zu öffnen und zu sprengen. Auf diese Weise war es ihnen tatsächlich gelungen, vier, und zwar unsere besten Pferde, zu entführen. Ebenso waren ihnen auch weitere vier Pferde, die der Soldaten, die außerhalb des Lagers geweidet hatten, in die Hände gefallen. Einen noch besseren Fang machten diese nächtlichen Räuber aber mit den Yaks. Es war den katzenartig anschleichenden Wagehälsen nämlich geglückt, die Pflöcke samt den langen Lagerstricken, an denen diese angebunden waren, unbemerkt loszulösen und die Tiere im Rudel davonzutreiben.

Die gestohlenen Pferde, freilich unsere besten, hätten wir schließlich, wenn auch schweren Herzens, noch verschmerzen können, aber der Verlust der gesamten Tragtiere war ja gleichbedeutend mit dem Untergang der Expedition. Während mich meine Tätigkeit als Büchsenmacher an das Zelt gefesselt hielt, hatte sich Dr. Tafel mit zwei Soldaten an das Einfangen der Yaks gemacht. Es glückte ihm auch in der Tat, die sich wie wild gebärdende Herde, die sich von den Ngolok losgerissen hatte, wiederum in Besitz zu bekommen. Die Tiere wurden sofort zu den anderen in die äußerste Ecke der Flußmündung getrieben und Tschi-fu sowie Tschang und Lau-li zum Schutz anempfohlen. Das Licht im Zelt wurde gelöscht, um den Ngolok keinen Zielpunkt zu bieten.

Da Dr. Tafel auf seinem Vorstoß am rechten Ufer des Dätzü aufwärts festgestellt hatte, daß sich die Angreifer gegen den Hang des Berges, den ich gestern Abend erstiegen hatte, zurückgezogen hatten und sie dort einen lärmenden Kriegsrat abhielten, so war mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Ngolok ihren Angriff erneuern würden. Zum Glück waren die Tibeter aber durch die Alarmschüsse so sehr in Verwirrung geraten, daß sie den geschickt angelegten, schon mehr als halb durchgeführten Überfall aufgaben, sich zurückzogen und nun in ihrer schwerfälligen Art über einen neuen Plan beratschlagten, mittels dessen sie unserer habhaft werden könnten. Hätten die Ngolok zielbewußt ihren Plan durchgeführt, so wäre jetzt wohl kein Mitglied der Expedition mehr am Leben.

Wir benutzten die uns gelassene Zeit zu dem höchst notwendigen Ordnen der heulenden und schreienden Chinesenschar, deren einzelne Glieder sich vollständig kopflos benahmen; sie verfeuerten, wahrscheinlich zur Beruhigung ihrer Nerven, Munition in die Luft und schwächten hierdurch frevelhaft unseren geringen Munitionsvorrat. Das erste, was von unserer Seite aus geschah, war, allen Leuten die Patronen bis auf fünf abzunehmen. Sie sollten im Notfall wieder verteilt werden, oder aber, wenn es heller geworden wäre. Vorläufig war sicherlich der Munitionsvorrat in den Händen von uns Europäern besser untergebracht als bei den verzweifelten Chinesen.

Zu: Filchner, Das Rätsel des Matschu.

Der nächtliche Überfall.
14./15. September 1904.

Oben: Ein tibetiſcher Blaſebalg aus Ziegenfell und einem Eiſenrohre.
Unten: Tibetiſche Gabelflinten.

(Im Beſitze des Verfaſſers.)

Mit einem Zwischenraum von sechs bis sieben Schritten wurden die Schützen in einem Bogen, dessen Enden sich am Dätzü und am Matschu anlehnten, vor das Lager verteilt und strenger Befehl gegeben, nur zu schießen, wenn sich jeder seines Schusses sicher wäre. In die Chinesen schien aber der Furor belli gefahren zu sein, denn sie verblieben nicht an den ihnen angewiesenen Plätzen, sondern liefen wieder ins Lager, umkreisten schreiend die Zelte und verschossen noch ihre wenigen Patronen in die Luft. Der Unteroffizier Yang hielt es an der Zeit, einen militärischen Vortrag über die Zweckmäßigkeit des guten Deckungnehmens zum besten zu geben, und der Ambandolmetsch erging sich in ellenlangen Flüchen über sein unbrauchbares Gewehr. Im Hintergrunde dauerte das Jammern fort, das ab und zu von dem Blöken der Ochsen und dem hellen Gewieher der Pferde übertönt wurde.

Dr. Tafel war der rechte Flügel der Verteidigungsstellung am Dätzü anvertraut, ich befehligte den linken am Matschu-Ufer. Wohl eine Viertelstunde mochten wir in gespannter Aufmerksamkeit auf unseren Ausguckplätzen gelegen haben, als mit einem Male, wie auf ein unhörbares Kommando hin, in geringer Entfernung dicht über der Erde große Funken gleich Glühwürmchen zu leuchten begannen. Endlich löste sich die Ungewißheit, das Gefecht sollte beginnen: die Ngolok ließen dem mißglückten Überfall die Beschießung folgen. Ein langgedehntes Bumm, ähnlich dem Ton, den ein mit einem Stock bearbeiteter Blechtopf hervorruft, ein verhältnismäßig langsam näher kommendes raketenähnliches Zischen, dann neben und hinter uns ein kurzes Pitt, ähnlich dem raschen Abdrehen eines Gebläsehahnes. Trotz des Ernstes der Lage berührte uns zwei Europäer dieser einleitende Schuß wie ein Ulk, denn der Lärm des vorsündflutlichen tibetischen Gewehres beim Schuß wirkte infolge seiner polternden Begleiterscheinungen entschieden lächerlich. Er wirkt auch auf die Nerven beruhigend, weil man an der glimmenden Lunte des feindlichen Schützen genau verfolgen kann, wo dieser liegt und wann er sein Gewehr abfeuert. Man hat infolgedessen Gelegenheit, dem seinen Platz verratenden Gegner durch einen raschen Schuß zuvorzukommen

oder sich vor Abgabe des feindlichen Schusses noch in Deckung zu begeben.

So ging der Feuerkampf hin und her, von uns recht lässig geführt, beim Gegner aber mit großem Fleiß. Nach kurzer Zeit hatte sich jedoch das Bombardement derart verstärkt, daß uns das Lachen verging, umsomehr, als die Tibeter nicht schlecht schossen; das verrieten die dicht über unseren Köpfen hinwegpfeifenden Geschosse. Am unangenehmsten berührte uns das beim Aufblitzen der Schüsse deutlich erkennbare Bestreben der Tibeter, noch näher heran zu kriechen, während sie gruppenweise Gewehrfeuer unterhielten. Sie bliesen hörbar ihre Lunte an, richteten sich dann zur Abgabe des Schusses schnell auf, warfen sich nach dem Schuß platt auf den Boden und blieben so der Sicht vollständig entzogen. Je stärker der Gegner feuerte, in um so geringerem Maße wurde bei uns von der Waffe Gebrauch gemacht. Bei den Chinesen hatte das wohl seinen Grund im Patronenmangel, bei uns Europäern in der Absicht Munition*) zu sparen und diese erst nach Eintritt des Tageslichtes zweckmäßig zu verwenden.

Eisige Kälte ließ uns erschauern, und mit Wehmut dachten wir an unsere warmen Schlafstätten, aus denen wir kurz vorher so jäh aufgeschreckt worden waren. Ein durchlöchertes Hemd und eine Hose waren mein ganzer Anzug; Dr. Tafel trug statt des Hemdes einen Pulo,**) bei — 7° Celsius allerdings keine ausreichende Bekleidung. Wir froren dermaßen, daß es uns schüttelte und ich glaube, wenn die Tibeter einen Sturm aufs Lager versucht hätten, wären wir unfähig gewesen, uns zu wehren. Nur ab und zu, wenn sich ein Ngolok zu frech gegen uns vorgewagt hatte, nahmen wir den vereisten Karabiner auf kurze Zeit in unsere vor Frost zitternden Hände und gaben einen Schuß ab. Bis zum Morgengrauen lagerten wir auf dem steinhart gefrorenen Boden, stets gewärtig, daß der weit überlegene Gegner endlich zum Sturm vorgehen würde.

*) Unser geringer Munitionsvorrat war trotz der kurzen Reisezeit von erst drei Monaten bereits stark zusammengeschmolzen.

**) Aus Schafwolle von den Tibetern hergestellter Mantel.

Auch meine Chineſen ſchienen halb erfroren zu ſein, nur ihr Mundwerk ging immer noch tadellos. Da ſie keine Patronen mehr hatten, verlegten ſie ſich auf eine Schimpfkanonade. Von hüben und drüben ſchwirrten Redensarten durcheinander, wie: Tibetiſche Hunde! Räuber! Mörder! oder: Ihr verfluchten Europäer! Was wollt ihr in unſerem heiligen Lande!

So war denn Ta-tſchangs dunkle Vorahnung vom Abend vorher zur Tatſache geworden. Die Wehrfähigen des ganzen Stammes waren uns bis an den Matſchu nachgezogen, um hier Rache wegen der Schändung und Entweihung des Heiligtums ihrer Anſiedlung zu nehmen. Das waren ſchöne Ausſichten für die Zukunft! Vorläufig fehlte uns aber die Zeit, uns mit der Zukunft zu beſchäftigen, wir hatten mit der Gegenwart genug zu tun. Die Beſchießung war auf ihrem Höhepunkt angelangt; ich glaube, die Tibeter ſchoſſen auch mit Steinen und gehacktem Blei, denn manchmal ging ein ganzer Sprühregen von Splittern auf uns nieder. Jedem Schuß folgte ein durchdringender gellender Schrei, der mit einem kurzen, in der Tonlage noch höheren Triller endigte. Auch meine Chineſen ſchrieen wie beſeſſen trotz meiner wiederholten Zurufe, ihren Mund zu halten, da ſie ja durch das unſinnige Schreien ihren Platz verrieten. Die Soldaten glaubten es aber beſſer zu wiſſen, ſie gaben kurze Gegenorder, weil nach ihrer Anſicht das Schreien unbedingt nötig war; nur hierdurch, ſo behaupteten ſie, könnten die Ngolok vom Angriff abgehalten werden, weil ſie über unſere Zahl getäuſcht würden. Außerdem ſei derjenige Sieger, deſſen Kriegsgeſchrei das des anderen übertöne. Es war alſo nichts zu machen, und da mich jämmerlich fror, ſtimmte auch ich, wohl aus Verzweiflung, in dieſes Kriegsgeſchrei mit ein.

Das Bombardement*) dauerte unausgeſetzt bis zum Morgengrauen,

*) Außer Sachbeſchädigungen hatten wir keine Verluſte zu verzeichnen. Das kam daher, weil uns die Ngolok, wohl veranlaßt durch den in ihrer Schußrichtung hinter uns glitzernden Flußſtreifen, regelmäßig überſchoſſen. Die in der äußerſten Lagerecke zuſammengetriebenen Tiere erlitten keinen Schaden, weil ſie ſich bereits außerhalb Schußweite befanden.

dann ließ es plötzlich merklich nach, und als wir schon Anstalten trafen, nun unsrerseits ein lebhaftes Feuer zu beginnen, hatten sich die Schützen im Morgennebel lautlos und rasch zurückgezogen.

Die Tibeter, die recht wohl wissen, daß der Mehrlader des Europäers ihrem Vorderlader mit Luntenschloß weit überlegen ist, führen ihre Angriffe ausschließlich bei Nacht aus, wo die Überlegenheit der europäischen Waffen nicht zur Geltung kommt. Unter dem Schutz der Dunkelheit kriechen sie bis dicht an den zu beschießenden Gegenstand heran, richten in Ruhe ihr Gabelgewehr ein und geben dann, wie hier, ein überraschendes Massenfeuer von allen Seiten ab.

Langsam lichtete sich der Nebel, und ebenso rasch, wie die Nacht gekommen, stellte sich das Tageslicht wieder ein. Gegen unsere Erwartung schien aber die ganze Ebene wie ausgestorben, nur die umliegenden Bergspitzen hielten starke Reiterpatrouillen besetzt, die unsere Bewegungen im Lager beobachteten. Die Hauptmasse des Feindes hatte sich in zwei Haufen geteilt, deren einer zu der Klause am Dätzü geritten war und deren anderer sich unterhalb des Gipfels meiner Beobachtungshöhe vom Tage vorher begeben hatte. Da beide Gruppen mehrere Kilometer von unserem Lagerplatz entfernt waren, konnten wir sie leider nicht unter Feuer nehmen. Zwischen den Abteilungen bestand ein lebhafter Verbindungsdienst; einzelne Späher hatten auch den Matschu durchschwommen und sich auf Bergspitzen des jenseitigen Ufers aufgestellt.

Die Schießerei während der Nacht hatte an das jenseitige Matschu-Ufer Angehörige der dort wohnenden Ngolok-Stämme herbeigelockt. Da sich deren Zahl zusehends vermehrte, und ihr Verhalten gegen uns ein feindseliges war, so hatte sich unsere Ahnung bestätigt, daß von nun ab an eine Flucht auf das linke Matschu-Ufer — unsere Hoffnung in der äußersten Not — ebenfalls nicht mehr zu denken war. Jetzt gab es nur mehr eine Rettung für uns: die ungesäumte Fortsetzung des Marsches auf dem diesseitigen Ufer ostwärts, um den Ngolok die Gelegenheit zu

nehmen, noch mehr Soldaten herbeizuziehen und die Kunde von unserem Nahen weiter zu verbreiten.

Der geplante Rasttag für den 15. September mußte natürlich ausfallen, desgleichen eine Erkundung des anliegenden Gebietes. Wir waren zufrieden, wenn es uns überhaupt glücken sollte, meine Absicht, den Marsch nach Osten fortzusetzen und dem Matschu bis zu seinem S-förmigen Knie abwärts zu folgen, in die Tat umzusetzen.

Dieser Entschluß war, trotz der Erkenntnis, daß wir von jetzt an die am dichtesten bevölkerten Gebiete erst noch zu durchziehen hatten, der einzig richtige. Er entsprach dem Hauptzwecke meines Unternehmens und bot außerdem die einzige Möglichkeit, das schwer gangbare Gebiet der Ngolok nicht bloß zu durchziehen, sondern auch Sung-p'an-t'ing zu erreichen. Ein Ausweichen nach Süden oder Norden hätte ebenso wie eine Umkehr die Vernichtung der Expedition zur Folge gehabt, denn im Süden zieht sich ein mächtiger Riegel, die schwer gangbare Bayenkara-Kette, ostwestlich vorbei. An ihrem Südhang sollen ebenfalls Ngolok-Stämme ansässig sein, denen die Übergänge über das Gebirge natürlich bekannt sein mußten; diesen Stämmen, die mit den nördlichen in Verbindung standen, wäre es daher mit Leichtigkeit gelungen, uns abzufangen. Da wir ferner mit dem Verlassen des Matschu die uns schützende Seitendeckung durch den Fluß verloren und auf die Richtung und die gangbaren Wegestrecken verzichtet hätten, die uns in dem Flußlaufe selbst gegeben waren, so hätten uns sicherlich die Ngolok im Süden ohne sonderliche Anstrengung umzingeln und gefangen nehmen können. Welches Los*) uns in der Gefangenschaft gedroht hätte, wußten wir aus Bemerkungen der Ngolok und der

*) Wie die südlichen Ngolok gegen gefangene Europäer verfahren, zeigt das Schicksal Dutreuil de Rhins' (s. a. Anm. Seite 81), den sie bei Tambudo in einem Angriff am hellichten Tage gefangen genommen und in einem mit Steinen

Chineſen; wir vermieden es deshalb, von der einmal angeſetzten Marſchrichtung abzuweichen und hierdurch noch mehr Stämme uns auf den Hals zu ziehen.

So wenig Ausſicht auf Erfolg ein Entweichen nach Süden bot, ſo wenig Vorteile lagen in einem Abzweigen nach Norden. War uns doch ſchon hinterbracht worden, daß die jenſeit des Matſchu, alſo innerhalb der großen Schleife des Huang-ho-Oberlaufes, im Süden der Amnye-Maltſchin-Kette wohnenden Ngolok-Stämme bereits von unſerer Anweſenheit Kenntnis hatten oder in Bälde erhalten mußten. Außerdem war ein Überſchreiten des Matſchu mit der ganzen Karawane und danach noch eine Überſchreitung des Amnye-Maltſchin mit ſo ſtarken Schwierigkeiten verknüpft, daß keine Hoffnung beſtand, auch nur einen kleinen Teil der Karawane bei Einſchlagen der Marſchrichtung zum Kuku-nōr oder nach Radyagomba und Quetä zu retten.

Am allerwenigſten Ausſichten auf ein Gelingen konnte aber ein direkter Rückmarſch bieten, denn er hätte uns durch alle die Gebiete geführt, die inzwiſchen über unſere Herkunft und unſere Raſſenangehörigkeit genauere Nachrichten erhalten haben mußten und uns ſicherlich nicht wieder in einer ſo freundlichen Weiſe empfangen hätten, wie beim erſten Male. Außerdem verbot ſchon die Unzulänglichkeit unſeres Proviantvorrats die Ausführung eines ſolchen Planes und ſchließlich zwang uns auch die Lage, in der wir uns hier befanden, auch wenn ſie gefährlich war, noch nicht zu einer ſo vollſtändigen Änderung des Reiſeweges, die einem Verzicht auf die weitere Durchführung meines Programms gleichgekommen wäre. Immerhin war es geboten, rechtzeitig an alle in Betracht kommenden Möglichkeiten zu denken, um ſpäter

beſchwerten Sack in einen Fluß verſenkt hatten. Die Ambanſoldaten verſicherten uns, daß die Matſchu-Ngolok auch für uns bereits eine beſondere Todesſtrafe erdacht hätten, die darin beſtände, uns zu blenden, dann zu pfählen und nach Bedarf noch zu vierteilen. Sü meinte, daß dieſe Todesſtrafe aus dem Grunde für uns auserſehen ſei, weil die Ngolok ſich einbildeten, wir könnten durch Kleider und Steinwände hindurch ſehen, und wir beſäßen nicht nur mehr Sinne als ſie ſelbſt, ſondern auch ſtärker entwickelte, ſowie übernatürliche Kräfte.

in entſcheidenden Augenblicken raſch einen zweckmäßigen Entſchluß faſſen zu können.

Während Dr. Tafel die Erkundung des umliegenden Geländes fortſetzte, führte ich eine Sonnenhöhenmeſſung mit dem Theodoliten durch und entnahm die geſamten Notizen und Aufzeichnungen den Kiſten, um ſie in meinen Rock- und Hoſentaſchen unterzubringen; ſollten wir unſer Expeditionsgepäck verlieren, ſo wollte ich wenigſtens die mit ſo großer Mühe gemachten wiſſenſchaftlichen Beobachtungen retten.

Das Gelände um unſer Lager herum zeigte noch die Spuren des nächtlichen Angriffs. Bis auf wenige Meter an das Lager heran lagen noch glimmende Zündſchnüre, Pulverhörner, Teile von tibetiſchen Waffen, Tuchfetzen und ein toter Hund. Es war unſer beſter Lagerhund. Durch das nächtliche Feuergefecht beunruhigt, war er zwiſchen die Schützen geraten und einer Kugel zum Opfer gefallen. Schade war es eigentlich nicht um dieſen Köter, denn er brachte ſehr wenig Nutzen, weil er die eigentlichen Feinde, die Tibeter, auch während der Nacht unbeanſtandet ins Lager hatte kommen laſſen.

Es war heller Morgen geworden, als wir endlich Klarheit über die Verteilung der feindlichen Reiterſcharen hatten. Die Chineſen erhielten noch eine Unterweiſung über ihr Verhalten beim Weitermarſch. Dieſer ſollte, wenn irgend möglich, von nun an dicht am rechten Matſchu-Ufer fortgeſetzt werden; gegen die offene Seite hatten zwei Soldaten die Seitendeckung zu übernehmen, vorn und hinten befand ſich ebenfalls eine Sicherung. Da mir die Routenaufnahmetätigkeit meinen Platz vorn anwies, ſo übernahm ich wieder, wie bisher, die Führung der Spitze, während Dr. Tafel bei der Karawane verbleiben ſollte.

Bevor der Leſer mit uns den Lagerplatz verläßt, ſei noch in einigen Worten des Geländes gedacht, das wir in den nächſten Stunden durchſchreiten ſollten.

Der Berg, auf welchem ich geſtern abend meine Beobachtungen machte, ſendet, wie geſagt, zwei 1 km lange runde fingerartige Rücken gegen den Matſchu vor, ſo daß zwiſchen den flach in die Ebene aus-

laufenden Rücken und dem Ufer noch eine 500 m breite, mit Tümpeln und schmalen toten Armen durchfurchte Ebene bleibt. Von unserem Standpunkt aus östlich, ungefähr auf dem halben Wege zwischen dem Fuß dieser langgestreckten Rücken und dem rechten Matschu-Ufer, erhebt sich ein 20 m hoher vereinzelter Felsrücken. Jenseits der langen Rücken mündet das Tälchen, in dem wir am Abend vorher die Ngolok-Ansiedlung festgestellt hatten, in einer 4 km breiten trichterförmigen Öffnung am Matschu-Ufer ein. Zu diesem geht entlang dem nördlichen Rande des Tälchens ein klarer Bach nieder, der, begleitet von zwei hohen steilen Talterrassen, gegen die Mitte des Tälchens zu bogenförmig ausspringt. Entlang dem Rande der oberen Terrasse führt unser Weg nach der Stelle, wo sich der Bach in den Matschu ergießt. Dort treten die durch kleine Tälchen getrennten Ausläufer der Bayenkara-Kette wieder dicht an den Fluß heran, so daß der Weg von dort aus an dem erhöhten rechten Ufer defileeartig weiterführt. Später erweitert sich dieses Ufer wieder, die Hänge bleiben aber steil und sind dicht mit Buschwerk bedeckt. Das linke Matschu-Ufer fällt steil unvermittelt in den Fluß ab.

Nachdem wir vom Lager aus festgestellt hatten, daß die eine Hälfte der tibetischen Reiter in der Klause am Dätzü verschwunden war, erschien augenblicklich eine Gefahr von dieser Seite her ausgeschlossen; ich gab deshalb den Befehl zum Vormarsch. Die ganze Dätzü-Ebene war zu übersehen; eine von dort herannahende Gefahr konnte rechtzeitig wahrgenommen werden. Unsere ganze Aufmerksamkeit durften wir deshalb dem Gelände im Osten widmen.

Dr. Tafel mit zwei Soldaten ritt vorsichtig nach der Stelle voraus, wo die zwei langen Rücken von der Beobachtungshöhe in die Ebene übergingen, während ich mich mit Ta-tschang dem vereinzelten Felsrücken zuwendete, um von dort aus Dr. Tafels weiteren Vormarsch zu sichern. Hierbei entdeckten wir, daß sich die andere Hälfte der tibetischen Reiter, die noch vor kurzem dicht unterhalb des Gipfels der Beobachtungshöhe gesehen worden war, in der Mulde zwischen den zwei fingerartigen Rücken versteckt hielt, anscheinend, um sie von dort aus, falls die Karawane in

Soldatenzelt. Unteroffizier. Nöu. Ein Soldat. Ein Tibeter.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Beschlagen eines Pferdes.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Matschu-Tal.

(Am 7. September 1903 aufgenommen.)
Im Hintergrunde Südsüdost.

gleiche Höhe mit der Mulde gelangt sein sollte, durch einen Angriff zu überraschen. Durch unsere Maßnahmen hatten wir den Plan der Tibeter durchkreuzt und konnten nun mit Genugtuung wahrnehmen, daß die Reiterschar gegen die östliche Flanke des Beobachtungsberges abschwenkte. Der Durchmarsch durch diese Enge am Matschu stand somit für die Karawane augenblicklich offen; auf einen vereinbarten Pfiff hin kam sie rasch heran und gelangte auch ungestört bis in das breite Tälchen im Osten. Die Reiterschar machte zwar noch verschiedene Versuche, sich uns gedeckt zu nähern; aber so vorzüglich es der Ngolok im einzelnen versteht, Deckung auszunutzen und selbst am hellen Tage unbemerkt näher zu kriechen, so ungewandt scheinen sie in größeren Verbänden und besonders in der Handhabung größerer Reitermassen zu sein. Erst als sich die Karawane schon beinahe in der Talmitte befand, kam wieder Leben in die feindlichen Reiter, denn nach verschiedenen Richtungen hin wurden größere und kleinere Trupps abgesandt, von denen es einigen vermöge ihrer flinken Pferde auch gelang, sich in unserer Marschrichtung vorzulegen.

Nahe der Talmitte standen wir plötzlich vor einer neuen schwachen Terrasse und tiefer liegenden bewässerten Wiesen mit Zelten. Da diese nur gering an Zahl und eine feindselige Haltung ihrer Bewohner, wenigstens augenblicklich, nicht zu erwarten war, so setzten wir den Marsch fort, nahmen aber den Weg mitten durch die Ansiedlung hindurch, um gegebenenfalls für etwaige Feindseligkeiten gleich mit Vergeltungsmaßregeln drohen zu können.

Unsere Vermutung bestätigte sich alsbald durch das Verhalten der Frauen und der alten Männer, die sich am Rande ihrer Besitzung versammelt hatten und in unterwürfigen Worten beteuerten, nicht zu dem Stamm zu gehören, der uns die letzte Nacht überfallen hatte. Die jungen Männer waren anscheinend bei der feindlichen Reitertruppe auf dem Berge, und die übrigen anwesenden Familienmitglieder verließen sich nun darauf, daß ihr Alter, ihre weißen Haare und ihr Geschlecht sie vor uns schützen würde. Sie hielten es auch für angebracht, uns zu

wiederholten Malen zu versichern, daß wir sehr gute Menschen seien, und daß sie selbst nie den Gedanken gehabt hätten, daß wir europäischer Abstammung seien. Denn, so meinte ein zahnloser Greis mit einem verwitterten, weißbehaarten, mächtigen Schädel, ein Europäer würde nie so großmütig handeln, wie wir es ihnen jetzt gegenüber täten. Eigentlich hätten wir den Verstellungskünsten dieser Gesellschaft nicht trauen und mit den heuchlerischen Leuten kurzen Prozeß machen sollen, wie sie oder ihre Söhne und Brüder, die vom Beobachtungsberge aus den ganzen Vorgang unter Johlen und Lachen beobachteten, es jedenfalls gemacht hätten, wenn wir in i h r e r Gewalt gewesen wären. Die chinesischen Soldaten rieten mir fortgesetzt, an diesen Leuten wegen des nächtlichen Überfalles Rache zu nehmen und schlugen vor, die Greise und die Weiber um einen Kopf kürzer zu machen. Aber ich überlasse es den Chinesen, sich an Greisen und Weibern zu vergreifen.

So kamen wir unbelästigt weiter und erstiegen die jenseitige niedere Talterrasse des wiesenreichen tiefer liegenden Grundes. Die Ansiedlung befand sich noch keine 500 m hinter uns, als die Stimmung der Greise und der Weiber umzuschlagen begann, als ihnen der Mut wieder kam, den sie uns im Zurufen von Schmähungen und in Drohungen zu zeigen versuchten.

Die Reiterpatrouille des Feindes an der Ostecke des Tälchens, da, wo der Matschu dicht an den Hang herantritt, war bald vertrieben und die Karawane hatte endlich das erhöhte enge Steilufer erreicht, als sich die Reitermassen des Feindes von der Beobachtungshöhe rasch in das Tal hinab begaben und auf die Ansiedlung, die wir eben passiert hatten, zuritten. Wir schickten nach Osten gegen das andere Ende der Enge einen Wachtposten aus, trieben die Tiere zusammen und warteten nun das weitere Verhalten der Ngolok ab. Unsere Stellung hier war günstig, ein Angriff auf uns hätte den Tibetern viel Blut gekostet und war daher ausgeschlossen.

Statt dessen sprengte aber ein einzelner Reiter auf einem Schimmel an. Er war anscheinend im Auftrage der Reitermasse abgeschickt

worden. Schon von weitem gab er uns zu erkennen, daß er in friedlicher Absicht komme und ein Abgesandter des Tópa-Stammes sei. Meine Soldaten wollten trotzdem auf den Reiter schießen, und ich war froh, als dieser endlich unverletzt in unserer Mitte stand und mit einem beispiellosen Selbstbewußtsein eine wohleinstudierte Rede vom Stapel ließ. Er stellte sich als ein mohammedanischer Kaufmann vor, ein Mischblut und Freund der Europäer. In flüssiger Rede versicherte er, daß er der Berater des großen Häuptlings von Dodi und Dóyung wäre und daß sein Einfluß groß genug sei, um auch über unser Leben und Tod entscheiden zu können. Es läge ihm am Herzen, daß wir, die er und einige mohammedanische Kaufleute mit Bestimmtheit als Europäer erkannt hätten, unsere Heimat wieder erreichten und als gute Freunde von den Ngolok schieden.

Meine Soldaten schimpften beständig, während dieser Abgesandte des Ngolok-Stammes seine schlaue Rede zum besten gab, und Ta-tschang riet mir wiederholt, den falschen Mann auf der Stelle gefangen zu nehmen. Dies schien mir aber nicht der geeignete Weg zu sein, um den gereizten Wespenschwarm wieder los zu werden, vielmehr war ich mir klar, daß die Gefangenhaltung und der Transport dieses schlauen Fuchses eine besondere Bedeckung erfordern würde, die dadurch von ihrer eigentlichen Aufgabe abgezogen wäre und meine Gefechtskraft geschwächt hätte. Umbringen wollte ich den Sendling auch nicht. Vielleicht gerieten wir innerhalb der nächsten 24 Stunden selbst in die Hände der Feinde, und dann hätte eine solche Handlungsweise unser Schicksal gerade nicht verbessert. Die Rache der Ngolok darf man, wenn man sich inmitten ihrer Stämme befindet, eben nicht mutwillig herausfordern! So ließ ich denn dem kleinen Mann mit seinen blitzenden Äuglein, seinem grünen Spitzhut und seiner halbtibetischen Kleidung sagen, daß ich dem Ngolok-Stamme ebenfalls freundschaftlich entgegenkommen würde, wenn er sich mir gegenüber so benähme, aber dazu könnte ich auf keinen Fall heimtückisch ausgeführte nächtliche Überfälle rechnen. Derartigen Versuchen, unser und unserer Tiere und Güter habhaft zu werden, würden wir in

Zukunft mit Nachdruck entgegentreten. Hätten wir doch in unseren Kisten genug Soldaten, um das ganze Ngolok-Land im Notfall bezwingen zu können!

Da ergrimmte der nervöse kleine Herr und hielt uns mit einem Male vor, daß wir in der letzten Nacht mehrere Tibeter getötet*) und verletzt hätten, und daß in einem solchen Falle leere Worte nicht hinreichend seien, die Wunden zu heilen und die böse Tat vergessen zu machen. Der Stamm verlangte vielmehr als Entschädigung eine große Summe Silber.

Wenn meine faulen und schläfrigen Chinesen das Wort Silber hörten, wurden sie stets sofort lebendig; so war auch diese freche Äußerung des tibetischen Sendlings das Zeichen zu einem geharnischten Widerspruch. Sie schrieen alle gleichzeitig den erstaunten Parlamentär an, daß auch seine tibetischen Freunde letzte Nacht einen ihrer Leute getötet hätten und noch dazu einen kaiserlichen Ministersoldaten, den sie am Morgen, um seinen Leichnam nicht in die Hände der Ngolok gelangen zu lassen, in den Fluten des Matschu versenkt hätten. Für die Ermordung eines chinesischen Soldaten würde die Sühne schon erfolgen. Nächstes Jahr würde eine starke chinesische Militärmacht nach Dodi und Döyung kommen und ihre Zelte niederbrennen, ihre Herden und ihre Weiber gefangen nehmen und die Männer zu Tode martern. Er solle sich schleunigst zu seinen Reitern zurückbegeben und ihnen sagen, die Karawane hätte keine Furcht vor ihnen, sie sollten nur herankommen.

Schimpfend und drohend verließ uns der Abgesandte der Ngolok. Die Soldaten wollten ihm wiederum einen Denkzettel in Gestalt einer Kugel nachschicken, aber ich verbot ihnen eine solche folgenschwere Handlungsweise.

Auf einen derartig günstigen Ausgang der Verhandlung war ich nicht vorbereitet gewesen. Der Schluß der Unterredung hatte sich so

*) Die Ngolok schleppen ihre Toten und Verwundeten mit fort.

raſch abgeſpielt, daß ich erſt ſpäter, als ich den ganzen Sinn der Rede erfahren hatte, die Lage zu erfaſſen begann. Offen geſtanden hatte ich die Unterhandlungsfähigkeit der Chineſen unterſchätzt. Es zeigte ſich hier, daß es doch ratſam iſt, Chineſen auf einer Expedition nach Tibet mitzunehmen, die, wenn ſie auch ſonſt zu nichts zu brauchen ſind, vermöge ihres wohlentwickelten Mundwerks und ihrer erſtaunlichen Lügenhaftigkeit mitunter ausgezeichnete Dienſte leiſten können. Daß der Chineſe um eine Lüge nie verlegen iſt, iſt ja eine allbekannte Tatſache. Daß er aber in der Gefahr oder im kritiſchen Augenblick einer Unterhandlung ſo blitzſchnell mit einer lügenhaften Behauptung bei der Hand ſein kann, die ſeiner Sache günſtig iſt und den Gegner ſtutzig macht, wußten wir noch nicht. Das Merkwürdigſte war aber, daß die Chineſen anſcheinend alle auf einmal auf dieſen Schwindel gekommen ſein mußten, denn ſie brüllten wie auf ein gegebenes Zeichen dem tibetiſchen Unterhändler dieſe Anſchuldigung zu bis auf einen, den eine Störung ſeines Sprechmechanismus vom Reden abzuhalten ſchien, den Tſchī-ſu; ihm hatte am Abend vorher verſehentlich ein Ochſe in der Dunkelheit ins Geſicht getreten.

Noch einige Minuten verweilten wir an dieſer denkwürdigen Ecke, dann ſetzte die Karawane ihren Marſch in der Enge fort, während die Nachſpitze, Dr. Tafel und zwei Soldaten, noch einige Zeit das Verhalten der feindlichen Reitermaſſe beobachtete. Die Erklärungen ihres zurückkehrenden Abgeſandten empfingen die Tibeter mit Geſchrei und Pfiffen, unternahmen aber nichts mehr, ſo daß die Nachſpitze alsbald den Eingang des Engpaſſes frei gab.

Nach einer Stunde vorſichtigen Marſches erweiterte ſich die Ebene; in der Ferne wurde ein Fußgänger ſichtbar, der uns raſch näher kam. Wir ritten auf ihn zu, begrüßten ihn von weitem auf chineſiſch und waren nicht wenig erſtaunt, einen wandernden Lama vor uns zu haben. Der etwa 50 Jahre alte wohlgenährte Geiſtliche war mit einem Pulo bekleidet, den er mit einem aus Yakhaaren hergeſtellten Strick um die Hüften zuſammengebunden hatte. Auf dem Rücken trug er einen

torniſterartigen Rucksack. Er ging barfuß und hatte, gleich unſeren Handwerksburſchen, ſeine chineſiſchen durchgelaufenen Schaftſtiefel quer auf ſein Ränzel aufgebunden. Es beſtand aus einem ſteifen Lederfutteral, das ein Säckchen Tſamba, etwas Mehl, einige Tuchfetzen, einen Almoſentopf und eine Gebetsmühle enthielt. Unter den mit Lederriemen am Deckel feſtgeſchnürten Stiefeln waren ein eiſerner Roſt und ein metallenes Teegeſchirr aufgeſchnallt. In der Hand hielt er einen 1,20 m langen, am oberen Ende gegabelten Stock, wie ihn unſere bäuerlichen Viehtreiber benutzen.

Der Kopf war unbedeckt. Dafür hatte ſich der fromme Mann aber vermittels einiger Holzſtäbchen an ſeinem Torniſter eine Vorrichtung angebracht, die, über den Kopf nach vorn greifend, eine mit einem Tuch beſpannte Wand trug und ſein Haupt gegen die Sonnenſtrahlen ſchützte. Dieſe Art der in Tibet jetzt anſcheinend modernen Sonnenſchirme mochte ſich auch ganz gut bewähren, und der ſonderbare Wanderer ſetzte ſtolz die Art und den Zweck dieſes Garderobenſtückes auseinander. In chineſiſcher und tibetiſcher Sprache berichtete er uns, daß er von Lha-ſa komme, wohin er vor einem Jahre von ſeinem Heimatskloſter Kumbum*) aus gewandert ſei. Als wir ihm erzählten, daß auch wir Kumbum kannten, wurde er ſogar zutraulich und bat um die Erlaubnis, uns ein Stück Weges zu begleiten, weil die Gegend hier unſicher und die Ngolok ſo verfluchte Räuber ſeien, daß ſie ſelbſt nicht davor zurückſchreckten, ſich an einem ſo heiligen Manne, wie er einer ſei, zu vergreifen. Die Tópa-Leute hätten, ſo klagte er uns, ſchon viele ſeiner geiſtlichen Mitbrüder**) umgebracht und

*) Lamakloſter nahe der chineſiſch-tibetiſchen Grenze, öſtlich des Kuku-nōr. Vgl. S. 80, Anm. **).

**) Der Stamm der Ngolok beſitzt ſelbſt Lamas, aber dieſe ſcheinen ſich gegen die Lamas der anderen Stämme ganz abzuſchließen. Es iſt wohl auch möglich, daß Würdenträger der Ngolok nur den Lamatitel führen, ohne ſelbſt Lamas zu ſein. Jedenfalls iſt die Feindſchaft, die dieſe Lamas anderen Stämmen entgegenbringen, auffallend.

empfänden nicht einmal vor dem Heiligſten Ehrfurcht. Er bedachte den Stamm der Ngolok mit den häßlichſten Schimpfworten und klagte immerfort, daß er gerade durch ihr Gebiet zu ziehen gezwungen ſei.

Der „Handwerksburſche" erhielt alſo die Erlaubnis, mit uns die Nacht zu verbringen, da er vorgab, daß am nächſten Morgen ſiebzehn Sung-p'an-t'ing-Kaufleute von unterhalb des Matſchu her unſeren Lagerplatz erreichen müßten; mit ihnen beabſichtigte er dann weiterzuziehen. Dieſe Kaufleute ſollten ſich mit ihren Kollegen in der Nähe von Dodi vereinigen und dann, mehrere hundert Mann ſtark, über Knäba nach ihrer Heimat weiterziehen.*)

Der fromme Herr machte zwar einen halbwegs ehrwürdigen Eindruck, aber wir hielten es doch für ratſam, ihn ſcharf im Auge zu behalten. Konnte er doch ein Spion oder ein Abgeſandter der Ngolok ſein, der den Auftrag hatte, uns irre zu führen oder uns durch ſeine Ratſchläge über die Maßnahmen ſeiner Stammesbrüder zu täuſchen! So wurde denn der ob unſerer Liebenswürdigkeit anſcheinend höchlichſt erſtaunte Prieſter unter ſicherem Gewahrſam bis nach unſerer nächſten Lagerſtelle gebracht. Wir unterhielten uns ganz gut mit ihm; ſeinen Bemerkungen nach zu ſchließen, muß er ein ganz ſchlagfertiger Menſch und witziger Kloſterbruder geweſen ſein. Wenn er nur nicht ſo polizeiwidrig drollig gewirkt hätte mit ſeinem Komikergeſicht und ſeinem Torniſter, dem er manchmal ſeine Gebetsmühle entnahm und ſie zum Zeitvertreib oder aus religiöſem Bedürfnis während ſeiner Erzählungen im Schwunge hielt.

Die intereſſanteſte Nachricht, die wir von dem Lama erfuhren, war die vom Zurückgehen der Engländer vor Lha-ſa, das er vor etwa drei Monaten verlaſſen hatte. Der Lama zeigte ſich damals, ſoviel wir ſpäter in der Heimat nachträglich feſtſtellen konnten, über die Vorgänge an der tibetiſch-engliſchen Grenze recht gut unterrichtet. Es iſt überhaupt merk-

*) Mit dieſer Karawane traf ſpäter der Lehrer Li und ſein Freund Niu zuſammen.

würdig, welches Intereſſe die Tibeter und insbeſondere die Lamas den Begebenheiten in ihrem Lande oder nahe ihrer Grenze entgegenbringen, und mit welcher Schnelligkeit oft Nachrichten in mitunter ſchwer gangbaren Gebieten Verbreitung finden.*)

Wie ich ſchon früher einmal äußerte, dürfte die Vermutung gerechtfertigt erſcheinen, daß dieſer Nachrichtendienſt von unſichtbarer Hand, und zwar durch die politiſchen Geiſtlichen des Landes, durch die Lamas ſelbſt, geleitet wird. Daß dieſe hauptſächlich nur diejenigen Nachrichten verbreiten laſſen, die ihrer Sache günſtig erſcheinen, die ſich alſo auf eine dem Lande drohende Gefahr beziehen oder auf das Anrücken einer größeren, insbeſondere europäiſchen Karawane, iſt begreiflich. Ebenſo natürlich iſt es, daß dieſe Nachrichten immer zu ungunſten der Fremden, beſonders der weißen Völker gefärbt werden. Der tibetiſche Klerus iſt ja mehr oder minder auf dieſen Nachrichtendienſt angewieſen, der in erſter Linie durch Wanderprieſter ausgeübt wird. Sie haben nur die Aufgabe, durch ihre Tätigkeit dem Klerus zu der Macht und dem Einfluß zu verhelfen, die nötig ſind, um die abergläubiſche ungebildete Maſſe der Tibeter zu feſſeln und ſie politiſch in der Hand zu behalten.

So hatten wir wohl auch in unſerem wandernden Lama ein derartiges Werkzeug der tibetiſchen politiſchen und religiöſen Metropole von Kumbum vor uns, der vielleicht im Verein mit noch anderen den ſchwierigen Auftrag hatte, an der vorbereitenden Pionierarbeit des Klerus an der Süd- und Südweſtſeite des ſich gegen die prieſterlichen Einflüſſe anſcheinend noch abſchließenden Ngolok-Gebietes unauffällig mitzuhelfen.

Das Kloſter Kumbum hatte in ihm einen für dieſe Zwecke ſicherlich geeigneten Vertreter ausgeſandt, denn unſer Lama war nicht nur intelligent, er wußte auch über manches Beſcheid und war auch auffallend gut über die Vorgänge auf dem ruſſiſch-japaniſchen Kriegsſchauplatz unterrichtet. Über die Ruſſen urteilte er ſehr verächtlich, dafür begeiſterte er

*) Eine ähnliche Bemerkung macht auch Cäſar in ſeinem Galliſchen Kriege in Hinſicht auf den Nachrichtendienſt der Gallier.

Zu Seite 47.

Aus dem Schulmuseum Bremen.

Ein Knabe aus Bougainville.

ſich aber für die tapferen gelben Japaner, die er für ein Geſchwiſtervolk der Chineſen erklärte und denen er ſchon infolge dieſer Raſſenverwandtſchaft mehr Sympathien entgegenzubringen ſich verpflichtet fühlte. Die Niederlage der Ruſſen ſtellte er als einen Zuſammenbruch des Einfluſſes der Weißen in Aſien dar.

Eine derartige, von mir übrigens wiederholt vernommene Anſicht zeigt, wie ſchlecht es mit dem Preſtige der weißen Raſſe damals ſtand und wahrſcheinlich auch jetzt noch in jenen nördlichen Gebieten beſtellt iſt. Wir müſſen den Engländern dafür Dank wiſſen, daß ſie die ruſſiſche Schlappe dazu benutzt haben, den Einmarſch in die politiſche und religiöſe Metropole Tibets zu erzwingen; denn dadurch haben ſie das verlorene Anſehen der weißen Raſſe in Tibet, vielleicht auch in ganz Aſien, wiederhergeſtellt. Noch mögen die Wirkungen dieſes Erfolges nicht für die Allgemeinheit erſichtlich ſein, und wohl deshalb gab es ſogar in England Leute, die in dem engliſchen Vormarſch auf Lha-ſa ein unnützes, unfruchtbares Unternehmen erblickten. Wenn man dieſe Kurzſichtigen auf einige Monate nach Tibet ſchickte und ſie dort ſich ſelbſt überließe, würden auch ſie — das iſt meine ſichere Überzeugung — bald anders denken und vielleicht auch herausfühlen, daß ſich dort in dieſen unwirtlichen Landen eine Entſcheidung vorbereitet, die gleichbedeutend iſt mit dem dauernden Anſchluß tibetiſcher Stämme an die gelbe Raſſe oder mit der kommerziellen und kulturellen Beſitznahme tibetiſcher Gebiete durch die weiße Raſſe.

Inzwiſchen waren wir an einem von rechts bis dicht an den Fluß vorſpringenden Rücken angelangt, den wir überſtiegen. Von oben aus ſtellten wir eine Ngolok-Patrouille feſt, die ſich aber bald zurückzog. Einem waſſerarmen Seitental des Matſchu folgten wir wenige Kilometer abwärts bis zum Gelben Fluſſe ſelbſt, der ſich alsbald in zwei Arme teilt. Der rechte nimmt einen deltaförmig einmündenden ſtarken Nebenfluß auf, ſo daß eine Inſelgruppe entſteht. Da unſere Marſchleiſtung heute beträchtlich war und der Tag ſchon bald zur Neige ging, beſchloſſen wir, auf einer dieſer mit dichtem Geſtrüpp, aber ſpärlichem

Graswuchs bedeckten Inſel die Nacht zu verbringen. Bald war eine Furt ausgekundſchaftet und die Karawane nach dem geſicherten Lagerplatz gebracht. An drei Seiten beſpülten ihn tiefe und breite Waſſerläufe, der ſüdlichen Seite jedoch war nur ein ſchmaler 14 m breiter Waſſerarm vorgelagert, durch den die Furt führte.

Kurz nachdem die Tiere abgeſattelt und auf die Weide getrieben worden waren und die Leute eben daran gingen, eine Doppelration zu faſſen, hatte unſer „Handwerksburſche" noch drei Zunftgenoſſen entdeckt, die, wie er, von Lha-ſa kamen. Er rief ſeinen Kollegen zu, ſie möchten unbeſorgt näher kommen, ſie würden gut tun, wegen der Unſicherheit der Gegend im Lager der Fremden die Nacht zu verbringen. Da der Lama uns erzählt hatte, daß er ſtreckenweiſe die Reiſe von Lha-ſa in Begleitung von Kameraden ausgeführt habe, ſo lag die Vermutung nahe, daß unter dieſen vieren ein Einverſtändnis beſtehen könnte, und ich verbot deshalb, daß alle vier Mönche auf der Inſel blieben. Jenſeit des trennenden Nebenarmes hatten ſich bald die drei Wandersleute im Schilfgraſe häuslich eingerichtet, und bald loderte dort ein luſtiges Feuerchen, auf dem ſich die geiſtlichen Herren Tee kochten. Als Entſchädigung dafür, daß ſie die Nacht nicht in unſerem Lager zubringen durften, ſchickten wir ihnen etwas Tſamba hinüber, den ſie auch mit Dank annahmen.

Zwiſchen den Lamas und unſeren Dienern entwickelte ſich bald eine lebhafte Unterhaltung, aus der wir entnahmen, daß die Lamas Zeugen der Vorbereitungen geweſen waren, die die Ngolok-Stämme am Matſchu unterhalb für einen in der letzten Nacht auf Europäer ausgeführten Überfall getroffen hätten. Als die Ma-fus erzählten, daß unſere Karawane das Ziel dieſes Angriffs geweſen ſei, lachten die ſchadenfrohen Brüder und riefen: „So, dann ſeid Ihr alſo die gefährlichen Leute, von deren Anmarſch die Ngolok längs des ganzen Matſchu ſchon ſeit mehreren Tagen Kenntnis haben. Gebt nur acht auf Eure Zelte und Eure Tiere und auch auf Eure Köpfe, denn eine freundliche Aufnahme werdet Ihr dort unten — der Sprecher zeigte hierbei Matſchu abwärts — gerade

nicht finden!“ Aus der Unterhaltung erfuhren wir ferner, daß wir in drei bis vier Marſchtagen entlang dem Matſchu eine Ngolok-Anſiedlung namens Réman (an naſal geſprochen) antreffen würden, wo ein Schlauchboot (Fähre) den Verkehr mit dem anderen Ufer vermittelte. Von Réman aus könnten wir in 20 Tagen nach Radyagomba*) gelangen. Kurz nach Réman würde das Gebiet der Tópa-Leute (alſo auch das von Dodi und Dóyung) aufhören und wir würden dann den Bezirk von Kánſerr betreten, deren Häuptling mit den Chineſen befreundet ſei.**)

Die Nachricht, daß wir innerhalb der nächſten vier Tage auf dem diesſeitigen Ufer keine Zelte antreffen würden, alſo Ausſicht haben ſollten, ohne neue Schwierigkeiten den gefährlichen Tópa-Bezirk zu verlaſſen, war für uns von Wichtigkeit.

Noch bei Tageslicht wurden die Anordnungen für einen in der Nacht möglicherweiſe eintretenden Überfall gegeben und unſer Lama wurde, um eine Verſtändigung mit ſeinen Kameraden unmöglich zu machen, in die hinterſte Ecke des Soldatenzeltes geſteckt. Die Kochfeuer wurden gelöſcht, und eine ſtockdunkle und kalte Nacht brach an.

Der Koch hatte die erſte Nachthälfte Wache. So ſaß er denn jetzt vor ſeinem Zelte an der gefährdeten Lagerſeite und ſang chineſiſche Lieder, bis er einſchlief. Ich ließ den Pflichtvergeſſenen heute ſchlafen, weil er, wie ſeine Kameraden, durch die Vorgänge der letzten Tage tatſächlich arg mitgenommen war. An ſeiner Statt übernahm ich ſelbſt den Wachtdienſt, denn das Dunkel der Nacht war undurchdringlich und Vorſicht ſehr geboten. Die Grabesruhe wurde nur unterbrochen durch das Rauſchen der Schilfwälder und Blätter, das Murmeln und Plätſchern

*) Es iſt ſprachlich wahrſcheinlich, daß Radyagomba identiſch iſt mit Rockhills Radjong, denn Rockhill ſagt auf Seite 337 in „Journey through Mongolia and Tibet“, daß er an Ort und Stelle für Radjong Ra-dje hörte. Dies würde mit Radja (geſprochen Radſcha) gut ſtimmen. Dgon-pa (geſprochen gompa, gomba, gömba) heißt Kloſter, Lamaſerei.

**) Dieſe Angabe war erlogen. Gerade das Gegenteil iſt der Fall.

der Waſſer, hin und wieder auch durch den ſchrillen Aufſchrei eines aufgeſchreckten Vogels oder durch das Geheul eines herumſtreifenden Raubtieres.

Endlich graute der Morgen. Als wir an die Lamas noch einige Fragen über die Beſchaffenheit des Weges richten wollten, zeigte es ſich, daß alle vier ſpurlos verſchwunden waren. Wie ſich ſpäter herausſtellte, waren ſie das hier einmündende Seitental, in dem ein abgekürzter Weg nach Réman führt, nochmals aufwärts gegangen, hatten ſich bei Réman auf der Fähre über den Matſchu ſetzen laſſen und ſich alsdann nach Radyagomba, Labrang und Kumbum gewendet.

Gleich bei Beginn unſeres Weitermarſches mußte die Karawane mangels einer Furt die Arme des ſtarken rechten Nebenfluſſes des Matſchu durchſchwimmen, wobei wir leider einige Gepäckſtücke und auch Proviant verloren. Gleich hernach tritt dicht an die gurgelnden Waſſer ein mäßig hoher ſteil abfallender Felsrücken heran, den wir auf einem ſchmalen Pfade überkletterten. Auf einem zwei Fuß breiten Pfade, der zum Teil von den Fluten weggeſpült war, folgten wir dicht über Waſſerhöhe dem ſchmutzigbraunen Matſchu am Fuß der ſteil, oft ſenkrecht abfallenden Uferrücken. Als ſich nach einigen Stunden beſchwerlichen Marſches endlich das Tal wieder erweiterte, machte die Karawane mit Rückſicht auf den Zuſtand der Tiere dicht am Rande einer hohen Steilterraſſe, deren Fuß der Matſchu beſpült, Halt. Der Lagerplatz war durch einen von den jenſeitigen Höhen ausgehenden Vorſprung gegen eine große Zeltanſiedlung am anderen Ufer gedeckt.

Während ich, nahe bei dem beabſichtigten Lagerplatze, an einer gedeckten Stelle die Waſſertemperatur feſtſtellte, hatte Ta-tſchang in der Ferne einen Ngolok entdeckt, den er ſofort auf Tibetiſch anrief und dem er ſich als Angehöriger eines den Réman-Leuten befreundeten Stammes ausgab. Der Ngolok ſchenkte ihm Glauben; er gab an, ſelbſt ein Bewohner von Réman zu ſein. In ſeiner Geſchwätzigkeit erzählte er die „Neuigkeit“, daß man in Réman die Ankunft einer europäiſchen Karawane, die wahrſcheinlich über Radyagomba nach Quetä weiter ziehen

wollte, erwarte. Der Tibeter meinte, daß dies ein gefährliches Unterfangen wäre und daß es der Karawane dort ebenso schlecht gehen würde wie am Matschu. Die Einwohner von Radyagomba seien nämlich ganz bösartige Menschen, die jeden Fremden ohne weiteres erschössen. Zur Bekräftigung fügte er hinzu, daß eine Karawane normalerweise in dem unwirtlichen Gebiete von Radyagomba nach Quetä noch weiterer zehn Marschtage bedürfe, und daß es demnach recht zweifelhaft sei, ob den Europäern unter solchen Umständen ihr Plan gelingen würde.

Der Ngolok konnte bei dieser Unterredung weder mich, noch die mehrere Kilometer zurückgebliebene Karawane gesehen haben. Durch Ta-tschangs Verstellungskunst hatten wir somit wichtige Aufschlüsse über die Stämme Matschu abwärts erhalten.

Ta-tschang faßte die Gelegenheit beim Schopfe, aus dem Ngolok noch mehr heraus zu bekommen. Er suchte deshalb den Tibeter möglichst lange festzuhalten. Beide ließen sich mit gekreuzten Beinen am Boden nieder, und der Ngolok bot als Zeichen der Freundschaft dem Chinesen eine Prise Schnupftabak*) an. Ta-tschang, der es wirklich prächtig verstand, die Leute mit seinen Lügen und seiner Freundlichkeit einzuwickeln, zog aus dem Ngolok noch manche wissenswerte Angabe, so z. B. über die Beschaffenheit der Ansiedlung von Réman sowie über die Art des dortigen Überganges und den Grad der Gefechtsfähigkeit dieses Stammes.

Plötzlich wurde die Karawane in der Ferne sichtbar, und dem geprellten Tibeter mochten vielleicht auf einmal Zweifel über Ta-tschangs Persönlichkeit gekommen sein, kurz, er sprang rasch auf, schwang sich auf sein Pferd und jagte in der Karriere talabwärts. Ta-tschang, der mein

*) Dieser Schnupftabak besteht aus der Asche von verbranntem Kuhmist und reizt die Schleimhaut außerordentlich. Die Tibeter verwenden ihn aber nicht zum Schnupfen, sondern sie nehmen eine Prise in den Mund. Dies hat, wenn ich nicht irre, den gleichen Zweck, wie bei den Kirgisen das Kauen der Asche einer Art von Latschennadeln (Knieholzkiefer), nämlich den, das Gefühl des Durstes zu beheben und zu erfrischen. Die Wirkung ist eine ähnliche wie die der Pfefferminze.

Gewehr hatte, ſchoß dem Reiter einige Kugeln nach, die aber natürlich und glücklicherweiſe ihr Ziel verfehlten.

Noch war die Karawane mehrere hundert Meter von der beabſichtigten Lagerſtelle entfernt, als ein heftiger Hagelſchauer, ähnlich dem von Dſodyárá-nōr, einſetzte und ein mächtiger Sturmwind losbrach, der uns gerade ins Geſicht blies und derart zunahm, daß wir abſitzen und uns hinter den Pferden verbergen mußten. Im Nu war es ſtockdunkel geworden, blendende Blitze durchzuckten unaufhörlich die dumpfe Atmoſphäre und ihr greller Widerſchein im Waſſerſpiegel des Matſchu ließ für Augenblicke den Eindruck entſtehen, als ob dieſe elektriſchen Entladungen aus dem Fluſſe, dem Talboden und von den Bergſpitzen hervorkämen. Dieſes Übermaß von Licht benahm uns auf kurze Zeit jede Möglichkeit der Orientierung. Das Wetter hatte mit ſolcher Gewalt eingeſetzt, daß die Karawane ſtehenden Fußes abwarten mußte, bis der ſchlimmſte Teil vorübergegangen war.

Zu gleicher Zeit, als die Leute unter vielen Mühen, mit ſteif gefrorenen Händen und durchnäßt bis auf die Haut, den Lagerſchlag vollendet hatten, durchbrach die Sonne das zerriſſene Gewölk, gleichſam, als ob ſie ihrer Schadenfreude Ausdruck geben wollte, daß uns die Elemente in Tibet wieder einmal kurz vor der Haustür ein Schnippchen geſchlagen hatten. Der ganze Boden war von den niedergefallenen Hagelſchloſſen wie mit Schnee bedeckt. Da die Wärme raſch zunahm, waren ſie zum großen Teile bald geſchmolzen, ſo daß das Vieh auf die Weide getrieben werden konnte.

Den ganzen Tag über hatten wir, zumal in den lehmigen Uferſtrecken, friſche Reiterſpuren bemerkt, die in unſerer Marſchrichtung verliefen und deren Eindrücke uns deutlich verrieten, daß wir auch letzte Nacht durch Ngolok-Patrouillen beobachtet worden waren. Da der Lagerplatz trotz der dichten Anlehnung an das ſteile Matſchu-Ufer durchaus nicht günſtig war, ſo wurden auch hier wiederum alle Vorſichtsmaßregeln für die Nacht angeordnet, und ich hielt deshalb auch dieſe Nacht ſelbſt Wache.

Das Lagern dicht am Matſchu geſchah außer den ſchon früher erwähnten Gründen auch deshalb, damit wir im Falle einer Gefangennahme oder einer Niederlage die Möglichkeit hatten, das Gepäck zu vernichten, d. h. es entweder in den Fluß zu werfen oder zu verbrennen, bevor es in die Hände der Gegner fiel. Dieſe Abſicht hatten die Tibeter erkannt, und vielleicht unterließen ſie es gerade aus dieſem Grunde, uns auf dem Marſche am Matſchu entlang anzugreifen. Sie waren wohl überzeugt, daß ſie ſich bei einem Überfall auf unſer von jetzt an wohlbewachtes und mit Hartnäckigkeit verteidigtes Lager im beſten Falle nur blutige Köpfe holen könnten, ihren Hauptzweck aber, der Expeditionsausrüſtung und unſerer wertvollen Tiere habhaft zu werden, nie erreichen würden.

17. September 1904. Um die ermatteten Tragtiere nach Möglichkeit zu ſchonen, wurde aller entbehrliche Ballaſt von den Traglaſten entfernt. So warfen wir denn noch am Morgen vor dem Abmarſch fünfzehn leere Proviantſäcke, eine größere Anzahl von Reſerveſätteln und eine Kiſte Jagdſchrotpatronen in den Matſchu. Trotz alledem waren die Traglaſten noch recht umfangreich und ſchwer, weil in den letzten Monaten die präparierten ſchweren Felle der erlegten Tiere hinzugekommen waren, ſo unter anderem ein ganzer wilder Yak ſamt Schädel, drei Bärenfelle, einige Antilopen- und Fuchsfelle ſowie das ganze Gerippe und das Fell eines wilden Pferdes. Zudem war die Anzahl der Yaks und Ochſen bereits auf 29 geſunken, während die der ſtark ermüdeten, rückenwunden Pferde ſogar nur noch 20 betrug.

Der Weg ſchlängelte ſich von hier an dem immer enger werdenden Tal des Matſchu entlang. Dicht bis an den Fluß herantretende und dort ſteil abfallende Höhenzungen nötigten die Karawane, unausgeſetzt auf ſteilen Serpentinen und ſchlechten ſteinigen Pfaden den beſſeren Uferweg zu verlaſſen und die Rücken zu überklettern. Nur langſam kommt man unter dieſen Umſtänden vorwärts, und die Ermüdung der Tiere ſteht in gar keinem Verhältnis zu der Marſchleiſtung. Beſonders anſtrengend iſt dieſer Marſch von hier an für *die* Pferde, die an der

Spitze oder zur Aufklärung Verwendung finden. Auch für mich bringt das unübersichtliche wellige Gelände neue Schwierigkeiten, denn ich muß nicht nur mit der Karawane Schritt halten und zugleich meine Routenaufnahmetätigkeit durchführen, sondern auch gleichzeitig als Spitzenführer für die nötige Aufklärung sorgen.

An diesem Tage waren die Tiere dermaßen erschöpft, daß wir uns gleich nach unserer Ankunft wiederum zu einer Zwangserleichterung entschließen mußten. Leere Säcke, Zeltstricke und ein eiserner Kochtopf mußten ins Wasser wandern, und mehrere Konserven wurden an die Mannschaft verteilt. Dagegen gelang es mir nicht, Kous von Li ererbtem Patentstrohsack, der mit leeren Blechbüchsen und allem möglichen und unmöglichen Schund angefüllt war, ein nasses Grab zu bereiten. Die Chinesen hielten eine derartige Verschwendung für ein Verbrechen und kündigten mir den Gehorsam, wenn ich ihnen diese wertvolle Sammlung, die sie mit sich schleppten, um sie später in China zu verkaufen, gewaltsam entzöge.

Die günstigsten Lagerplätze bieten von jetzt an kleine Talweiten des Matschu und die hohen Steilufer, die der Fluß bespült. Auf beiden Seiten begleiten den im starken Gefäll in einem engen Bette dahinschießenden Fluß hohe, mit Gras bedeckte Rücken, die sich landeinwärts in noch höheren fortsetzen, an die sich dann in unendlich eintöniger Weise ähnlich gestaltete Rücken in schier endloser Zahl anreihen; sie bieten dem Beschauer von einer Bergspitze aus eine wellenförmige Berglandschaft dar. Ab und zu mündet ein schmales Tälchen mit starken Nebenflüssen oder klaren Gebirgsbächen ein und oft werden am jenseitigen Ufer, meist in tieferen Tälern, Zelte und große Schaf- und Yakherden sichtbar. Der Gebetswimpel fehlt nirgends, ebensowenig das Obo auf hervorragenden Berggipfeln oder an Talgabelungen und auf Pässen.

Seit dem Überfall herrschte bei der Karawane eine gedrückte Stimmung, die infolge der Schwierigkeiten des Geländes ständig zunahm. Im Verein mit der allgemeinen Übermüdung bildete sie eine direkte Gefahr, und weder die Drehorgel noch Witze schienen die Gemüts-

Fig. 1. Die Buchdruckerpresse im Gutenberg-Museum.

Als weiterer Schritt
ist Zylinderdruck
er einer senk-
ten Zylinderdruck-
hält nur noch
chen. Einfach
Tiegeldruck-
ie Platte, wie
ig kennen, von
en über gerollt.
in den Höhlen
chten Stellen,
t unberührt;
ie Druckfarbe
die vertieften
entsprechen er-
hmenden ver-
ert sog. Hoch-
ellauf aus lo-
Hochdruck-
ungsform, die
Buchgewerbe

Buchdruckmaschinen.
A. Kast, Handbuch der Buchdruckerkunst. Leipzig 1884.
Gutenberg-Museum. Katalog. Mainz 1900.

ſtimmung der Leute zu beſſern. Auch dieſe Nacht hielt ich wieder ſelbſt Wache.

Am 18. September folgten wir den regelmäßigen Zickzacks des Matſchu, überſchritten dann wieder ſeitlich vorſpringende Höhenrücken und befanden uns plötzlich ganz unvermutet gegenüber einer ausgedehnten, an den Hängen des jenſeitigen Ufers errichteten Zeltanſiedlung — Réman. Der Matſchu war hier ſo ſchmal, daß wir uns bequem mit den Bewohnern von Réman verſtändigen konnten. Sobald die Leute unſerer anſichtig geworden waren, ertönte von ihren Zelten her der brummende Ton ihrer Gebetstrommeln, und einige Reiter, die ſich auf dem diesſeitigen Ufer befanden, machten ſich eilig daran, den Matſchu zu durchſchwimmen. Zu Dutzenden waren ſie ans Ufer geeilt und riefen uns zu, ob wir Kaufleute wären, und was wir in den Kiſten mit uns führten. Wie wir bereits durch den Lama erfahren hatten, war dieſer Stamm ſchon von dem Nahen eines Europäers unterrichtet; nachdem die Tibeter ſich klar geworden waren, daß w i r dieſe verdächtige Expedition ſeien, liefen ſie ſchleunigſt auf ihre Zelte zu und verkrochen ſich dort. Gegenüber dem auf einer vorſpringenden Landzunge errichteten Réman waren ſeitlich unſeres Weges drei Steinmauern errichtet, deren jede von der anderen einige Schritte entfernt lag. Sie waren mannshoch und hatten, von ferne geſehen, den Eindruck von in langen Reihen aufgeſchichteten Holzblöcken gemacht. In Wirklichkeit waren es aber Gebetsmauern (ſiehe Bild 37), welche angeblich die Grenze darſtellen zwiſchen dem Tópa-Gebiete und der Machtzone des Häuptlings von Wáßerr.

Trotzdem uns entlang der Höhenrücken tibetiſche Reitertrupps folgten, ſetzten wir unbehelligt unſeren Marſch flußabwärts fort. Nach wenigen Kilometern ſtieß die Spitze, die heute Dr. Tafel führte, auf dem diesſeitigen Ufer auf Zelte, die zur Anſiedlung Artſchúng-Dýnang*) ge-

*) Artſchúng-Dýnang, Réman, Dýna Ránganda, Gomo und Wáßerr werden kurzweg mit Chóro Artſchúng bezeichnet. Sollte Dýnang mit Duýang (дуанъ) identiſch ſein?

hörten. Er wurde von den Einwohnern freundlich aufgenommen; die Leute des größten, des Häuptlingszeltes, hatten ihn ſogar eingeladen, abzuſitzen, um „ſich im Zelte auszuruhen", wahrſcheinlich aber, um ihn bei dieſer Gelegenheit umzubringen. Die Liebenswürdigkeit und Gaſtfreundſchaft waren jedenfalls nur Heuchelei. Die Ngolok erboten ſich ſogar, uns Yaks und Pferde zu verkaufen und müde Tiere umzutauſchen; außerdem ſuchten ſie um jeden Preis die Gummikapuze, die ſich Dr. Tafel zum Schutze gegen den niedergehenden Sprühregen aufgeſetzt hatte, in ihren Beſitz zu bekommen.

Die Karawane hatte inzwiſchen dicht aufgeſchloſſen und war unter den nötigen Vorſichtsmaßregeln zum Häuptlingszelt herangekommen. Da ich immer noch europäiſches Koſtüm trug, hatte ich mich in einer Gruppe Soldaten und Ma-fus verſteckt gehalten, und ſo gelang es auch, ohne Störung und ohne aufzufallen, dieſen Außenpoſten der großen Anſiedlung, Gakürr, zu durchſchreiten. Kurz hinter der Anſiedlung iſt durch ein Floß Verbindung mit dem anderen Ufer hergeſtellt. Es beſteht aus vier Yakmagen, die an den Enden eines Holzrahmens befeſtigt ſind. Der das Floß Benutzende muß ſich mit dem Bauche darauf legen und dann durch Schwimmbewegungen dieſem Verkehrsmittel die Richtung nach dem Ziele geben.

Bis dicht an das rechte Matſchu-Ufer ſchiebt ſich hinter Artſchüng-Dynang ein breiter flacher Rücken heran. Ein ſtark begangener Weg führt über ihn in einen weiten Talkeſſel hinab, in das ein von rechts kommender klarer Gebirgsfluß zum Matſchu niedergeht, während am anderen Ufer des Matſchu die Hänge ſteil abfallen. Dem rechten Ufer des in mehreren Armen einmündenden klaren Ta-ſchü entlang zieht ſich eine 4 m hohe Gerölterraſſe. Auf ihrem dem Matſchu zugekehrten Ende iſt ein Obo erbaut, das aus drei Steinen beſteht, die mit weißen Lumpen und Schnüren behangen ſind. Auf dem oberen, dem vom Matſchu entfernteren Teile, breitet ſich die umfangreiche Anſiedlung Gakürr*) aus.

*) Gakürr iſt eine Enklave von Artſchüng auf dem linken Matſchu-Ufer. Der Häuptling von Gakürr iſt befreundet mit dem von Kánſerr. Von Artſchüng-

Für einen Überfall von seiten der Ngolok wäre dieser Talkessel wie geschaffen gewesen. Wir rückten deshalb vorsichtig der Ansiedlung näher. Erst, nachdem die uns zugekehrte Steilterrasse ausgekundschaftet und festgestellt war, daß sie unbesetzt sei, überschritt die Karawane die ungefähr 1 km breite Ebene und dann das Flußhindernis, um bei dem Obo an einer geeigneten Stelle die Uferterrasse zu erklimmen. Dort schlugen wir das Lager auf. Wir befanden uns also hier auf dem äußersten Ende der bewohnten Plattform dicht am Obo. Ob wir durch unser Verweilen in der Nähe des Heiligtums von neuem gegen die tibetischen Gesetze verstießen, war uns gleichgültig, wir waren nur darauf bedacht, den taktisch besten Lagerplatz zu finden. Wie es aber das Mißgeschick wollte, war eben der beste Lagerplatz stets eine das Tal beherrschende Höhe mit dem Heiligtum des Stammes auf der Spitze, oder die gut geschützten Uferstellen an den Einmündungen von Flüssen, die ebenfalls weithin sichtbare Obos, Gebetsmauern und andere heilige Baulichkeiten beherbergten.

Auch hier in Gakürr hatten die Ngolok auf einen ernstlichen Widerstand verzichtet, obwohl sie ganz genau über uns unterrichtet waren und eine hervorragend gute Gelegenheit gehabt hätten, uns durch Besetzung der Terrasse mit dem starken Hindernis des Ta-schü vor der Front den Weitermarsch unmöglich zu machen. Die Einwohner von Gakürr hatten entweder aus Angst vor der Wirkung unserer Waffen, von der sie schon durch die Tòpa-Leute erfahren hatten, von einem Gefecht Abstand genommen oder aber, und das erscheint mir wahrscheinlicher, sie hatten

Leuten wurde Gakürr auch Takúch benannt. Es war auffallend, daß dem Wäßerr-Stamm, den wir alsbald kennen lernen werden, der letztere Name nicht geläufig war. Dies dürfte aber seinen Grund darin haben, daß einige Ngolok-Plätze nach ihrem Häuptling benannt werden, dessen Wahl stets durch Abstimmung geschieht (die meiste Aussicht hat immer der, der am gewandtesten stehlen und lügen kann). Bei dem Wechsel der Namen ist es daher schwer, über andere Stämme genauere Nachrichten einzuziehen, da sich Irrtümer in der Bezeichnung ihrer Wohnplätze leicht einschleichen. Das zweckmäßigste ist, die Stämme nach nahen Klöstern oder nach Eigentümlichkeiten des Flußlaufes oder der Berge und Obos zu bezeichnen. Die Tibeter verstehen eine derartige Bezeichnung schnell und ergänzen oft den fehlenden Namen.

von dem höchſten Ngolok-Häuptling den Auftrag erhalten, die Europäer noch tiefer in die bewohnten Gebiete hineinzulocken und ſie erſt dann anzugreifen, wenn ſie die ſchützende Anlehnung an den ſtarken Matſchu verloren hätten.

Statt zum Überfall griffen die Einwohner von Gakürr zu einem anderen Mittel, von dem ſie ſich ebenfalls unſer Verderben verſprochen haben mußten, nämlich zum — Gebet. Schon als ſie unſerer Karawane anſichtig geworden waren, begannen im ganzen Lager die Gebetstrommeln zu raſſeln, und als wir nun gar Anſtalten machten, unſere Zelte neben dem Obo aufzuſchlagen und die Tiere an einer geſchützten Stelle auf die Weide zu treiben, als ferner einer unſerer Ochſen einen der weißen Lappen des Obos für etwas Freßbares gehalten hatte, da ſteigerte ſich dieſer Lärm zu einem Höllenſpektakel; in langen Echos ſchienen uns die Berge das drohende Gebet in dutzendfacher Auflage immer und immer wieder zuzurufen. Auch hier wurden wir wie Ausſätzige behandelt. Alles mied uns, im Nu waren ſämtliche Herden der Ngolok weggetrieben, und im Umkreis von 2 km ſah man weder ein Schaf noch ein Pferd, weder einen Yak noch einen Ngolok. Nur ab und zu näherte ſich ein kläffender Hund unſerem Lager oder unſeren weidenden Tieren, bis er von den Ma-fus mit Steinwürfen vertrieben wurde. Auf dem jenſeitigen Matſchu-Ufer hatten ſich Reiterpatrouillen auf einige hundert Schritte herangewagt, um unſer Treiben im Lager beſſer beobachten zu können.

Ta-tſchang, der, um Milch und Tiere zu kaufen, mit einigen Ziegelteeſtücken abgeſchickt worden war, wurde zwar von den Gakürr-Leuten mit großer Zurückhaltung behandelt, er durfte unter anderem nicht einmal den Zelten näher kommen, er erſtand aber dennoch nach langem Handeln und Zureden einen Eimer Milch. Da wir dieſe wegen ihrer bläulichen Farbe für vergiftet hielten, mußte der Verſuchshund zuerſt ein anſehnliches Quantum davon zu ſich nehmen. Bevor wir es hatten verhindern können, hatte ſich auch ſchon Liu, der Koch, dem gefährlichen Experiment unterzogen. Wir warteten einige Stunden ab,

ohne daß ſich bei beiden eine Vergiftungserſcheinung gezeigt hätte, und dann tranken auch wir in gierigen Zügen das herrliche Naß, das unſere müden Glieder mit neuer Kraft belebte. Bald darauf bekamen wir aber ſolche Leibſchmerzen, daß wir ſchon unſere letzte Stunde gekommen glaubten. Die Urſache war glücklicherweiſe eine recht harmloſe: wir hatten nämlich des Guten zu reichlich genoſſen.

Bald, nachdem wir gegen Abend Ta-tſchang und Sü noch einmal ins Ngolok-Lager mit einer Platte gepreßten Tees als Geſchenk an den Häuptling und ſeinen Anhang abgeſandt hatten, um dieſe zu veranlaſſen, uns Pferde und Yaks zum Kaufe zu ſchicken, brachten drei bewaffnete Ngolok im Auftrage ihres Häuptlings einen abgemagerten kranken Gaul herbei, den wir trotz ſeiner minderwertigen Verfaſſung erſtanden. Wir mußten über jede Vermehrung unſeres Tierbeſtandes froh ſein, denn die Verluſte in den letzten Wochen waren außerordentlich hoch geweſen. Bei der Ankunft in Gakürr war uns unſer beſtes Pferd, das bisher die Inſtrumentenkiſte getragen hatte, aus Übermüdung tot zuſammengebrochen.

Kurz vor Dunkelheit kamen die beiden Abgeſandten mit dem Beſcheid zurück, daß ſie vom Häuptling verhältnismäßig gut aufgenommen waren, und daß der Gebieter von Gakürr auch verſprochen habe, am Morgen des nächſten Tages perſönlich mit weiteren verkäuflichen Pferden und Yaks bei uns vorzuſprechen. Auch hatte er, in der richtigen Erkenntnis, uns auf dieſe Weiſe am beſten überwachen zu können, das Angebot gemacht, uns ſeinen Sohn als Führer nach Wäßerr,*) einer Anſiedlung halbwegs Känſerr, zur Verfügung zu ſtellen. Wir ſchlugen dieſes Angebot ſowohl aus dem eben erwähnten Grunde als auch deshalb aus, weil zu erwarten ſtand, daß der „Führer" uns verräteriſcherweiſe im Auftrage ſeines Stammes irre führte oder in eine engenreiche Gegend leitete, die der Feind bereits umſtellt hätte. War es außerdem nicht auch wahrſcheinlich, daß der Wäßerr-Stamm mit

*) Eine ſtarkbevölkerte, emporblühende Zeltſtadt, der Mittelpunkt eines gleichnamigen Stammes, der in früheren Zeiten noch mächtiger als der Känſerr-Stamm geweſen ſein ſoll.

dem von Tópa, der uns so unfreundlich behandelt hatte, befreundet sei? Wir wollten unsere ohnehin schwierige Lage durch Aufnahme unbekannter Führer nicht noch mehr verschlimmern.

Und Mißtrauen war gerechtfertigt, da uns der Häuptling von Gakürr vor den eigenen Stammesbrüdern in Wäßerr warnte. Das war natürlich nur eine List, um sich unseres Vertrauens zu versichern. Als Zeichen seiner freundschaftlichen Gesinnung oder vielmehr, um seine feindliche zu verbergen, sandte uns der Häuptling am Abend ein in einen Schafsmagen eingewickeltes Stück Butter von 15 Pfund Gewicht.

Staubregen hielt die ganze Nacht hindurch an, desgleichen das ekelhafte Getrommel des in der Nähe postierten Lamas. Je dunkler sich die Schatten der Nacht herniedersenkten, um so rascher und fester wurden in Gakürr die Trommeln gerührt, in der festen Überzeugung, daß hierdurch wir, die bösen Geister, eingeschüchtert und vertrieben würden. In dies nächtliche Konzert mischte sich das vielstimmige Gebell der Hundemeute von Gakürr. Ab und zu übergellte ein schriller Pfiff einer Ngolok-Patrouille diese Katzenmusik, doch zu Tätlichkeiten oder Schießereien war es in dieser Nacht nicht gekommen.

Gerade als Hau und Ta-tschang beim ersten Morgengrauen zum Zelte des Häuptlings abreiten wollten, um die Tiereinkäufe gleich an Ort und Stelle vorzunehmen, kam der Häuptling mit acht Begleitern angeritten. Wir zwei Europäer begaben uns rasch in unser Zelt und verschlossen dieses von innen. Hau erhielt noch schnell Anweisung, sich als Herr der Karawane aufzuspielen, mit dem Häuptling die Kaufgeschäfte zu erledigen und den Ngolok weiß zu machen, daß in dem Zelte, in dem wir uns versteckt hielten, zwei schwerkranke Ma-fus lägen. Hau führte anscheinend die Begrüßungsfeierlichkeiten ganz gut durch, denn in Bälde wurden zur beiderseitigen Zufriedenheit die Kaufgeschäfte abgeschlossen und dem Häuptling ein Pferd für 54 Mark und 2 Yaks zu 27 Mark abgenommen.

Die neugierigen Ngolok konnten sich natürlich nicht enthalten, an unserem Zelte Betrachtungen anzustellen, an ihm zu ziehen und zu

zerren. Nach langen Mühen war es denn auch wirklich einem von ihnen geglückt, an der Zeltverschnürung ein Loch zu entdecken, durch das zuerst er, dann der Reihe nach die anderen durchguckten. Wir merkten es zu spät, da wir nach der anderen Seite hin Ausguck hielten, nach der eben der Häuptling mit seinem Gelde fortgeritten war. Um die neugierige Schar loszuwerden, öffneten wir rasch den Zelteingang, und Dr. Tafel goß sein Waschwasser auf die erstaunten Ngolok. Diese bogen sich förmlich vor Lachen und verspotteten einander wegen ihrer vom Wasser triefenden Pelzmäntel. Da uns die Tibeter nun schon einmal zu Gesicht bekommen hatten, traten wir denn aus dem Zelt heraus und taten, als ob wir Diener Hau's wären, der uns nun auch in grobem Tone Aufträge zurief und sich ganz den Anschein gab, als ob er wirklich der gestrenge Herr und Leiter der Karawane sei.

Mit offenem Munde und erstaunten Augen hatten sich die Gakürr-Leute inzwischen in einem großen Kreis um unseren Lagerplatz versammelt, um jeden Gegenstand, der auf die Tragtiere aufgeschnürt wurde, genau zu besehen und zu betasten. Vor ihren Augen luden wir alsdann unsere Waffen und zeigten ihnen recht deutlich, daß gleich fünf und noch mehr Patronen auf einmal in das Gewehr eingefügt werden konnten. Das machte auch sichtlich Eindruck auf sie, und sie konnten nicht genug darüber staunen, daß in einem so dünnen Schafte so viele Patronen Platz hatten. Anderseits waren sie jedoch auch der Überzeugung, daß diese kleinen Kugeln nicht weh tun würden und daß ihre Gewehre doch viel besser wären.

Bald wurden Stimmen laut, die von Verrat sprachen, von Europäern, von bösen Geistern und anderem mehr, und trotzdem wir uns Mühe gaben, unserem scheinbaren Herrn gegenüber möglichst ehrerbietig zu erscheinen, wurden wir alsbald mit „Europäer" angesprochen. Die Soldaten versicherten zwar immer wieder, wir seien arme Kaufleute aus Kaschgar und ständen im Dienste des vermögenden Chinesen Hau. Doch als alles nichts half, ließen wir die Leute in ihrem Glauben und beeilten uns, den Boden von Gakürr, der uns unter den Füßen heiß zu

werden begann, schleunigst zu verlassen und nach dem nahen Engpaß Matschu unterhalb vorauszureiten, um diesen auf seine Gangbarkeit zu erkunden.

Hier bei Gakürr spielte sich der gleiche Vorgang ab wie am 15. September. Als die Ngolok erkannten, daß sie uns glücklich los waren, erhoben sie ein Massengeschrei und drohten der abziehenden Karawane mit Waffen und Fäusten.

In guter Marschordnung und Sicherung durchzogen wir den Engpaß und betraten eine schmale, aber gut gangbare, stark begangene Talweitung. Mein europäisches Äußere schien, trotzdem ich mich unter meine Ma-fus mischte, von uns begegnenden Reitern bemerkt worden zu sein; ich trug eine europäische Lodenjoppe und einen mit Pelz gefütterten chinesischen Mantel. (Siehe Bild 49.) Die blonden Haare und blauen Augen und nicht zum wenigsten die schwer mit Nägeln beschlagenen Bergstiefel und das europäische Sattelzeug schienen meine Abkunft verraten zu haben. Dr. Tafel hatte es viel leichter. In seiner Kleidung und seinem Aussehen konnte man ihn ruhig für einen Einheimischen halten. (Siehe Bild 48.)

Inmitten dieser Talweitung, wo von rechts ein Gebirgsbach zum Matschu niederkommt, gabelt sich der Weg. Dies war die Stelle, von der wir schon in Gakürr erfahren hatten, daß dort ein Weg nach Wäßerr, der mächtigen Ngolok-Ansiedlung abseits vom Matschu, abzweige. Zur Linken läuft ein schmaler Pfad ab, der die Talweitung entlang dem Matschu vollends durchschneidet und dann, schwindelnd hoch, an den steilen Hängen der Uferrücken den vielgeschlungenen Windungen des Flusses folgt. In Gakürr hatten wir von Eingeborenen gehört, daß unterhalb im Matschu Schnellen und Katarakte vorkämen. Um diesen sehr wichtigen Umstand festzustellen, beschloß ich, dem Flusse auf dem schmalen Pfade weiter zu folgen. Der Vormarsch in dieser Enge vollzog sich in einer langen Reihenkolonne unter vielen Schwierigkeiten, weil oft Felsen oder überhängende Wände den mit den Kisten bepackten Tieren das Vorbeikommen unmöglich machten. Es war dann jedesmal

Der Verfasser in Winterkleidung.

notwendig, das Gepäck abzuladen und dieſes ſowie die Tiere einzeln an der gefährlichen Stelle vorbeizubringen. Dadurch wurde die ganze Kolonne aufgehalten, und die ſtörriſchen, eigenſinnigen Yaks benutzten eine ſolche Gelegenheit regelmäßig, um die ſeitlichen Hänge zu erklimmen. Trotz der ſchweren Traglaſten gelang es den klettergewandten Tieren mit wunderbarem Geſchick, ſich immer gerade diejenigen Hänge zu einer ſolchen privaten Bergpartie auszuſuchen, auf die ihnen der Menſch nur unter Umwegen, vielen Umſtändlichkeiten und mit großem Zeitverluſt zu folgen vermochte. So beanſpruchte denn ein derartiger Aufenthalt meiſtens mehrere Stunden.

Einige Kilometer ſetzte ſich der Weg in dieſer Klauſe dicht am Felſen, hoch oberhalb des Matſchu, fort; plötzlich öffnete ſich nach rechts ein Seitental, das mit ſchwarzen Jurten*) dicht bedeckt war und in deſſen oberem Teile lebhaftes Treiben herrſchte. Wir waren auf Dyna Ránganda geſtoßen und hatten ſomit das Machtgebiet des Häuptlings von Wáßerr betreten. Nur einige biſſige Hunde verwehrten uns den Weg, von den Einwohnern ließ ſich niemand in unſerer Nähe blicken. Wir trieben die Tiere zur Eile an, um das Lager in unſeren Rücken zu bekommen. Der Weg führte uns am unterſten Zelte des Lagers vorbei, welches einem mongoliſchen Kaufmann gehörte, der in Dyna Ránganda einen Wollhandel betrieb und der nun in ſeiner Neugierde vor das Zelt getreten war, um die herannahende eigentümliche Karawane zu betrachten. Von den Talwänden oberhalb waren Hunderte von Augen auf uns gerichtet und längs des Höhenkammes begleiteten uns mehrere Reiter, von denen aber keiner wagte, der Karawane näher zu kommen. Jenſeit des Lagers gabelt ſich der Weg wiederum; der eine folgt auf den ſteilen Ufern dem Matſchu, der andere führt über den Talbegrenzungsrücken nach Wáßerr. Es iſt dies die Fortſetzung des Weges, den wir kurz nach Gakúrr, auf Wáßerr abzweigend, angetroffen hatten. Die Verſuchung, ſchon jetzt den Fluß zu verlaſſen, war alſo wiederum ſehr verlockend, aber ein Vormarſch dem Matſchu entlang ſchien mir dennoch

*) Zelte.

lohnender, und ſo beſchloß ich denn, den neuen Engpaß zu betreten. Auf dem engen, ſteinigen Pfad, der ſich hoch über der Waſſerfläche an den felſigen, ſteilen Hängen entlang zieht, kamen wir nur mühſam vorwärts. Die Knickungen des Fluſſes wurden immer ſtärker. Der Blick zurück aufs Lager ließ uns von einer ſolchen aus das tibetiſche Lager mit ſeinen zahlloſen Gebetsfahnen und Obos erkennen. Man hatte den Eindruck, als befände ſich dort unten im Tale ein Jahrmarkt und eine feſtesfreudige Menge. Jetzt, nachdem wir dieſe Anſiedlung hinter uns hatten, war auch den Einwohnern von Dſna Ránganda der Mut wieder gekommen, und in dichten Scharen drängten ſie ſich zu den Ufern des Matſchu um den Abzug der Europäer genau beobachten zu können. Wie ſchon beim Durchzug, ſo wurden auch jetzt wieder die Gebetstrommeln gerührt und Gebete geſprochen.

Von rechts trat ein ſteiler, mit Bäumen und dichtem Buſchwerk bewachſener hoher Rücken an den Fluß heran mit tiefen, ſchluchtenartigen Einſchnitten und kleinen Bächlein, die ihre Waſſer dem Matſchu zuſchickten. In einer dieſer dicht mit Geſtrüpp bewachſenen Schluchten mußten wir uns mit den Schwertern den Weg durch die Wildnis bahnen, bevor wir den Kamm überſchreiten konnten. Wir waren nicht wenig überraſcht, in dieſem ungangbaren Gelände zwei Reiter anzutreffen, die ſich in verdächtiger Weiſe in der Nähe aufhielten und ſich über uns und unſere Mühen, die Karawane durch dieſes Hindernis zu bringen, ſehr zu beluſtigen ſchienen. Wir ſtellten ſie zur Rede und gaben ihnen zu verſtehen, ſie möchten ſich ſchleunigſt nach Dſna Ránganda zurückbegeben, andernfalls wir ihnen eins auf ihren Pelz brennen würden. Darauf wurden ſie freundlich, entſchuldigten ihr Gebaren und jammerten uns vor, ſie hätten eben in der Nähe einen Gürtel verloren und baten uns, ihnen ſuchen zu helfen. Das war natürlich nur ein Vorwand, um uns des Diebſtahls verdächtigen zu können. Wir verjagten die dreiſten Reiter, doch nach kurzer Zeit wurden ſie ſchon wieder auf einer anderen Stelle ſichtbar, die wir nicht erreichen konnten; ſo wurde es den Ngolok möglich, den ganzen Nachmittag hindurch unſer Lager zu beobachten.

Inzwiſchen hatten wir in einer ſchmalen Talweitung, nahe bei einer Fähre, wo mehrere Lamas auf dem diesſeitigen Ufer lagerten, gehalten. Da dieſe gefährlichen Brüder uns bemerkt hatten und ſchon Anſtalten machten, noch während wir die Zelte aufſchlugen, näher zu kommen, verſteckten wir Europäer uns an dem mit Buſchwerk verkleideten ſtark geböſchten Matſchu-Ufer. Ta-tſchang lud die ungelegen kommenden Beſucher ein, ſich an das Feuer zu ſetzen. Sie kochten ſich Tee, und Ta-tſchang tiſchte ihnen dazu ein umfangreiches Lügengeſpinſt auf.

Von unſerem Verſteck aus konnten wir die Lamas beobachten; ſie waren mit knallroten Pulos bekleidet, einige trugen aus Stroh geflochtene Sandalen, und jeder hatte einen Stock, ein Opfergefäß ſowie ein Säckchen Tſamba bei ſich. Trotz Ta-tſchangs Verſicherung, er wäre der Herr der Karawane, hatten die muskulöſen Geiſtlichen dennoch die Liebenswürdigkeit, ſich nach dem Verbleib von uns „Europäern" zu erkundigen und zu fragen, warum wir uns von Gakürr ſo ſchnell wieder verabſchiedet hätten. Damit war erwieſen, daß wir uns ganz zwecklos verſtellt hatten.

Um den Lamas weitere Spionage zu erſchweren, wurden ſie deutlich aufgefordert, das Lager zu verlaſſen, was ſie auch taten, bis auf zwei, die durch einen tellerartigen, gelb angeſtrichenen Filzhut und beſonders ſchöne Kupferamulette mit Goldverzierung auffielen. Als ihr wiederholter Verſuch, eine unſerer Uhren als Geſchenk zu erhalten, geſcheitert war, verließen ſie ſchließlich unter wüſten Schmähreden und Drohungen das Lager und begaben ſich nach der Fähre, wo ſie ihre Pferde von einem Weidenſtumpfe losbanden und dann Anſtalten machten, ſamt den Tieren über den Matſchu zu ſetzen.

Das geſchah auf folgende Weiſe: Je zwei Pferde wurden in den Fluß getrieben und durch die in der Fähre ſitzenden Leute an den Schweifen gefaßt. Mit Stockſchlägen oder mit guten Worten wurden die Tiere ſo lange bearbeitet, bis ſie flußeinwärts zu ſchwimmen begannen und auf dieſe Weiſe das Boot mit ſich zogen. Der Reſt der Pferde, der ſich auf dem diesſeitigen Ufer verlaſſen fühlte, ſchwamm

aus eigenem Antriebe nach. Bei der ſtarken Strömung und der Strudelbildung ereignete es ſich, daß das Boot wiederholt ſamt den Pferden im Kreiſe gedreht wurde, was für die Paſſagiere und die Tiere nicht gerade angenehm geweſen ſein mochte, da beim Drehen die Pferde unter das Boot getrieben wurden und dieſes zu kentern drohte. Die heftige Strömung trieb Boot und Pferde ſo ſtark ſtromabwärts, daß ſie faſt 1 km unterhalb am anderen Ufer landeten. Das Boot war aus Holz gezimmert, hatte für 15 Perſonen Platz und beſaß rechtwinkligen Boden mit ſchrägen, nach oben verlaufenden meterhohen Wänden. Wegen der größeren Stabilität, die bei der ſtarken Strömung geboten war, waren am Boden des Bootes Querbalken angebracht.

Die Lamas und Wanderer, die überſetzen wollen, pflegen dem Fährmann, einem Lama, der ſich in einem auf dem linken Matſchu-Ufer erbauten Kloſter befindet, zuzurufen, worauf dieſer mit Hilfe einiger Pferde das Boot über den Fluß bringt. Doch ſoll es auch vorkommen, daß Reiſende tagelang auf das Eintreffen des Bootes warten müſſen.

Das Kloſter ſetzt ſich aus ſechs einſtöckigen, aus Stein erbauten Gebäuden zuſammen, die tibetiſche Architektur zeigen und die mit den Kapellen von Kumbum große Ähnlichkeit haben. Es dient müden Wanderern zur Ruheſtätte und beherbergt außer dem Fährmann noch einige Prieſter, die den wichtigen Auftrag zu haben ſcheinen, von den Wanderern und Karawanen, die die Fähre benutzen, Zollabgaben einzuziehen. Der Platz für die Anlage des kleinen Kloſters und auch für die Fähre iſt günſtig gewählt, da der Matſchu flußabwärts eine ſtarke Krümmung macht, ſo daß die nach den Ufern zu drängende Strömung das der Gewalt der Inſaſſen entriſſene Boot von ſelbſt dem Ufer zutreibt. Die Inſaſſen des abgetriebenen Bootes haben dann die Pflicht, es am rechten Ufer wieder 3 km aufwärts nach der vorgeſchriebenen Überſetzſtelle hinauf zu ziehen.

Von dieſem Kloſter aus, das Gotſchán Gómba*) heißt, führt der ſchon früher erwähnte Weg nach Radyagomba. Er ſcheint ſehr ſtark begangen

*) Gomba (geſchrieben dgon-pa) heißt Kloſter. Siehe Seite 243.

zu ſein, denn die Fähre war durch vielen Gebrauch abgenutzt und neben dem Kloſter waren 30 ſchwarze Jurten aufgeſchlagen, worin Wanderer und Lamas, die im Kloſter für die Nacht keinen Platz mehr finden konnten, aufgenommen und verpflegt wurden. Eine Unmenge weißer Gebetswimpel und Obos fällt in der Umgegend des Kloſters auf, und weithin ſichtbar erhebt ſich auf einer hohen Kuppe, die ſteil in den Matſchu abſtürzt, ein mächtiges, aus Steinen errichtetes kegelförmiges Obo, das Wahrzeichen von Gotſchün Gömba, des wichtigen Relaispunktes auf der Wegſtrecke längs der heiligen Straße Lha-ſa—Kumbum.

Um gegen einen Überfall der Kloſterbewohner geſichert zu ſein, wollten wir uns bei Anbruch der Dunkelheit in den Beſitz des Fährbootes ſetzen. Die Lamas waren jedoch ſo ſchlau geweſen, ſchon vor Eintritt der Dunkelheit dieſes am jenſeitigen Ufer zu verankern.

An dieſem Tage hatte ich einen empfindlichen Verluſt zu verzeichnen: mir war auf dem Marſche in dem dichten Geſtrüpp eines meiner meteorologiſchen Tagebücher mit den Einträgen der letzten ſechs Tage verloren gegangen.

Am Abend, nachdem die abgemagerten und müden Tiere im Lager angepflöckt worden waren, ſollten Liu und Tſchi-fu einen Yak ſchlachten. Mit einem ſtumpfen ausgezahnten Meſſer durchſägten ſie dem armen Tiere die Kehle und Liu ſtürzte ſich mit Gier an die Wunde, um den Blutſtrahl aufzufangen und das warme Blut zu trinken. Die Chineſen behaupteten, das mache ſtark und ſchütze vor Unheil. Grauſamkeit gegen Tiere iſt eine Eigenſchaft, die meinen Chineſen nicht auszutreiben war, und ich bin überzeugt, daß ſie auch mit Wolluſt gegen uns das Meſſer gezückt hätten, denn ſie haßten uns ſchon wegen der Leiden und Fährniſſe der letzten Monate bitter. Faſt jeden Abend gab es einen Streit, der damit endigte, daß mir die Leute den Dienſt kündigten, wogegen ich nie Einſpruch erhob, weil ich nur zu gut wußte, daß ſich kein Chineſe mehr auch nur eine kurze Strecke vom Lager zu entfernen getraute.

Trotzdem den Wachtpoſten für die Nacht ruhiges Verhalten zur Pflicht gemacht war, ſangen ſie und benahmen ſich ſo ungezwungen, als

befänden sie sich auf heimatlichem Boden. Den stumpfsinnigen Li ertappten wir diese Nacht im Stehen schlafend, während sich der „Posten" Tschi-fu eine bequemere Lage ausgesucht hatte: er hatte sich ins Zelt verkrochen und sich an einem Feuerchen Tee gekocht. Wenn wir nicht ein solch ungeheures Glück gehabt hätten, würden sich diese Nachlässigkeiten der Chinesen bitter gerächt haben. Von Mitternacht an hielt ich deshalb selbst Wache, bis sich endlich das erlösende Morgenlicht zeigte und auch die Chinesen allmählich erwachten, um den Morgentee zu kochen und die aus Wasser und Mehl gebackenen runden Brote gierig zu verschlingen.

Über Nacht war Schnee gefallen und empfindliche Kälte hatte eingesetzt. Der Schnee kam uns recht ungelegen, denn er verbarg uns nicht nur die Wegespuren, sondern zeigte den folgenden Ngolok-Spionen deutlich unsere Marschrichtung und erschwerte den Tieren das Futtersuchen außerordentlich. Schließlich hinderte der Schnee auch den Vormarsch, denn an den Hufen der Tiere bildeten sich dicke Schnee- und Eisklumpen, die sie fortgesetzt zum Ausgleiten brachten und die Ma-fus zu einem ständigen Reinigen der Hufe zwangen.

Den ganzen Vormittag über fielen dichte Flocken vom bleigrauen Himmel, und Nebelfetzen lagerten auf den Berggipfeln und Rücken; einige schwebten unbeweglich über dem gurgelnden schmutzig braunen Matschu. Wenn sich die Nebel zerteilten, wurde das Kloster am gegenüberliegenden Ufer ab und zu sichtbar. Man hätte glauben können, es sei von Menschen verlassen, wenn nicht der dumpfe Ton von Gebetstrommeln die Ruhe in diesem Totentale gestört und ab und zu ein Lama von dem hohen Obo am anderen Flußufer einer Muscheltrompete klagende Töne entlockt hätte.

Auf eisglattem Sandsteinfels und vom Flußwasser unterwaschenen schmalen Pfaden kamen wir nur äußerst langsam vorwärts, und wenn sich die Marschstraße auch mit der Zeit besserte, so beanspruchten die Vorsichtsmaßregeln gegen einen Überfall wieder viel Zeit; so kam es denn, daß wir an diesem Tage zum Zurücklegen einer Strecke von 8 km vier Stunden brauchten.

An der Stelle, wo der Matſchu zu einer ſtarken Krümmung nach Weſten ausholt, war uns der weitere Vormarſch entlang dem Fluſſe durch dicht an ihn herantretende Steilhänge verwehrt. Die Karawane erſtieg deshalb das terraſſenförmig erhöhte Ufer und, da einige Tiere vor Müdigkeit zuſammenbrachen, ſchlugen wir hier, ungefähr 30 km über dem Fluſſe, in der Nähe von drei langen, mit Gebetswimpeln geſchmückten Gebetsmauern unſer Lager auf. Die Natur ſchien wie erſtorben, man hörte nur das rauhe Krächzen eines Raben, der auf Mäuſe jagte, und das Fluchen der Chineſen, die mit allen Mitteln die abgematteten Tiere den ſteilen Hang heraufzubringen ſuchten. Von der Terraſſe aus hatten wir freien Blick, dort konnten wir den Weiterlauf des Matſchu auf 5 km nach Nordweſten verfolgen. Hinter ſcharf hervortretenden und ſich ineinander verſchiebenden Kuliſſen ſcheint dann der Fluß nach Norden abzubiegen. Die Enge, die er ſich auf dem rechten Ufer an jener Stelle geſchaffen hat, iſt, wie durch Erkundung feſtgeſtellt wurde, für eine Karawane ungangbar. Nach Südoſten ſetzt ſich von dort aus der Rücken, im großen Bogen ausholend, fort, der in ſeiner weiteren Fortſetzung flußaufwärts bis nach Dſna Ránganda den rechten Talbegrenzungsrücken des Matſchu-Tales vorſtellt.

Eine Erkundung ergab, daß dieſer Rücken in rein öſtlicher Richtung auf einem leichten Paß überſchritten werden konnte, und ich beſchloß deshalb, am nächſten Tage über dieſen Paß den Marſch fortzuſetzen und in dem jenſeitigen Tale einen Verſuch zu machen, wieder in das diesſeits dieſes Paſſes ungangbare Matſchu-Tal zu gelangen.

Auf der jenſeitigen Flußſeite, ungefähr 2 km von unſerem Lagerplatz entfernt, waren auf dem Hang des hohen, mit Gras dürftig bewachſenen Rückens ein hohes Steinobo und ein kleines Häuschen erbaut, in dem ſich anſcheinend ein Wachtpoſten aufhielt. An dieſem Obo vorbei läuft der gut gangbare Weg, der von Gotſchún Gómba aus nach Norden über die Amnye-Maltſchin-Kette durch dicht bevölkertes Gebiet nach Radyagomba führt. Gegen Mittag zog auf dieſem Wege eine große Yakkarawane zum Matſchu herab. Als die Leute unſer anſichtig ge-

worden waren, riefen sie uns Fragen zu, und als sie in uns Fremde zu wittern schienen, verhüllten sie ihr Gesicht und begannen laut Gebete herzusprechen. Es waren vorzugsweise mongolische Kaufleute*) und Lamas.

Gegen vier Uhr nachmittags erschienen, vom Obo jenseit des Matschu herkommend, zwei Reiter, die Anstalten machten, mit Hilfe aufgeblasener Yakmagen den Fluß zu durchschwimmen. Die Kleider und ihre Pulvergefäße hatten sie dabei auf ein mit Gras gefülltes Bündel gelegt, das sich über Wasser hielt. Ich machte eben eine Höhenbestimmung am Ufer und war nicht wenig erstaunt, als mich diese beiden aufforderten, während der Nacht ihre Kleider und ihr darin eingewickeltes Silber zu bewachen. Sie empfahlen sich, nachdem sie noch dem Lager einen Besuch abgestattet hatten, schwammen mit ihren Waffen und einem Teil ihrer Kleidung nach dem linken Ufer zurück und ritten am Obo vorbei den Bergen zu.

Ta-tschang hat später erfahren, daß diese zwei Ngolok zu Kánserr gehörten, und daß sie den Auftrag hatten, uns zu überwachen. Offenbar beabsichtigten sie, uns mit ihren Kleidern und mit ihrem Silber eine Falle zu stellen. Wir rührten deshalb ihr Eigentum nicht an. Hätten wir dies, so wie es die Ngolok gewollt hatten, während der Nacht in unserem Lager aufbewahrt, so wären die verschlagenen Leute sicherlich schnurstracks in die nächste Ansiedlung geritten und hätten uns dort des Raubes beschuldigt. Wir hüteten uns deshalb wohl, irgend eine Gelegenheit zu einer derartigen Verleumdung zu geben, wußten wir doch, daß wir wahrscheinlich in den nächsten Tagen die Anlehnung an den schützenden Matschu verlieren würden und daß den Ngolok eine gute Gelegenheit gegeben sei, mit Erfolg gegen uns vorzugehen.

Die Führung der Karawane war unter diesen Umständen von jetzt an mit größeren Schwierigkeiten verbunden; wir mußten uns demnach gegebenenfalls mit Gewalt oder durch List den Weitermarsch erzwingen, vielleicht auch unter Aufopferung der ganzen Karawane. Mit einer gut geschulten, wohl bewaffneten europäischen Schar wäre

*) Von den Tibetern kurzweg Scharwas (Scharbas) genannt.

Nach einer Photographie von Fr. Hoffmann.

Kanuruder vom Benuewerk.

dies einfach gewesen; man hätte es dann eben auf ein Gefecht ankommen lassen, bei der Disziplinlosigkeit und dem heimtückischen Charakter meiner Schutzwache war es aber ein Gebot der Notwendigkeit, ein offenes Gefecht zu vermeiden und schlimmstenfalls unter Preisgabe alles Gepäcks nur mit den nötigsten Reitpferden in einem Gewaltmarsch die chinesisch-tibetische Grenze und mein Endziel, Sung-p'an-t'ing, zu erreichen. Leicht konnten aber hierbei, infolge Pferdemangels oder Übermüdung, Menschenverluste eintreten. Doch diese sollten wenn irgend möglich vermieden und nur dann ertragen werden, wenn dadurch die große Menge meiner Leute vor dem sicheren Untergang zu retten war.

Von nun ab richtete ich also mein Hauptaugenmerk auf den Zustand der Pferde. Mußte ich doch im ungünstigsten Falle noch wenigstens so viele haben, daß sie für einen Gewaltmarsch ausreichten. Für diesen äußersten Notfall waren schon seit mehreren Tagen alle Vorbereitungen getroffen, und auch dafür, um gleichzeitig sämtliche wissenschaftlichen Forschungsergebnisse zu retten. Fast jeder Reiter hatte auf seinem Sattel einen Teil der gegen Nässe wohl verpackten exponierten Platten und Films, die Petrefakte oder einen Teil der zoologischen und botanischen Ausbeute untergebracht. Auch hatte jeder Mann als eisernen Bestand Ölsardinen, Milch- oder Fleischkonserven bei sich; auch trug jeder im Gürtel einen Geldbetrag zwischen 50 und 100 Tael. Dieses Geld war bestimmt, um denen, die in Feindeshand fallen sollten, die Möglichkeit zu geben, sich loszukaufen. Die Gesamtzahl unserer Pferde war auf 19 gesunken, die der noch leistungsfähigen auf 8.

Im gewissen Sinne war ja dieser Mangel an Pferden für uns auch vorteilhaft, denn die Ngolok beurteilten die Wanderer und die herumziehenden Karawanen danach, ob diese Pferde oder Yaks mit sich führen. Im ersten Falle werden die Begleiter der Karawane ohne weiteres als schlimme Gesellen betrachtet, im anderen Falle, wenn sie sich der schwerfälligen Yaks bedienen, pflegt man ihnen mit mehr Vertrauen entgegenzukommen oder aber auch, man macht sich die geringe Beweglichkeit zunutze und überfällt und beraubt sie.

Einen großen Teil des Nachmittags verbrachten wir Europäer damit, den Konservenbestand zu verkleinern und die Traglasten zu verringern. Auch der wertvolle Sack mit den Raritäten Lis wurde an diesem Tage, trotz Kous Einspruch, endlich in den Matschu versenkt. Das hatte wieder einen bösen Auftritt zur Folge. Ein flüchtiger Beobachter hätte kaum bemerken können, daß die Stimmung gegen uns Europäer feindselig war, denn die Chinesen unterdrückten ihre Wut, so daß das Leben und Treiben im Lager eher einen Schluß auf eine idyllische Ruhe und auf ein friedliches Verhältnis zwischen uns und den Chinesen gerechtfertigt erscheinen ließ. So saßen die Chinesen auch an diesem Nachmittage in Gruppen beisammen, flochten sich die Zöpfe und rasierten sich gegenseitig ihre eigensinnigen Schädel. Sie äußerten ganz gemütlich, sie wollten doch gut frisiert und mit schönen Gesichtern in tibetische Gefangenschaft geraten! Da sie wegen dieser absolut notwendigen Beschäftigung zu keiner anderen gebracht werden konnten, so mußten wir zusehen, bis der Abend hereingebrochen war, wo sie sich dann dazu bequemten, ihre verrosteten Gewehre zu reinigen und den Pferden die letzten Eisen aufzuschlagen. Drei Gewehre wiesen ganz bedenkliche Ladestörungen auf, und bis in die tiefe Nacht hatten Dr. Tafel und ich wiederum das Vergnügen, die Arbeit des Büchsenmachers zu verrichten. Trotz unseres ausdrücklichen Verbots, nicht mit den Waffen zu spielen, gab es ja, wie ich schon erwähnte, für unsere chinesischen Kinder kein größeres Vergnügen, als dieses.

Eine ebenfalls schon erwähnte Lieblingsbeschäftigung bildete auch das Zerschneiden der Filzunterlagen der Sättel, und so war es denn nunmehr so weit gekommen, daß bloß noch ein Drittel der Pferde- und Yaksättel schwache Filzunterlagen besaßen. Dafür hatten sich die Chinesen aus dem Filz Schuhe, Taschen, Kleidungsstücke und sogar Zaumzeug geschnitten. Die Rücken der armen Tiere sahen infolgedessen bös aus. Die Yaks suchten, um ihre brennenden Wunden zu kühlen, jede Pfütze und den Schnee auf, um sich darin zu wälzen; die Pferde blickten uns mit ihren traurigen Augen wehmutsvoll an und zeigten sich dank-

bar, wenn man ihnen ſchmeichelte und nur ein gutes Wort ſagte. Was mußten dieſe armen Tiere alles über ſich ergehen laſſen, und was ſtand ihnen erſt noch alles bevor! Nur wenige ſollten China, aber keines mehr die heimatlichen Weidegründe erreichen.

Als die Sonne ihre erſten Strahlen hinter dem vom Morgentau glitzernden Rücken hervorſandte, waren wir ſchon auf den Beinen, um die Vorbereitungen zum Weitermarſch zu treffen. Mitten in dieſer Tätigkeit erſchienen die beiden Ngolok, die am Tage vorher ihre Habſeligkeiten unſerem Schutze anvertraut hatten. Sie erbaten ſich nun bereitwilligſt, uns bis Wäßerr Führerdienſte zu leiſten, was wir mit Freuden annahmen. Der Jüngere dieſer beiden hatte ein freches Ohrfeigengeſicht und eine vernarbte Wunde, die über die Naſe und rechte Backe verlief; er trug eine Fuchspelzmütze, während der andere, der noch einmal ſo alt zu ſein ſchien, eine ärmliche Kleidung, d. h. einen ſchäbigen Pulo und eine Schafpelzmütze, ſein eigen nannte. Beide führten gute Gewehre und Schwerter, deren Schneide und Griff mit dickem Silberbeſchlag mit roten Steinen verziert waren.

Die beiden Leute waren heute, am 21. September, wie umgewandelt, ſie halfen die Yaks aufſatteln, die Pferde zäumen, und dank ihrer tatkräftigen Hilfe zogen wir ſchon nach erſtaunlich kurzer Zeit dem dicht öſtlich vom Lager anſteigenden Paſſe entgegen. Dort machten die Ngolok den Vorſchlag, daß ſie uns vorauseilen und uns in Wäßerr beim Häuptling anmelden wollten. Auch erboten ſie ſich, dort für uns gegen ein geringes Entgelt gute Stimmung zu machen. Schließlich ſchärften ſie uns noch ein, vorläufig dem auf der jenſeitigen Seite des Paſſes nach Nordweſten zu verlaufenden Tälchen ſo lange abwärts zu folgen, bis wir wieder auf den Matſchu ſtießen. Ihm entlang führe dann der „große Weg“ nach Wäßerr.. Nach dieſen anſcheinend wohl gemeinten Ratſchlägen ritten ſie nach einer kurzen Verabſchiedung im flotten Tempo in der bezeichneten Richtung voraus. Schwerfällig folgte unſere Karawane in dem engen Tale an einem kleinen Bache entlang, und ſchon nach wenigen Kilometern ſtanden wir

in der Tat wieder an den Ufern des Matschu, in einer kleinen Talweitung. Talauf- und talabwärts traten beiderseits des Flusses die Hänge dicht heran. Unterhalb bildeten sie die Klause mit ihren steilen, ungangbaren Felsen, die wir am Tage vorher von unserem Lager aus festgestellt hatten; matschuabwärts durchsägte der Fluß in ähnlichen schluchtenartigen Einschnitten die steilen Hänge. Es erschien zweifelhaft, daß, an die Felskulissen des diesseitigen Ufers angeschmiegt, ein Weg nach Wäßerr führte.

Zur Entscheidung dieser Frage ritt Dr. Tafel mit Kóu voraus. Auf halber Höhe der steilen Felsen angelangt, rief er mir zu, daß es für einen einzelnen Reiter wie für eine Karawane unmöglich sei, diesen halsbrecherischen Pfad zu begehen, umsoweniger, als der Weg oft auf lange Strecken abgestürzt war und die Passierbarkeit in der Fortsetzung des Weges noch schlechter zu werden versprach. Gleichsam, um die Richtigkeit seiner Angaben zu bestätigen, glitt in diesem Augenblick das Pferd Dr. Tafels aus und rutschte mit den Hinterbeinen vom Wege hinunter, so daß es, von unten aus betrachtet, den Anschein hatte, als ob das Pferd, den Reiter mit sich reißend, in der nächsten Sekunde von den steilen Höhen herab in den reißenden Matschu abstürzen müßte. Mit vieler Mühe gelang es Dr. Tafel aber dennoch, das zitternde Tier auf den Weg herauf zu bekommen, dort umzukehren und das Tal mit geraden Gliedern wieder zu erreichen. Ein Versuch, dem Matschu auf einem anderen Wege zu folgen, erwies sich als aussichtslos, und wir merkten, daß uns die beiden Ngolok zum besten gehabt hatten.

Als sich die Karawane zur Umkehr anschickte, um in dem eben verlassenen Tal wieder aufwärts zu ziehen, ertönte von einer nahen Bergkuppe gellendes Lachen und Freudengeschrei. Die beiden Ngolok, die uns geprellt hatten, tanzten dort oben, schwenkten ihre Gewehre und freuten sich aus vollem Herzen ihres gelungenen Streiches. Noch bevor wir den beiden Witzbolden eine Kugel als Quittung für ihre Frechheit hinaufschicken konnten, waren sie verschwunden.

So mußten wir denn an diesem Tage den Matschu für immer verlassen.

Nach ſpäter von den Ngolok erhaltenen Angaben ſoll der Matſchu bis nach dem drei Tagemärſche entfernten Kánſerr, einer großen Ngolok-Anſiedlung auf dem linken Ufer, Oſtrichtung beibehalten und erſt hinter Kánſerr nach Norden umbiegen.

Der gurgelnde und rauſchende Strom, der „ſchwarze Fluß", wie ihn die Mongolen nennen, lag nun zu unſern Füßen und rauſchte uns ein letztes Lebewohl zu. Die Mongolen hatten recht, wenn ſie ihm dieſen Namen gaben, denn mit dem „ſchwarzen" wollten ſie die Gefahren andeuten, denen ſich ein längs ſeiner Ufer dahinziehender Wanderer ausſetzt. Wenn uns indes der rätſelhafte Fluß auch manch ſchwere Stunde bereitet hatte, hatten wir ihn doch lieb gewonnen, bot er uns doch an ſeinen Ufern Schutz und Anlehnung, hatte er ſich doch meiner Expedition und mir jungfräulich zu erkennen gegeben. Monatelang waren wir ſeinem Laufe gefolgt, und nun hieß es endlich ſcheiden. So lebt denn wohl, ihr rätſelvollen Waſſer und habt Dank für euer Weggeleite!

Siebentes Kapitel.

In Gefangenschaft.

Hau, Ta-tschang und ich ritten als Spitze voraus. Den Paß, den wir am Morgen überschritten hatten, ließen wir rechts liegen und erreichten, im sumpfigen Tale aufwärts ziehend, gegen Mittag den Talabschluß. Da Zweifel bestanden, ob sich der Pfad in der Verlängerung unserer Marschrichtung jenseit des Passes fortsetzen würde, wurde Ta-tschang, der mein Gewehr trug, zur Erkundung vorausgesandt.

Ich wollte mich eben zu Hau, dessen Pferd vor Müdigkeit zusammengebrochen war, zurückbegeben, als plötzlich auf der Paßhöhe ein Schuß krachte. In demselben Augenblick sah ich Ta-tschang in wilder Hast den Hang herunterlaufen, sein Pferd am Zügel nachzerrend. Gleichzeitig mit dem Aufblitzen eines weiteren Schusses brach er zusammen.

Die Ngolok hielten anscheinend den Paß besetzt, der arme Ta-tschang hatte sich unvorsichtigerweise genähert und schien seine Sorglosigkeit mit dem Leben bezahlt zu haben. Da ich ohne Waffe war, so ritt ich Hau, der angestürzt kam, entgegen, entriß ihm das Winchestergewehr und stürmte den Hang hinauf Ta-tschang zu Hilfe. Hau hatte aber wieder einmal einen langen selbstgeschnitzten Wischstock in den Lauf gezwängt, der sich trotz aller Kraftanstrengung nicht entfernen ließ; ich mußte also erst zur Karawane, die inzwischen auf einige hundert Meter herangekommen war, zurückreiten und ein brauchbares Gewehr holen.

Glücklicherweiſe hatte man dort das Schießen gehört, und Dr. Tafel kam bereits mit Kou angeritten, um die Ngolok von der Höhe zu vertreiben. Vorſichtig begannen ſie den Paß zu erſteigen, während ich der Karawane noch Anweiſungen gab, ſich talabwärts zu ſichern. Dann folgte ich mit dem Unteroffizier und Hau Dr. Tafel nach dem Paſſe. Dieſem war es inzwiſchen durch eine Umgehung über die höher liegenden Bergkuppen bereits gelungen, die den Paß ſperrenden Ngolok zu vertreiben. Wir ärgerten uns weidlich, als wir erfuhren, daß die Urheber der Schießerei wieder die zwei frechen Ngolok geweſen waren, die uns erſt vor kurzem talabwärts am Matſchu irre geführt und ausgelacht hatten. Ta-tſchang konnte von Glück ſagen, daß er wirklich mit heiler Haut davongekommen war, denn den Ngolok entgehen ſelten ihre Opfer. Sie ſuchen bei der Ausführung eines Überfalls in den Unebenheiten des Geländes und zwiſchen dem Buſchwerk ſichere Deckung und laſſen die Feinde möglichſt nahe herankommen, um ſie dann mit einem ſicheren Schuſſe niederzuſtrecken. Als die Karawane den Paß erreicht hatte, war von den beiden Wegelagerern trotz allen Spähens nichts mehr zu ſehen.

Auf dem ſteilen, durch den Regen und Schneefall der letzten Tage ſchlüpfrig gewordenen Oſthang ſtiegen wir in ein neues Tal hinab, das ſich zu dem ſoeben verlaſſenen parallel zieht und in welchem ein klarer Bach durch naſſe, ſaftige Wieſen dem Matſchu zuſtrömt.

Am Nachmittag wurden wiederum zur Verminderung des Gepäcks und zur Schonung der Tiere verſchiedene Gegenſtände verbrannt, u. a. die Patronenkiſten, nachdem der Inhalt unter die Mannſchaft verteilt worden war, das Kiſtchen mit dem Öl für die Beobachtungslaterne und mehrere unbrauchbar gewordene Sättel.

Von den Soldaten hatte jeder noch über 70 Patronen, von denen ſich aber mehr als die Hälfte als unbrauchbar herausſtellte. Die Henry-Martini-Gewehre der chineſiſchen Schutzbedeckung hatten wiederholt verſagt; bei einer genauen Unterſuchung zeigte es ſich, daß die Hälfte der Patronenfüllung ſtatt aus Pulver aus Sand beſtand. Das war keine

angenehme Entdeckung, und doch freute ſie uns, weil nun endlich die Soldaten am eigenen Leibe die nachteiligen Folgen ihrer chineſiſchen Mißwirtſchaft fühlen mußten.

Das Pulver hatte wahrſcheinlich ein Untermandarin des Amban den Patronen entnommen und für wenige Käſch an durchreiſende Tibeter in Si-ning-fu verkauft. Eine Kontrolle ſeines Vorgeſetzten hatte er kaum zu befürchten; in dieſem Falle hätte der Kontrollierende ſich wohl auch gehütet, den Mißſtand zu rügen, denn der Miniſterreſident von Tibet läßt ſich ſelbſt genug ähnliche „Verſehen“ zuſchulden kommen. Nach Vorſchrift ſoll z. B. der Amban 200 berittene Soldaten als ſeine Garniſon verpflegen, ausrüſten und bekleiden. In Wirklichkeit verfügt er aber nur über 40 Soldaten, und ſelbſt von dieſen iſt noch die Hälfte unbrauchbar, da ſie alte Männer, Kranke oder Lahme ſind. Der Reſt, ich meine die fehlenden 160 Mann ſamt den 160 Pferden, wird nur in den Akten geführt und mit verrechnet. Die Löhnung und andere Bezüge für dieſe 160 Leute und Pferde wandern in die Taſche des hohen Beamten.

Meine Soldaten ſchimpften denn auch weidlich; wenn ihr Herr und Gebieter auch nur den zehnten Teil der Koſenamen gehört hätte, mit denen er an dieſem Nachmittag bedacht wurde, würde er ſeine Untergebenen bei lebendigem Leibe haben braten laſſen. Jedenfalls diente dieſe Patronengeſchichte nicht dazu, das moraliſche Element meiner Leute zu ſtärken.

Am Morgen des 22. September 1904 lag der Schnee handhoch, die Pferde und Yaks, die eng aneinandergeſchmiegt ruhten, wollten ſich kaum von ihren angewärmten Plätzen trennen. Der Marſch führte im Tal, ähnlich wie am Tage vorher, zu einem Paß aufwärts, der diesmal allerdings unbeſetzt war und von dem aus wir nach einem ſteilen Abſtieg wiederum in ein paralleles Tal mit einem ſtarken Bach gelangten. Gleich beim Eintritt in dieſes ſumpfige Tal fielen uns an einer felſigen Ecke mehrere Steinhaufen mit Gebetsfahnen und Opfergegenſtänden auf, Begräbnisſtätten der Ngolok.

Während ich hier die langſam vom Paſſe herabſteigende Karawane erwartete, ritten von oberhalb des Tales zwei Ngolok auf uns zu, die ein frei laufendes Füllen vor ſich hertrieben. Ta-tſchang, der den beiden entgegentrabte, glückte es, dank ſeiner Beredſamkeit, die Leute ſo lange am Näherkommen zu verhindern, bis die Karawane im Tale angelangt war und ich mich unter die Ma-fus und Soldaten der Karawane gemiſcht hatte. Doch die neugierigen Tibeter ließen es ſich nicht nehmen, unſer ganzes Hab und Gut zu prüfen und jeden unſerer Reiter vom Kopf bis zum Fuß einer genauen Betrachtung zu unterziehen, wobei ihnen mein Anblick Kopfſchütteln verurſachte. Sie erkundigten ſich, ob die Nachricht wahr wäre, daß wir Silber und Soldaten in den Kiſten hätten, und fragten, ob noch mehr Soldaten und Kiſten nachfolgten. Wir bejahten dieſe letzte Frage grundſätzlich. Da die Ngolok ſehr gut über den Vormarſch der Engländer in Tibet unterrichtet waren, ſo vermuteten ſie, daß wir entweder der Vortrupp einer engliſchen Kolonne wären oder daß wir zu einem der ruſſiſchen Transporte gehörten, die von der Mongolei her ruſſiſche Waffen und Munition nach Tibet zur Unterſtützung des Kampfes gegen die engliſche Vorherrſchaft einſchmuggelten. Unſere tibetiſchen Begleiter erkundigten ſich daher eingehend über den Zweck unſerer Reiſe und ließen ſich auch unſere Gewehre erklären.

Um den durchdringenden Blicken dieſer zwei Ngolok, die ſicherlich Spione waren, zu entgehen, und um meine Routenaufnahmen fortſetzen zu können, ritt ich mit Hau der Karawane voraus, während Ta-tſchang den Auftrag hatte, die beiden Leute durch ſein Mundwerk bei der Karawane feſtzuhalten. Hau, der mein Winchester-Gewehr trug, konnte bald nicht mehr folgen, ſein Pferd war anſcheinend am Ende der Kräfte.

Ich war gerade hinter einer kleinen Kuppe im Tale abgeſeſſen, fertigte einige Skizzen an und peilte mit dem Kompaß, als plötzlich fünf Reiter dicht vor mir auftauchten. Sie waren im erſten Augenblick anſcheinend ebenſo erſchreckt wie ich, desgleichen ihre Pferde, welche die Nüſtern blähten und ſich hoch aufbäumten. Einer von dieſen Tibetern gab einen ſchrillen Pfiff ab, worauf ſie von den Pferden ſprangen bis

auf einen, der im geſtreckten Galopp ſein Pferd herumriß und talaufwärts jagte.

Ungeſchickterweiſe hatte ich meinen chineſiſchen Pelz wegen der warmen Witterung nicht geſchloſſen, ſo daß man meine Lodenjoppe und einige Inſtrumente ſehen konnte. Da ich keine Waffe hatte, ſo war ich den mit Schwertern, Gewehren und Lanzen bewaffneten Ngolok gegenüber wehrlos. Ich ſteckte raſch mein Routenbuch und den Kompaß ein, rief den Ngolok in ihrer Sprache einen Gruß zu, näherte mich dem, der durch ſeine Kleidung und ſeine Waffen als Führer kenntlich war, und wiederholte nach chineſiſcher Art meine Begrüßung. Die Ngolok waren wohl auf ein ſolches Verhalten von meiner Seite nicht gefaßt und fügten ſich nur widerwillig dem freundſchaftlichen Ton. Einer der Reiter hielt mir fluchend ſein Schwert vor die Naſe, und die anderen gaben mir zu verſtehen, daß ich im Falle der Flucht umgebracht würde, wobei ſie mit der flachen Hand eine ſägende Bewegung am Halſe ausführten. Sie ſetzten mir auch auseinander, daß ſie mich mit meinem Pferde, das ſchon zu müde ſei, um zu freſſen, auf ihren ſchnellen Roſſen mit Leichtigkeit einholen könnten.

Auf ihren Pfiff waren inzwiſchen die beiden bei der Karawane befindlichen Ngolok herbeigekommen in Begleitung von Ta-tſchang, Hau und Dr. Tafel. Als die tibetiſche Reiterpatrouille dieſe erblickte und in der Ferne auch noch die Karawane ſah, zog ſie ſich ſeitlich an den Hang hinauf, beratſchlagte dort einige Zeit miteinander und ritt dann ſchleunigſt talaufwärts, wahrſcheinlich in der Abſicht, dort oben unſer Nahen zu verkünden.

Wir zogen vorſichtig weiter, da wir jederzeit gewärtig ſein mußten, auf eine Anſiedlung zu ſtoßen, wo wir, dem feindſeligen Verhalten der Reiter nach zu ſchließen, keine gute Aufnahme erwarten durften.

Inzwiſchen hatten ſich Nebelkappen auf die niederen Gipfel und Rücken der das Tal begleitenden Hänge gelagert, und ein feiner Regen rieſelte hernieder. Der Talgrund wurde immer ſumpfiger und moraſtiger, und wir waren gezwungen, ſeitlich auf einer erhöhten Terraſſe

zu marſchieren. Nach einer Talknickung wurden in kurzer Entfernung Zelte ſowie große Yak- und Schafherden ſichtbar. Dr. Tafel begab ſich ſofort mit Kóu voraus, um den Häuptling dieſer Anſiedlung aufzuſuchen, ihm ein Geſchenk zu überbringen und einen geeigneten Platz für unſer Nachtlager auszukundſchaften.

Die Karawane hatte inzwiſchen die hohe Steilterraſſe verlaſſen, wobei einige Yaks mehrere Meter herabſtürzten, ſich überſchlugen und verletzten, und erreichte nach wenigen Minuten in einer Talweitung die erſten Zelte. Dort fanden wir Dr. Tafel, dem es inzwiſchen bereits gelungen war, von einem alten, faſt zahnloſen Mann wertvolle Erkundigungen einzuziehen. Dieſer Greis behauptete, nicht zu den Bewohnern der Anſiedlung, die ſich Gómo nannte, zu gehören; er gab ſich als ehemaliger tibetiſcher Kaufmann aus der Nähe Sung-p'an-t'ing's aus. Bei ſeinen Lagergenoſſen ſchien er nicht beliebt zu ſein, und deshalb war er vielleicht froh, daß ſich jetzt für ihn eine Gelegenheit bot, dieſen einen Streich zu ſpielen. Um bei ſeinen Genoſſen keinen Verdacht zu erregen, warnte er uns auf chineſiſch vor den Gómo-Leuten und ſagte, wir ſollten äußerſt vorſichtig ſein, denn die Bewohner der großen Anſiedlung Wäßerr, gleich jenſeit der Waſſerſcheide im Oſten, ſeien ſehr ſchlechte Leute. Seinen Lagergenoſſen gegenüber tat er, als ob er uns ausfragte und unſerem Verhalten mißtraute. Um dies glaubwürdiger erſcheinen zu laſſen, forderte er uns ſchließlich in befehlendem Tone auf tibetiſch auf, außerhalb Gómo das Lager aufzuſchlagen.

Die übrigen Ngolok hatten ſich die ganze Zeit über in ihren Zelten verborgen gehalten und kamen jetzt erſt nach wiederholtem Rufen hervor. Die erſten waren zwei Männer, die uns ſehr bekannt erſchienen. Sie entpuppten ſich als die zwei frechen Kerle, die uns am Tage vorher ſo zu ſchaffen gemacht hatten. Wir erkannten den jüngeren ſofort an der Fuchspelzmütze und der Narbe, den Alten dagegen an ſeiner ſchäbigen Kleidung. Als wir ſie wegen ihres ungebührlichen Verhaltens zur Rede ſtellten, leugneten ſie hartnäckig und wollten ſogar handgreiflich werden. Der Ambandolmetſch hielt ihnen trotzdem noch eine lange

Strafpredigt, die aber nur die Wirkung hatte, daß sich die beiden Halunken ganz gehörig über ihn lustig machten.

Allmählich waren einige Dutzend bewaffnete Männer herbeigekommen, denen scheue Kinder und kreischende Weiber folgten. Begleitet von dieser gemischten Schar zogen wir zu unserem Lagerplatz, nach dem Fuß der nördlichen Talhänge dicht am Bache. Er war außerhalb Gómos, vom letzten Zelt nur 20 m entfernt. Um auf keinen Fall unhöflich zu sein oder die Gómo-Leute herauszufordern, hatten wir noch vorher bei dem Nachbar anfragen lassen, ob er nichts dagegen hätte, wenn wir uns für diese Nacht in seiner Nähe*) niederließen. Ein kleines Geschenk verschaffte seine Zustimmung.

Unter allgemeinem Staunen hatten die Soldaten und Ma-fus in kurzer Zeit die Zelte errichtet, in das sich Dr. Tafel und ich zurückzogen, um unsere Gewandung nicht zu lange den prüfenden Blicken der Tibeter auszusetzen. Im Innern legten wir Patronen und Gewehre zurecht und verteilten unsere Rollen für den Fall, daß die Gómo-Leute Feindseligkeiten eröffnen sollten.

Die vor dem Zelte weidenden Tiere sollte Tschang beaufsichtigen; doch dieser hatte gleich seinen chinesischen Brüdern meine vorsichtigen Maßnahmen wieder einmal für unnütz erklärt, und es vorgezogen, sich ins Zelt zurückzuziehen und seine Pfeife zu rauchen. Wir erlaubten uns, ihn auf seine Pflicht aufmerksam zu machen und ihn zu fragen, wo er sein Gewehr gelassen habe. In aller Behaglichkeit zeigte er nach der nahen Kuppe, die ihm als Ausguckplatz auf die weidende Herde und das Lager angewiesen worden war. Erst allmählich bequemte er sich dazu, die Waffe zurückzuholen; er mußte erst von seinen Fäusten Gebrauch

*) Jedesmal, wenn wir uns dicht neben oder in Ngolokansiedlungen befanden, waren wir beruhigt, denn wir wußten, daß in solchen Fällen die Bewohner nie einen Überfall auf uns ausführen würden, da sie im Falle des Mißlingens ihres Planes darauf rechnen mußten, daß an ihrem Hab und Gut Rache genommen würde. Wir hätten in einem solchen Falle kurzweg die umliegenden Zelte beschossen. In der Tat ist dieser Grundsatz der beste: Je dichter man den Ngolok auf dem Nacken sitzt, um so sicherer ist man vor ihnen.

machen, um das Gewehr einigen tibetiſchen Jungen und Weibern, die dort in der Nähe Schafe gehütet hatten, wieder zu entreißen.

Bald nach dieſem Vorfall kam der zahnloſe Alte in unſer Zelt, um uns nochmals zu warnen. Wollte er ſeine Genoſſen verraten oder wollte er uns ausſpionieren oder durch ſeine Warnung Geld von uns erpreſſen? Es ſchien eher, daß er vor uns Angſt hatte, umſomehr, als er uns als Europäer erkannt hatte. Er erzählte uns, daß er früher in Sung-p'an-t'ing mit ſolchen zuſammengetroffen war. Auch dieſe hätten ähnliche Waffen gehabt und ebenſo helle Augen wie ich.

Gegen Abend ſtürzte Hau mit der Meldung ins Zelt, eine Geſandtſchaft des Häuptlings von Wäßerr wäre beim Häuptling von Gómo angekommen, um mit uns zu verhandeln und uns feſtzunehmen, wenn es ſich zeigen ſollte, daß wir tatſächlich Europäer ſeien.

Wir hielten es für das beſte, vor allem den Abgeſandten Geſchenke überbringen zu laſſen in Geſtalt von kleinen Blechbüchſen und Spiegelchen ſowie von zwei Chatans*), und ich beauftragte den Ambandolmetſch Sü, ſofort in meinem Namen mit den Wäßerr-Leuten zu verhandeln und ihnen die Päſſe vorzulegen. Der Dolmetſch ſollte den Abgeſandten ferner erklären, daß wir, die beiden hohen chineſiſchen Herren der Karawane, die den Rang von Chodſchas**) hätten, es unter unſerer Würde fänden, mit den Abgeſandten des Häuptlings von Wäßerr perſönlich in Verbindung zu treten. Seine Herren hätten vielmehr den dringenden Wunſch, den Häuptling von Wäßerr ſelbſt zu ſprechen und bei ihm über das ungebührliche Betragen von zwei Leuten des ihm unterſtellten Gómo-Bezirkes Beſchwerde zu führen. Sü ſollte ferner betonen, daß wir unter dem direkten Schutz des chineſiſchen Miniſterreſidenten für Tibet reiſten, und daß wir eine gaſtliche Aufnahme beanſpruchten, widrigenfalls wir uns Achtung zu verſchaffen wüßten.

Die tibetiſche Geſandtſchaft beſtand aus acht Vornehmen, von denen fünf den Rang von Unterhäuptlingen bekleideten und einer ein Lama

*) Tuchſchärpen.

**) Mohammedaniſche Prieſter.

war. Keiner sprach Chinesisch, dafür zwei Mongolisch. Sie waren mit guten Pulos angetan, trugen große Hüte aus Schafpelz und ritten prachtvolle Pferde.

Im Zelte der Soldaten, kaum zwanzig Schritte von dem unseren entfernt, fand die Verhandlung statt; da wir jedes Wort hörten, mußten wir annehmen, daß man auch drüben jedes Geräusch von unserer Seite vernehmen könnte. So saßen wir denn still auf unseren Mehlsäcken und warteten mit gespannter Aufmerksamkeit, bis uns Kou oder Jan wieder einen Teil der Unterhandlung ins Chinesische übersetzt und zugeflüstert hatten. Nur zu bald hatten wir die Überzeugung gewonnen, daß es schlimm mit unserer Sache stünde.

Der Verlauf der Unterhandlung war folgender: Das erste, was die Chinesen taten, war, daß sie den Ankömmlingen Tee reichten und sich gegenseitig in liebenswürdigen Phrasen überboten; jeder von ihnen suchte sich dadurch so schnell wie möglich der Sympathien der Tibeter zu versichern. Die energischen, sehnigen Tibeter dagegen mit ihrem stolzen Selbstbewußtsein und ihrer gelassenen Ruhe stachen vorteilhaft von den geschmeidigen, charakterschwachen Gestalten meiner Chinesen ab. Es war ein ungleicher Kampf, übertriefende Liebenswürdigkeit gegen die derbe Deutlichkeit von Naturmenschen. Je stärker die Ngolok ihr Mißfallen über die Anwesenheit von Europäern im Lager zum Ausdruck brachten, um so untertäniger winselten die Chinesen und um so unterwürfiger wurde ihr Gebaren. Der Sprecher der Gesandtschaft, ein breitschultriger, grauhaariger Riese mit einer Adlernase, zwei stechenden Augen und einem großen knöchernen Amulett auf der Brust, machte endlich der nutzlosen Rederei ein Ende und erklärte, daß wir samt und sonders Gefangene des Häuptlings von Wäßerr wären und daß jeder Fluchtversuch mit Waffengewalt vereitelt werden würde. Er wisse genau, daß sich zwei Europäer im Lager aufhielten, einer seiner anwesenden Stammesbrüder habe sogar festgestellt, daß der eine der beiden Fremden Karten anfertigte und der andere im Besitze eines Schérrtung*) sei. Das Gebiet

*) Damit meinte er einen Feldstecher.

der Ngolok, ſo ſchloß ſeine Rede, habe noch kein Europäer lebendig verlaſſen, und dieſe hätten daher die Folgen ihrer Handlungsweiſe ſelbſt zu tragen.

Eine volle Stunde hatte dieſe unerquickliche Unterredung gedauert. Schon wollte die Geſandtſchaft das Zelt verlaſſen, als der zahnloſe Alte, den wir mit Geld beſtochen hatten, mit weiteren Geſchenken von uns erſchien. Dieſem und ſeiner Beredſamkeit verdankten wir es, daß die Abgeſandten einen ruhigeren Ton anſchlugen und nach einer Weile befriedigt von dannen zogen.

Durch den Alten erfuhren wir ſpäter, daß am Tage vorher, als die erſte Nachricht von dem Heranrücken der ſchon längſt gemeldeten europäiſchen Karawane eingegangen war, der Häuptling den ganzen Nachmittag und die darauf folgende Nacht 150 berittene Soldaten bei ſeinem Zelte dicht jenſeit des Paſſes in Bereitſchaft gehalten hatte, um uns bei Ankunft im Lager zu überfallen.

Die Tiere waren ſchon ins Lager getrieben, als noch ſpät am Abend zwei Unterhäuptlinge eintrafen, um im Auftrag des Häuptlings von Wáßerr zu fragen, warum wir an dieſem Tage nicht bis zu ſeinem Zelte nach Wáßerr gezogen ſeien, ſondern in ſo verdächtiger Weiſe in der Nähe der großen Anſiedlung die Nacht verbrächten. Wir erwiderten, daß wir mit unſeren völlig ermüdeten Tieren den Marſch bis Wáßerr unmöglich noch an dieſem Tage hätten fortſetzen können.

Den ganzen Nachmittag über hatten ſich die Gómo-Leute feindlich gegen uns verhalten, ſie verkauften uns weder Milch noch Hammel, beſchimpften die Chineſen und bewarfen die Zelte und die Tiere mit Steinen und Erdſchollen. Erſt als ſich die Geſandtſchaft entfernt hatte und der zahnloſe Alte glaubte, von ſeinen Lagergenoſſen nicht geſehen zu werden, ſchlich er in unſer Lager, um uns eine Hammelkeule, die aber wegen ihres Alters ſchon roch, gegen teures Geld zu verkaufen. Da wir Fleiſchhunger hatten, ließen wir uns den Braten trefflich munden.

Als ſich der Alte empfohlen hatte, hielten wir Kriegsrat. Jeder von uns war ſich klar, daß wir auf das Schlimmſte gefaßt ſein mußten;

dennoch ſchien es das zweckmäßigſte, wiederum gute Miene zum böſen Spiel zu machen, den Häuptling am nächſten Morgen aufzuſuchen und perſönlich mit ihm in Verbindung zu treten. Durch einige große Geſchenke war er vielleicht noch zu gewinnen! Ein Umgehen von Wäßerr oder gar eine Umkehr oder auch ein gewaltſames Vordringen gegen die Inſaſſen der anſcheinend großen Anſiedlung verſprach keinen Erfolg, umſoweniger, als unſere Tiere die Grenze der Leiſtungsfähigkeit erreicht hatten. Nur eine friedliche Löſung des Konfliktes blieb uns übrig. Noch gegen Mitternacht ſchickten wir daher dem Häuptling durch den alten zahnloſen Ngolok die Botſchaft, daß wir willens wären, ihm am nächſten Morgen unſere Aufwartung zu machen.

Da es Mißtrauen erregt haben würde, die ganze Karawane auf einmal in das feindliche Lager rücken zu laſſen, beſchloſſen wir Europäer, zur Abſtattung des Beſuches mit geringer Begleitung der Karawane vorauszueilen. Als Begleiter ſollten diejenigen Chineſen ausgewählt werden, deren Geſichtstypus ein auffallend chineſiſcher war und die außerdem des Tibetiſchen oder Mongoliſchen mächtig waren. Sämtliche Begleiter ſollten außerdem Soldatenröcke anziehen. Wir hofften, auf dieſe Weiſe beim Häuptling Eindruck zu machen und ihn hernach durch geſchickte Verhandlungen umzuſtimmen.

Da der Ambandolmetſch und die Soldaten mich beſchworen, wegen meines blonden Haares und Bartes, die mich ſofort als Europäer verrieten, auf keinen Fall an dieſem Beſuch teilzunehmen, ſo wurde Dr. Tafel mit der Führung der Geſandtſchaft betraut und ihm der Ambandolmetſch, der Unteroffizier und Kóu zugeteilt. Als Geſchenke für den Häuptling wurden drei Platten gepreßten Tees, einige rote und grüne Chatans, Blechſchachteln, Nähnadeln, glitzernde Glaskugeln, alte Patronenhülſen und ein Sack Zucker beſtimmt, alſo wahrhaft fürſtliche Geſchenke.

Bis ſpät nach Mitternacht waren wir Europäer damit beſchäftigt, unſer europäiſches Äußere möglichſt unkenntlich zu machen. So ſchor ich Dr. Tafel mit einer Haarſchneidemaſchine das Haupthaar ganz kurz und

nahm ihm den Bart ab. Als er den Pulo nach tibetiſcher Art, die rechte Schulter und den rechten Arm frei laſſend, angelegt und ſich ſein Geſicht künſtlich gebräunt hatte, hätten ihn wohl auch ſeine eigenen Angehörigen nicht mehr erkannt. An mir tat die Verkleidung weniger Wunder, obwohl auch bei mir alles geſchehen war, um mich unkenntlich zu machen. Um den Gómo-Leuten, die mich bei der Ankunft in Gómo mit einem „großen gelben Barte“ geſehen hatten, nicht Grund zum Argwohn zu geben, wurde dieſer nicht abgenommen. Dagegen wurde, um die blonde Farbe der Haarwurzeln zu verbergen, mein Schädel mit einer Miſchung von Ruß und Fett eingerieben und die beiden Augenbrauen mit Jod bemalt. Damit unſere mohammedaniſche Abkunft noch deutlicher zu erkennen wäre, erhielt ich ſchließlich einen weißen Turban aufgeſetzt, den wir aus einem Handtuch hergeſtellt hatten. Statt des chineſiſchen Pelzmantels zog ich den dicken tibetiſchen Schafpelzmantel von Jan an. Die Bergſchuhe wurden durch handbreite Binden, die aus einem Mehlſack herausgeſchnitten und um Füße und Beine gewickelt worden waren, erſetzt. Alle Inſtrumente waren in die Kiſten gewandert, bis auf den Kompaß, der uns im Falle einer notwendigen Flucht die Marſchrichtung angeben ſollte.

Unſere Verkleidung muß gar nicht ſo übel geweſen ſein, denn als Ta-tſchang das Zelt betrat, konnte er uns erſt nach einiger Zeit wiedererkennen, und dann kam ein Chineſe nach dem anderen in unſer Zelt gekrochen, um die neuen Herren zu bewundern. Alles war zufrieden, nur ich nicht, denn ich fand, daß trotz aller Verkleidungskünſte aus dem Germanen abſolut kein Mohammedaner oder Tibeter werden wollte. Dr. Tafel, der auf ſeinen früheren Reiſen in Perſien Koranſprüche erlernt hatte und auch mit dem mohammedaniſchen Ritus ziemlich Beſcheid wußte, rief ſich noch Koranſprüche ins Gedächtnis zurück und ſuchte auch mir, allerdings vergeblich, einige prieſterliche Kenntniſſe beizubringen. In jener Nacht waren meine Gedanken viel in Si-ning-fu bei meiner Frau, die ich nicht mehr wiederzuſehen glaubte, weil ich nur noch recht wenig Hoffnung auf das Gelingen meines Unternehmens hegte. Auch

der Junggeſelle Dr. Tafel hielt die Lage für verzweifelt; ſo verſuchten wir uns gegenſeitig mit Galgenhumor aufzuheitern und über die ungemütliche Nacht hinwegzuhelfen. In der Bewachung des Lagers löſten wir uns gegenſeitig ab, bis endlich die erſte Morgenhelle am Horizont aufſtieg.

Was wird der Tag wohl bringen? das war unſer erſter Gedanke. Wie wird wohl unſer waghalſiges Unternehmen enden? Mohammedaniſche Prieſter, Chodſchas? Werden wir imſtande ſein, dieſe Rolle unerkannt durchzuführen? Ich zweifelte, denn von mir hätte man ebenſogut verlangen können, das Gretchen im Fauſt zu ſpielen. Wird der Häuptling von Wäßerr wohl unſeren Masken trauen? Es war höchſt unwahrſcheinlich. Hatte er uns doch noch geſtern Abend mitteilen laſſen, daß er jeden Mann unſerer Karawane einzeln vernehmen und ihn perſönlich prüfen werde. Was wird wohl geſchehen, wenn uns der Regen die ſchöne braune Geſichtsſchminke wegwäſcht, wenn ich den Turban verlöre! Und was ſollte erſt gar eintreten, wenn ſich unglücklicherweiſe auch in Wäßerr mohammedaniſche Kaufleute aufhielten, die uns natürlich ſofort als verkappte Europäer erkennen würden! Mohammedaniſche Prieſter? Wenn ich nur wenigſtens eine Ahnung gehabt hätte, was ich als ſolcher tun mußte. Lieber doch mit der Waffe in der Hand den Durchmarſch durch Wäßerr erzwingen, als mit dieſen doppelt gefährlichen Mitteln arbeiten! Und doch, was ſollten wir zwei Europäer gegen einen ſo mächtigen Stamm, wie es der von Wäßerr ſicherlich war, ausrichten?

Das erſte, was wir am Morgen taten, war, die abgeſchnittenen Haare, insbeſondere meine blonden Locken vom Zeltboden ſorgfältig zu entfernen, damit für die Tibeter nach dem Verlaſſen des Platzes keine Spuren zurückblieben. Wir wußten aus Erfahrung, daß die Ngolok den ganzen Boden, auf dem ſich das Lager jeweils befand, und insbeſondere unſeren Zeltplatz förmlich umwühlten, und daß jedesmal große Freude entſtand, wenn im Kot der Tiere oder unter der Aſche unſeres Herdfeuers eine leere Konſervenbüchſe, ein Zeltſtock, ein Stück

Tuch oder ein Hoſenknopf entdeckt wurde. Alle Angehörigen der Karawane hatten deswegen ſtrenge Anweiſung, auf keinen Fall beſchriebene Papiere liegen zu laſſen. Wäre irgend eine Aufzeichnung ſchon bei Beginn der Expedition in die Hände der Ngolok gelangt, ſo wären wir verraten und die Durchführung unſerer Aufgabe unmöglich geweſen.

Da der Unteroffizier und der Dolmetſch ſich weigerten, Kóu ohne Soldatenrock mitzunehmen, ſo mußte dieſer noch im letzten Augenblick die Kleider wechſeln. Beladen mit den Geſchenken und begleitet von dem alten zahnloſen Tibeter, der eines unſerer Pferde reiten durfte, verließ unſere Abordnung das Lager. Die erſten Sonnenſtrahlen ſtiegen eben hinter dem Paſſe, der uns von Wáßerr trennte, herauf. Auf Wiederſehen und viel Glück! Das waren unſere letzten Worte. Ja, Glück und noch dazu großes Glück, das ſollte uns gerade heute dringend vonnöten ſein.

In dichten Scharen waren Gómo-Leute und Reiter von Wáßerr herbeigeeilt, um den Augenblick nicht zu verſäumen, wo der blauäugige Europäer mit ſeinen Eiſenſtiefeln aus dem Zelte treten würde. Es muß für die Ngolok in der Tat eine merkwürdige Überraſchung geweſen ſein, als ein ganz anderer, als am Tage vorher, das Zelt verließ. Während die Ma-fus das Zelt zuſammenrollten, guckten einige Tibeter der Vorſicht halber unter die ausgebreitete Zeltleinwand, um nachzuſehen, ob ſich nicht dort unten vielleicht der wirkliche Europäer verſteckt hielte. Als ſie aber keinen Fremden finden konnten, richteten ſich aller Augen auf mich, und ich glaubte ſchon, daß mir im nächſten Augenblick die Maske heruntergeriſſen würde.

Dr. Tafel hatte inzwiſchen den Paß überſchritten. Die Gelegenheit, uns einzeln zu überfallen, wäre nun für die Tibeter günſtig geweſen. Mit dieſer Möglichkeit hatten wir auch gerechnet und in dieſem Falle beſchloſſen, von unſeren Schußwaffen den ausgiebigſten Gebrauch zu machen. Vielleicht, ſo dachten wir, würde es hierdurch gelingen, die Meute von uns abzuſchütteln. Als Treffpunkt gaben wir uns den Paß an, von dem aus wir uns ſodann mit vereinten Kräften den Durch-

marſch durch Wäßerr erzwingen wollten. Daß dieſe Pläne geradezu kindlich waren, ſollten wir bald einſehen, denn Wäßerr hat eine ſtarke Einwohnerzahl und beherrſcht das Tal unſeres Vormarſches vollkommen. Es wäre offener Wahnſinn geweſen, mit Waffengewalt hier etwas erreichen zu wollen.

Bald verließ auch die Karawane Gómo. Von einer großen Schaar gutbewaffneter Reiter begleitet, zogen wir zum Paſſe hinauf. Ihre lebhaften Pferde waren ungeſattelt; nur wenige hatten eine Decke auf den Rücken aufgegürtet. Der ſtarke Unterhäuptling, der am Tage vorher im Soldatenzelte der Wortführer der Geſandtſchaft geweſen war, ritt am Schluſſe des langen Zuges, unmittelbar hinter mir. So oft ich einen Verſuch machte, neben oder hinter dieſen unangenehmen Reiter zu kommen, wußte er es jedesmal ſo einzurichten, daß er ſich nach kurzer Zeit wieder hinter mir befand. Um mich herum ſchwärmte ein halbes Dutzend tibetiſcher Soldaten, die mein müdes Pferd in der frechſten Weiſe zur Schnelligkeit antrieben und es mir im Verein mit zahlreichen tibetiſchen Reitern, die meine Leute voneinander getrennt hielten, unmöglich machten, mich mit Hau oder Ta-tſchang zu verſtändigen. Die Waffen hatten ſie uns gelaſſen, doch hätten wir ſchwerlich von ihnen Gebrauch machen können. Jedenfalls wäre es uns ſchlecht bekommen, zumal, da der moraſtige Talboden einen Fluchtverſuch vollſtändig ausſchloß. Ständig wurden wir von Reitergruppen und einzelnen Ngolok überholt, die uns boshafte Redensarten zuriefen und uns auch durch Geſten und Zeichen zu erkennen gaben, daß bald unſere letzte Stunde ſchlagen würde. Die zwei frechen Gómo-Leute, die uns beſchoſſen hatten, führten das große Wort, und ihren langen, mit großer Lebhaftigkeit vorgebrachten Erzählungen folgte vielſtimmiges Gemurmel. Es ſchien, als ob ſich dieſe zwei Ngolok berufen fühlten, ihre Stammesgenoſſen gegen uns aufzuhetzen.

Endlich hatten wir den breiten Paß erreicht. Auf der anderen Seite folgten wir einem nach Norden umbiegenden kurzen Tälchen am Fuß eines uns rechter Hand begleitenden höheren Rückens. Das moraſtige

Tälchen führte anſcheinend in die große Ebene hinab, und als ich die Gewißheit hatte, daß wir dicht vor Wäßerr ſtanden, beſchloß ich, die Karawane auf einer nahen Höhenkuppe in der Nähe des Häuptlingszeltes zu verſammeln, dort den Ausgang der Unterredung abzuwarten und wenn nötig Dr. Tafel den Rückzug zu mir durch Gewehrfeuer zu erleichtern.

Dicht am Wege zur Rechten fand ſich alsbald ein zur Verteidigung geeigneter Punkt, und trotz heftigen Einſpruchs unſerer Bedeckungsmannſchaft gelang es endlich, einen Teil der Karawane und einige Chineſen auf dem ausgeſuchten Platze zu vereinigen. Die Ngolok ſträubten ſich hiergegen, weil ſie die Karawane in die Ebene hinablocken wollten, wahrſcheinlich, um uns im Falle eines unglücklichen Ausganges der Verhandlung von allen Seiten zu umfaſſen oder uns in der Nacht auf leichtere Art überraſchen zu können. Sie ſchlugen mit Fäuſten auf die Chineſen ein, drohten mit ihren Schwertern und machten ſich ſchließlich ganz ungeniert daran, meine Tiere, die ſie ſchon als ihre Beuteſtücke betrachteten, einzuſchätzen und unter ſich zu verteilen. Dies vollzog ſich mit großer Lebhaftigkeit und man hätte meinen können, man befände ſich bei einer Verſteigerung in Europa. Der große Unterhäuptling aber war nicht von meiner Seite gewichen und weder chineſiſche Liebenswürdigkeit noch Drohungen konnte den Geſtrengen dazu bringen, ſein Wächteramt auch nur auf kurze Zeit zu unterbrechen.

Um Einblick in das Tal zu meinen Füßen im Norden und im Nordoſt zu erhalten und nach dem Reiter auszuſpähen, den Dr. Tafel ins Lager zu ſchicken verſprochen hatte, falls die Verhandlungen zu einem günſtigen Ergebnis geführt hätten, drängte ich mich trotz des Einſpruches meines Schutzgeiſtes und der raſch herbeieilenden anderen Tibeter durch die Tiere und Reiter, die ſich zwiſchen meinem Standpunkt und dem Tale zuſammengedrängt hatten, und befand mich nach wenigen Schritten ſchon vor einer kleinen Erhebung, die ſich halbkreisförmig um unſeren Aufſtellungsplatz herumzog. Der Unterhäuptling war mir gefolgt, er verſuchte mich von meinem Standpunkt herunterzureißen und mich in

grober Weise wieder an die alte Stelle zurückzubringen. Auf die Drohung mit meinem Gewehre stellte er seine Belästigungen ein und ich konnte einen Blick auf das Tal werfen, der mich höchlichst überraschte. Dieses, eine viele Kilometer breite Wiesenfläche, war in ihrem oberen Teile dicht mit Zelten überdeckt. Die ganze Mächtigkeit der Ansiedlung mit gegen 600 Zelten war zu übersehen. Eine so starke Besiedelung hatte ich hier nicht erwartet. Von einem gewaltsamen Durchmarsch konnte jetzt keine Rede mehr sein. Wohin ich das Auge auch richtete, überall entdeckte es neue Zeltgruppen. Auf den üppigen Talgründen und auf den sanft ansteigenden Hängen der Talumrandung weideten große Herden Schafe, Yaks und Pferde, und zwischen den Zelten und längs des kleinen Baches, der sich nahe bei unserem Passe durch die Talmitte hindurch in Windungen nach Ost hinabschlängelt, wogte lebhafter Verkehr.

Genau gegenüber meinem Beobachtungspunkte sprang ein kurzes Seitental in die nördliche Talumrandung ein, in dem inmitten mehrerer schwarzer Jurten ein großes weißes, blau umrändertes Zelt in der Morgensonne erglänzte. In seiner Nähe herrschte besonders reges Leben und dorthin ritten unausgesetzt von allen Richtungen her Reitertrupps und einzelne Ngolok. Sicherlich wohnte dort ein hoher Tibeter, vielleicht der Häuptling selbst.

Mehr geschleppt, wie freiwillig gehend, erschien auf einmal neben mir Ta-tschang. Mit Händen und Füßen wehrte er sich gegen die Handgreiflichkeiten der tibetischen Soldaten und in seiner Wut biß und kratzte er sie wie eine Katze. Die Tibeter hatten Ta-tschang zu mir geschleppt, um mich durch ihn im Namen des Unterhäuptlings noch einmal im guten auffordern zu lassen, sofort mit dem Teil der Karawane, der sich hier oben auf der Kuppe befand, in den Talgrund hinabzuziehen, wohin die Tibeter inzwischen, ohne daß ich es hatte verhindern können, den Rest der Karawane hinabgetrieben hatten. Statt diese Aufforderung aber zu übersetzen, wies Ta-tschang zähneklappernd mit der Hand nach dem weißen Zelte und nannte dabei den Namen des Häuptlings von Wäßerr und den Dr. Tafels.

In der Tat, dort drüben, 1000 Meter entfernt, ſtand Dr. Tafel inmitten einer großen Gruppe von Tibetern. Das war ein ſchlechtes Zeichen, man mißtraute ihm offenbar und hatte ihm den Eintritt ins Häuptlingszelt verweigert. Ich rief den wenigen Chineſen zu, ihre Gewehre zum Feuern bereit zu halten und beim erſten verdächtigen Anzeichen auf unſere tibetiſche Eskorte zu ſchießen. Die Chineſen waren aber ſo eingeſchüchtert, daß ſie entweder heulten oder in ihrer Wut gegen mich ihre augenblickliche Lage vergaßen und mich in einem fort laut verfluchten. Nur Ta-tſchang wollte meiner Aufforderung nachkommen, doch ehe er es ſich verſah, war er durch den Unterhäuptling wieder entfernt worden. So machte ich mich denn allmählich am Boden ſchußbereit, um gegebenenfalls das Häuptlingszelt unter Feuer nehmen zu können.

Während ich dieſes und Dr. Tafel ſcharf beobachtete, blitzte dort eine kleine Rauchwolke auf.

Was hatte das zu bedeuten?

Inſtinktiv hatte ich mein Gewehr angelegt, als von drüben ſchon ein heller Knall ertönte, dem raſch ein zweiter und dritter folgte.

Ich ſah, wie Dr. Tafel ſein Gewehr ſchußfertig machte, und zweifelte jetzt nicht mehr, daß die ganze Geſchichte mit der Verhandlung eine feige Kriegsliſt war und die Ngolok den Kampf begonnen hatten.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtete ich das weitere Verhalten Dr. Tafels. Da dieſer ſelbſt noch nicht geſchoſſen hatte und ich es für klüger hielt, ihm, der die Lage beſſer überſehen konnte, den erſten Schuß zu überlaſſen, wartete ich, mit dem Gewehrkolben an der Backe, auf die Weiterentwicklung der Dinge.

Hatten dieſe Schüſſe Dr. Tafel oder dem Ambandolmetſch, der anſcheinend im Häuptlingszelte war, gegolten? Warum ſchwang ſich Dr. Tafel nicht auf das nächſte Pferd, um unſeren Lagerplatz, den er bereits erkannt haben mußte, zu erreichen?

Auf die Schüſſe hin hatte ſich unſere tibetiſche Begleitung ſofort unſerer Reitpferde bemächtigt und ſelbſt mein perſönlicher Wächter

hatte ſich daran gemacht, mein in der Nähe graſendes Pferd zu beſteigen. Sollte es uns nun wirklich an den Kragen gehen?

Da fallen wiederum Schüſſe! Ich nehme das Häuptlingszelt aufs Korn und habe ſchon den Abzug zurückgezogen, — da kommt mir plötzlich ein Reiter in die Schußrichtung, der mit erhobener Hand in geſtrecktem Galopp auf uns zureitet. An ſeinem Soldatenrock erkenne ich einen der Unſrigen. (Siehe Bild 51.) Ich ſetze ab und horche geſpannt. Dr. Tafel ſteht noch auf ſeinem alten Fleck, das Gewehr immer noch in Bereitſchaft. Unſere Wächter ſtarren ſich verſtändnislos einen Augenblick einander an, dann jagen ein paar Dutzend dem Ankömmling entgegen, um ihn am Näherkommen zu verhindern. Doch der Unteroffizier Yang, das war der wilde Reiter, hatte ſein müdes Pferd in ſeiner Verzweiflung derart zur Schnelligkeit angetrieben, daß es in ſeiner Todesangſt noch die letzten Kräfte hervorholte und durch die Wucht des Anſturms die ihm entgegenkommende Reiterlinie durchbrach. Schon war er auf Rufweite herangekommen. Verzweifelt ſchrie er uns an: „Wir ſind verloren! Der Häuptling hat unſeren Plan durchſchaut! Jeden Augenblick wird er ſelber mit einer großen Reiterſchar kommen, um auch uns gefangen zu nehmen.“ Ohne Kopfbedeckung, den Zopf geöffnet, mit wirrem Haar, die Kleider zerriſſen und ſchweißbedeckt, ſo langte der Unteroffizier bei mir an, wo er ſofort von mehreren Ngolok in Gewahrſam genommen wurde.

Von einer Beſchießung des Häuptlingszeltes konnte jetzt keine Rede mehr ſein. Auf dem glacisartig von unſerem Standpunkt aus gegen den Bach zu abfallenden Gelände rückten bereits Reitertrupps vor und auch von den ſüdlichen Hängen ſowie von rückwärts ſtrömten Ngolok herbei.

Von Dr. Tafel ſah ich nichts mehr. In der Menſchengruppe vor dem Häuptlingszelt wuchs das Getümmel, und der Wind trug den Schall weiterer Schüſſe zu uns herüber. Ich machte mich bereit, den mir zunächſt befindlichen Tibeter niederzuſchlagen und die Chineſen zu gleichem Vorgehen zu ermuntern, doch da mußte ich zu meinem Schrecken

Bange Minuten vor Wäßerr.

Der Verfaſſer erhält durch den antretenden Unteroffizier Nachricht, daß ſeine Gefangennahme bevorſtehe.

Digitized by Google

erkennen, daß ſie ſich bereits den Tibetern bedingungslos ausgeliefert hatten; damit nicht genug, riefen ſie mir unausgeſetzt das Schimpfwort für Europäer, „weißer Teufel", zu. Ein Glück, daß niemand von den anweſenden Ngolok Chineſiſch verſtand.

Jeder meiner Leute war von fünf bis ſechs Reitern umringt, und keiner von ihnen machte auch nur den geringſten Verſuch, auf mein Angriffsſignal hin ſich ſeiner Wächter zu erwehren, um hierdurch nicht ſeine eigene Lage noch zu verſchlimmern. Da ich allein nicht gegen den großen Stamm von Wäßerr Krieg führen konnte, ſo wollte ich wenigſtens verſuchen, zum Häuptlingszelt zu gelangen, um mich entweder dort mit Dr. Tafel zu vereinigen oder einen letzten Verſuch zu ſeiner Befreiung zu wagen. Ich glaubte ſicher, daß Dr. Tafel bereits der Übermacht der Tibeter erlegen und gefangen und geknebelt wäre. Zwar wußte ich ihn im Beſitz einer Mehrladepiſtole, mit der er ſein Leben teuer verkauft hätte. Aber was hilft ſelbſt ein Maſchinengewehr gegenüber einer ſolchen Überzahl. So wollte ich denn ſein Los teilen und ihm ſo nahe wie möglich kommen, ſo unwahrſcheinlich mir auch der Erfolg erſchien.

Mein Pferd fand ich nicht mehr vor; ich ſchwang mich daher auf das zunächſt befindliche — es war der todmüde Schimmel des alten Ma-ſus Lo-ſan. Im Nu hatte mich die Reitergruppe unter Führung des argwöhniſchen Unterhäuptlings umringt und mein Pferd gezwungen, Richtung auf das Häuptlingszelt einzunehmen.

Schon nach wenigen Schritten geſellte ſich ein Reiter zu uns, der meinem Wächter den Befehl des Häuptlings übermittelte, die Karawane in die Nähe des Häuptlingszeltes zu bringen, wo uns ein Lama den Lagerplatz anweiſen würde. Der Reiter ſchloß ſeine Rede mit der Verſicherung, daß die Karawane dort ſo lange zu verbleiben habe, bis feſtgeſtellt wäre, ob die Fremden Europäer ſeien oder nicht. Kaum hatte der Ngolok ſich ſeines Auftrages entledigt, als aus dem Tal und vom Häuptlingszelte her in dichten Scharen Reiter herbeiſtrömten und ſich zwiſchen mich und meine Karawane drängten.

So war ich alſo wirklich ein Gefangener des Stammes von Wäßerr!

Und doch ſchienen ſich die Ausſichten für uns etwas gebeſſert zu haben, denn der letzte Befehl gab mir wieder Hoffnung. Neuer Mut erwachte in mir, denn jetzt kam alles darauf an, den Wäßerr-Leuten gegenüber möglichſt unſchuldig und ungezwungen zu erſcheinen. Unſer Schickſal hing an unſerem Verhalten in den nächſten Augenblicken: den Kopf hängen laſſen oder Mißmut zeigen, hieße ſofort aus der gewagten Rolle fallen, die wir bisher mit einigem, wenn auch nur ganz geringem, Erfolg geſpielt hatten. So richtete ich denn an meinen düſter dreinblickenden Rieſen einige freundliche Worte und drückte durch Gebärde und Zeichen meine Bewunderung über ſeinen ſchweren, mit Silber verzierten Gürtel und über die ſchöne Ziſelierung ſeiner Schwertklinge aus. Anfänglich ging er nicht darauf ein, doch als einige ſeiner Landsleute ſich meinen freundſchaftlichen Annäherungsverſuchen zugänglich gezeigt hatten, ſchmolz auch bei ihm das Eis der Zurückhaltung, und ein leiſes Lächeln erhellte ſeine finſteren Züge.

Recht zudringlich benahm ſich ein feiſter Lama, der ſich durch einen Prachtſchädel und einen breiten Stiernacken auszeichnete. Er hatte ein aufgedunſenes, rohes Geſicht und konnte vor Fett kaum aus den Augen ſehen. Über einer reich mit Meſſingſpangen und Metallzierat beſetzten Weſte trug er einen roten Mantel. Er ſaß barfuß auf dem Pferde und drehte ununterbrochen eine Gebetsmühle mit der rechten Hand, während er mit der linken Zügel und Roſenkranz hielt. Vom Kopf bis zum Fuß muſterte mich dieſer prieſterliche Zunftgenoſſe, und als ich dem mißtrauiſchen geiſtlichen Herrn einen freundlichen Gruß zugerufen hatte, ſprengte er mit ſeinem Pferde an meine Seite, begann mein Gewehr zu betrachten, und, was mir weniger angenehm war, verſuchte, unter meinem Turban einen Zopf feſtzuſtellen.

Zu meinem Kummer ſah ich in unſerer Umgebung viele bekannte Geſichter. Es waren die Leute, die uns am Tage vorher in Gómo empfangen hatten. Einige von ihnen ſchienen unſere Verkleidung erkannt zu haben, denn ſie deuteten auf meine Füße, die heute ſtatt mit Eiſenſchuhen mit Tuchbandagen bekleidet waren, die ſich noch dazu un-

glücklicherweiſe ſtändig in meine Bügel verwickelten. Auch der Turban ſchien den Leuten nicht ganz geheuer zu ſein, und mehrere hielten mir ihre Zöpfchen hin, was wohl heißen ſollte: „Du haſt wohl keinen, weil du kein Chineſe biſt, und ſuchſt ſtatt deſſen dieſen Mangel durch einen Turban zu verdecken“. Auch der chineſiſche Sattel meines Pferdes, das vom Unterhäuptling geritten wurde, bildete für die Gómo-Leute einen Anziehungspunkt. Sie ſchienen den europäiſchen Sattel, den ich unvorſichtigerweiſe am Tage vorher benutzt hatte, und den ich in einen Sack hatte verpacken laſſen, zu vermiſſen.

Während die Gómo-Leute in dieſer Weiſe beſtändig hetzten und ſtichelten, ſuchte ich mir dagegen durch heitere Miene und erzwungene Ausgelaſſenheit das Vertrauen der Wäßerr-Leute zu ſichern. Es war ein unblutiger, aber nervenanſpannender Kampf!

Kurz vor dem Häuptlingszelt jagte uns wieder ein Reiter entgegen. Ich traute meinen Augen kaum, es war Dr. Tafel. Gottlob, er lebte noch, und was wohl ebenſo wichtig war, er hatte noch ſeine geſunden Glieder und ſein Gewehr. Schon von Ferne rief er mir zu, wir müßten hier ſtoppen. Dann erzählte er, daß der Häuptling ſelbſt kommen werde, um uns zu prüfen. Die Hohen ſeines Stammes ſeien zu einer Beratung zuſammengerufen, um über unſere Raſſenzugehörigkeit eine Entſcheidung zu fällen. Unſere Sache ſtünde dank der Redegewandtheit des Ambandolmetſch noch nicht ganz hoffnungslos, und die Hauptſache wäre jetzt für uns, kaltes Blut zu bewahren!

Statt des Häuptlings kam ein neuer Trupp Ngolok angeritten, der anſcheinend zu dem Anhang des Häuptlings gehörte und uns einige Zeit zum Halten zwang.

Bald darauf geſellte ſich ein neuer Reiter zu uns, ein bildhübſcher Jüngling mit dunklem Haupthaar und ſchwarzen Kirſchenaugen. Er trug tibetiſche Kleidung und rief uns chineſiſch an. Wir bekamen einen ordentlichen Schrecken, als es ſich herausſtellte, daß dieſer junge Menſch ein mohammedaniſcher Kaufmann war, der in der Kleidung der Ngolok reiſte, um beſſere Geſchäfte zu machen und ſich zwangloſer im

Lande bewegen zu können. Da er auch das Tibetische wie seine Muttersprache beherrschte, mochten ihn die Wäßerr-Leute gerne leiden, und auch der Unterhäuptling machte ihm sofort Platz.

Wir begrüßten ihn mit Salem Aleikum; als er aber in seiner Neugier in ununterbrochenem Redefluß Dutzende von Fragen an uns stellte, hielten wir es für zweckmäßiger, diese unbeantwortet zu lassen. Er hatte bereits gehört, daß wir Mohammedaner seien, die von der neuen Grenze, von Kaschgar, her kämen und die nur Dschaggatai-Türkisch sprechen könnten. Nachdem der junge Kaufmann sein vergebliches Bemühen, aus uns etwas herauszubringen, eingesehen hatte, wandte er sich an meine Chinesen, an Ta-tschang und Hau, mit denen rasch eine lebhafte Unterhaltung hergestellt war. Aus dieser ergab sich, daß sich im Häuptlingszelt als Berater des Häuptlings noch ein anderer Mohammedaner aufhalte, der den Angaben unseres Ambandolmetsch Sü Glauben geschenkt habe und der den Häuptling in für uns günstigem Sinne bearbeite. Auch der junge Kaufmann schien uns in der Tat für Chodschas zu halten; wir wiederholten ihm die Angaben, die er schon von Sü im Häuptlingszelt gehört hatte, nämlich, daß wir von Kaschgar, wo zwischen Mohammedanern und Russen blutige Kämpfe ausgebrochen seien, unter chinesischer Bedeckung entfliehen mußten und nun auf dem Wege nach Sung-p'an-t'ing begriffen wären. Wir bedauerten, daß wir, trotzdem wir als Kaschgarier auch chinesische Untertanen wären, des Chinesischen nur sehr wenig mächtig seien, hofften jedoch, daß sein Kamerad unsere Sprache, das Dschaggatai-Türkisch verstände. Im stillen ersehnten wir natürlich das Gegenteil, denn wir hätten uns sonst in unserem eigenen Netze gefangen.

Diese Angabe, so gut sie in unser Programm paßte, war in der Tat auch in anderer Beziehung gefährlich, denn wir wußten, daß sich auch unter den Lamas öfters Leute befinden, die des Türkischen mächtig sind. Wir suchten also durch Kreuz- und Querfragen aus dem jungen Mohammedaner heraus zu bekommen, ob irgend ein Lama von Wäßerr Türkisch verstände. Erst als er diese Frage verneinte, atmeten wir er-

leichtert auf und ſo konnten wir denn nun wieder, Dr. Tafel und ich, Dſchaggatai-Türkiſch, d. i. deutſch miteinander reden, ohne dabei Gefahr zu laufen, uns zu verraten.

Wenn uns nur auch der andere Kaufmann, der nach den Äußerungen des jungen viel älter und erfahrener zu ſein ſchien und der ſchon mit Europäern zuſammengetroffen war, glaubte!

Endlich durfte unſere Eskorte mit uns weiterziehen.

So ſchien uns denn der Glücksſtern wieder einmal zu leuchten. Aber in Sicherheit waren wir noch lange nicht. Einige Gruppen, die ſich abgeſondert hatten, beratſchlagten in aufgeregter Weiſe unter Führung von Gómo-Leuten, wie ſie es anſtellen könnten, den Wäßerr-Leuten unſer ſchlaues Manöver aufzudecken. Sicher wäre ihnen dieſes mit der Zeit auch gelungen, wenn nicht der junge Kaufmann, deſſen Vertrauen wir gewonnen hatten, für uns bei den Wäßerr-Leuten Stimmung gemacht hätte.

Wir hatten inzwiſchen am äußerſten Ende des kurzen Seitentälchens, 400 Meter nördlich vom Häuptlingszelt entfernt, den für uns beſtimmten Platz erreicht. Gegen das Haupttal zu waren wir durch eine Anzahl Zelte abgetrennt, und auf den anderen Seiten im Weſten und Oſten ſtiegen 80 Meter hohe, ſteile, mit Gras bedeckte Rücken an, die uns von den andern Zeltlagern der Ngolok trennten. Im Norden ſchloß das Seitental ein hoher Querrücken ab, der parallel mit dem Wäßerr-Tal verlief. An ein Entrinnen war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken, der Platz war für das Feſthalten einer ſo verdächtigen Geſellſchaft, wie wir ſie nun einmal den Tibetern zu ſein ſchienen, ohne Frage vorteilhaft ausgewählt.

Wir wurden aufgefordert, abzuſitzen und Lager zu ſchlagen. Umringt von einer vielhundertköpfigen Menge begrüßten wir auf Chineſiſch nochmals den jungen mohammedaniſchen Kaufmann, den dicken Lama, dem der Schweiß in Bächen von der Stirne rann, und einige andere höhere Tibeter, was augenſcheinlich Eindruck auf dieſe Leute machte. Die Chineſen erhielten Anweiſung, Tee zu kochen und den tibetiſchen Würdenträgern hiervon anzubieten.

Wenn auch die Stimmung der Volksmenge, die unseren Lagerplatz musterte, gerade keine herausfordernde war, so hatte man doch den Eindruck, als ob es nur eines geringfügigen Anlasses bedürfte, um die Menge gegen uns feindlich zu stimmen. Großen Nutzen brachte uns die Anwesenheit des jungen Kaufmanns, der unseren Angaben nicht nur vertraute, sondern uns sogar mit seiner Freundschaftsversicherung verfolgte. Seinen Bemühungen ist es auch zu verdanken, daß uns alle weggetriebenen Tiere und gestohlenen Kisten wieder zugeführt wurden. Nachdem unser Zelt fertiggestellt war, konnten wir uns den prüfenden Blicken der Umstehenden durch Eintreten in unsere Behausung entziehen, wo wir in begreiflicher Aufregung die Verhandlungsresultate abwarteten. Wird uns der Häuptling wohl glauben? Wird der gewagte Streich glücken?

Während wir aufs äußerste gespannt durch Zeltlöcher hindurch die aufgeregte Volksmenge beobachteten, erzählte Dr. Tafel den Verlauf seiner Mission:

„Als ich mich vom Passe aus am Morgen mit meinen Begleitern dem Häuptlingszelte näherte, ritt mir der junge Kaufmann entgegen und forderte mich auf, zu halten. Der Jüngling bedeutete mir, daß der Häuptling befohlen habe, daß von den Ankömmlingen, falls diese wirkliche Chinesen seien, nur einer vorgelassen werden sollte. Die übrigen hätten außerhalb des Zeltes in Gewehrschußweite*) zu warten. Sü, der Ambandolmetsch, den ich als Wortführer ausersehen hatte, begab sich alsbald mit seiner Waffe in das Zelt des Häuptlings, wo ihm diese abgenommen wurde. Für mich, der ich mit Yang vor dem Zelte warten mußte, war es ein beunruhigendes Gefühl, als plötzlich Schüsse fielen. Der Häuptling, den das Gewehr interessierte, hatte es sich nämlich außerhalb des Zeltes durch den Dolmetscher in Tätigkeit vorführen lassen. Die Wirkung des Mehrladers hatte den nicht zu unterschätzenden Erfolg, daß der Häuptling und sein Gefolge die Feuerwirkung bewunderten und vielleicht auch

*) 60 Schritt.

vor den Beſitzern dieſer ungekannten Waffen im ſtillen Angſt bekamen."

Da, mit einem Male öffnete ſich die Zelttüre, und ein alter, aber hübſcher Charakterkopf mit grauem Haar wurde ſichtbar, deſſen Träger uns ein Salem Aleikum zum Gruße bot und fragte, ob er eintreten dürfe. Es war der alte Mohammedaner.

Wir luden ihn, der ſich in Begleitung ſeines jüngeren Kameraden und Sü's befand, ein, näher zu kommen, und erfuhren, daß die Verhandlungen zu unſeren Gunſten beendigt ſeien. Der Alte ließ mir durch Sü mitteilen, daß er und ſein Kamerad gekommen ſeien, um ſich zu entſchuldigen, daß ſie den ſchon ſeit langem über uns umlaufenden unrichtigen Gerüchten*) ebenfalls Glauben geſchenkt hatten. Gleichſam, um dieſen Fehler und das ungaſtliche Verhalten ſeiner Wäßerr-Freunde durch perſönliche Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen, lud er uns für den nächſten Mittag zu einem Feſtmahl ein, bei dem ein Schaf geſchlachtet werden ſollte, und bei dem wir als Chodſchas natürlich den Ritus ausführen ſollten. Das waren ja wieder einmal böſe Ausſichten! Beide Mohammedaner empfahlen ſich nach dieſer kurzen Begrüßung, um auch dem Häuptling eine Einladung zu überbringen, und Sü wurde nun aufgefordert, uns ſeine Unterredung mit dem Häuptling zu ſchildern.

Nach Sü's Erzählungen zu ſchließen, muß es große Mühe gekoſtet haben, den Häuptling zu überzeugen, daß wir keine Europäer, ſondern mohammedaniſche Geiſtliche mit einem hohen chineſiſchen Mandarinen-

*) Nämlich, daß zwei Europäer im Anmarſche wären, von denen der eine eine Kiſte, die wahrſcheinlich Silber enthalte, auf dem Rücken trüge (Ta-tſchang mit meinem Photographen-Apparat), und der andere durch einen großen gelben, bis zur Bruſt hinabreichenden Bart, und ſeine gelben weit vorſtehenden Augenbrauen und ſeine blauen Augen auffiele. Dieſer ſonderbare Mann trüge auch große Eiſenſtiefel und ſchriebe unausgeſetzt in einem Buche (damit war ich gemeint, d. Verf.). Die Angaben über meine Karawane, die hier von den Dſnang- und Tópa-Leuten in Umlauf geſetzt worden waren, gingen überhaupt ſehr auseinander. Die einen ſprachen von 20 europäiſchen Soldaten, die anderen von 7 Chineſen und 2 Europäern und vielen Kiſten, wieder andere nur von einem Europäer.

rang wären, die unter dem Schutz des Kaisers von China von Kaschgar nach Sung-p'an-t'ing zögen. Der Häuptling hatte schließlich, da er den mündlichen Angaben Sü's mißtraute, die Vorzeigung der Pässe verlangt, und nach vorheriger Verabredung hatte Sü die zwei Pässe vorgezeigt, die sich auf die chinesische Soldatenbedeckung und auf ihn selbst bezogen. Da hierin von uns Europäern als von chinesischen Kaufleuten die Rede war, so beruhigte sich der Häuptling und ließ seine Bedenken, daß wir Europäer seien, fallen. Sü wußte es mit Hilfe des alten Mohammedaners sogar dahin zu bringen, daß ihm der Häuptling Vertrauen schenkte. In seiner Freude über die Bestätigung unserer mohammedanischen Herkunft versprach der Häuptling dem Sü nämlich, uns nicht nur den freien Durchgang durch Wáßerr ohne jegliche Zollabgabe zu erlauben, sondern uns auch seine zwei zuverlässigsten Leute als Führer mit auf den weiteren Weg bis nach der Ngolok-Steinstadt Knába,*) die ein ihm befreundeter und verschwägerter Häuptling regiere, mitzugeben. Der Häuptling von Wáßerr Rienné bürgte uns gleichzeitig für unsere Sicherheit, sträubte sich aber gegen Sü's Bitte,**) uns nach dem zwei Yaktagemärsche entfernten Kánserr***) ziehen zu lassen, weil die Beziehungen mit diesem Stamm, trotzdem dessen Häuptling Ban-

*) Bis Knába rechnete der Häuptling sechs Tagemärsche mit einer täglichen Marschleistung von 50 bis 60 Li, von dort bis an die chinesische Grenze noch drei weitere und alsdann nach Sung-p'an-t'ing noch fünf Tage. Die Richtigkeit dieser Angaben bestätigte der alte mohammedanische Kaufmann, der uns auch versicherte, daß der Weg über Knába der nächste nach Sung-p'an-t'ing sei.

**) Sü hatte Kenntnis von meiner Absicht, über Kánserr an das S-förmige Knie des Matschu zu gelangen, weshalb er angeblich diese günstige Gelegenheit benutzte, um eine Genehmigung für Antritt des Marsches über Kánserr statt über Knába zu erbitten. Später entpuppte sich diese Angabe als eine Lüge.

***) Den gleichen Namen trägt vermutlich auch der wichtige Ngolok-Stamm, der die Steinstadt Knába, Kánserr selbst und Kórgan umfaßt. Diese Behauptung ist aber mit Vorsicht aufzunehmen, da die Tibeter gewisse, von den Mongolen mit kure (Haus) bezeichnete Dörfer k'ang-sar (k'ang = Haus) nennen und mit dem Kánserr demnach vornehmlich Knába, das Steinbauten besitzt, gemeint gewesen sein dürfte.

Zu: Filchner, Das Rätsel des Matschu.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Blick vom Lager Wäßerr aus nach Süden auf die Bayenkara-Kette.

tſchünn*) mit ihm nahe verwandt war, keine guten waren, und uns Rienné für keine gute Aufnahme durch die Känſerr-Leute bürgen zu können glaubte.

So ſehr wir uns über den glücklichen Ausgang der Unterredung Sü's mit dem Häuptling freuten, ſo ſehr ſorgte ich mich über die Feſtlegung der Route über Knába, die Stadt, vor der wir ſeit Riſchowárma gewarnt worden waren.

Den ganzen Nachmittag verbrachten wir in unſerem Zelte eingeſchloſſen, lauſchten den Erzählungen Sü's und hielten uns gefechtsbereit.

Der Dolmetſch wurde gegen 5 Uhr noch einmal auf mehrere Stunden ins Häuptlingszelt geholt, und dem durchtriebenen Chineſen gelang es bei dieſer Gelegenheit, ſich das volle Vertrauen des Häuptlings zu erlügen. Sü wußte dem Geſpräch eine ſolche Wendung zu geben, daß der Betrogene ſogar über das argwöhniſche Betragen ſeiner Untergebenen, die die Reiſenden noch immer für Europäer hielten, aufgebracht wurde. Mitten in der Unterredung betrat eine Abordnung der Gómo-Leute das Häuptlingszelt und führte Beſchwerde, daß die Fremdlinge ein eigentümliches Benehmen zur Schau trügen, ſich verkleidet hätten und ſich nun in ihr Zelt eingeſchloſſen hätten, wo man ihre Tätigkeit nicht überwachen könnte.

Sü verſuchte zwar, das von neuem aufkeimende Mißtrauen des Häuptlings durch widerlegende Worte zu zerſtreuen, doch dieſer gab ſich damit nicht zufrieden. Er ſtellte an Sü feierlich die Frage, ob er mit gutem Gewiſſen vor einigen Bildern, die an der Zeltwand hingen, und die der Häuptling hoch zu verehren ſchien, den Schwur ablegen könnte, daß ſeine Begleiter keine Europäer wären. Als echter Chineſe leiſtete Sü anſtandslos dieſen Meineid. Doch damit nicht genug; er fügte noch unter Verſicherung ſeiner vollen Sympathie für den Häuptling hinzu, er

*) Der verſtorbene Vater Van-tſchünn's hatte bedeutendes Anſehen. Er hieß Borginn. Der Sohn des Häuptlings von Wäßerr iſt mit der Enkelin Borginns verheiratet.

ſelbſt haſſe die Europäer derart, daß er der erſte geweſen wäre, der einen ihm anvertrauten Europäer umgebracht hätte.

Der kritiſche Augenblick war vorüber und der Häuptling hielt nun vor ſeinen Getreuen und Weibern eine Rede, worin er unter anderem Sü ſein größtes Vertrauen ausdrückte. Nachdem dieſer noch mit Tee und chineſiſchen Süßigkeiten bewirtet worden war, ließ der Häuptling ſein Schwert herbeibringen, mit dem er Sü und ſich die Haut des linken Armes ritzte, bis Blut entquoll. In einem Holzgefäß wurde dieſes aufgefangen, mit einer Flüſſigkeit, die ich nicht anzugeben vermag, vermiſcht und das Gebräu ſodann von beiden Teilen getrunken. Der Schwur vor den Bildern und dieſe Blutsbrüderſchaft hatten alſo Sü und ſomit auch uns völlig ſichergeſtellt. Rienné, ſo ſagte Sü, habe endlich auch den Weitermarſch auf Kánſerr gutgeheißen.*)

Schließlich entſchuldigte ſich Rienné bei Sü, daß uns vor einigen Tagen zwei Ngolok beſchoſſen hätten. Er verſicherte, daß die beiden nicht zu ſeinem Machtbereich gehörten, und verſuchte, ihre Handlungsweiſe mit dem berechtigten Mißtrauen zu beſchönigen, das die Ngolok matſchuaufwärts in letzter Zeit jedwedem Reiſenden entgegenbringen mußten, da Europäer, und zwar Ruſſen, vor einigen Jahren am Tſaring-nōr befreundeten Stämmen ein blutiges Gefecht geliefert hätten und die Befürchtung obwalte, daß die Fremden den Verſuch, ins Land der Ngolok einzudringen, erneuern könnten. Mit einem Geſchenk an uns und dem Anerbieten, uns ſein Zelt zur Verfügung zu ſtellen, entließ er Sü in der gnädigſten Form.

Rienné hatte ſich im Geſpräch mit Sü über unſeren bisherigen Marſch und die Ereigniſſe, die ſich uns entgegengeſtellt, gut unterrichtet gezeigt. Er wußte ſowohl die Einzelheiten des Nachtgefechts bei Töpa als auch unſeren Beſuch im Lager Niſchowárma.

Gewiß waren wir uns der Größe des Glückes bewußt, da es in der Tat gelungen war, uns mit dieſem Allmächtigen auf guten Fuß zu ſtellen, aber wir fürchteten ſeine Unbeſtändigkeit und vor allem den böſen Ein-

*) Eine Angabe, die erlogen war und die für uns verhängnisvoll werden ſollte.

fluß ſeiner Untergebenen. Um dieſem die Spitze abzubrechen, mußten wir uns der wichtigſten Perſönlichkeiten in der Umgebung Riennés vergewiſſern, der mohammedaniſchen Kaufleute. Wir ſchickten ihnen deshalb noch vor Sonnenuntergang einen kleinen Revolver mit Patronen in ihr Zelt, das ſich dicht neben dem des Häuptlings befand.

Während Sü im Häuptlingszelt verweilt hatte, war es in unſerem Lager lebhaft zugegangen; zeitweiſe herrſchte ein ſolches Gedränge, daß Yang das ſchwierige Geſchäft übertragen werden mußte, die neugierigen Ngolok vom Betreten unſeres verſchloſſenen Zeltes abzuhalten.

Da wir uns dem Häuptling gegenüber als arm und hilfsbedürftig mit dem Hinweis hatten hinſtellen laſſen, daß alles, was die Karawane mitführe, Eigentum des Kaiſers von China ſei, ſo ſandte er uns aus Mitleid eine große Schüſſel Milch ſowie Reiſig und Holz zum Brennen und ſtellte uns auch ſeinen Leibdiener zur Verfügung, der für unſere ermüdeten Chineſen die Nachtwache übernehmen ſollte.

Als die Sonne untergegangen war, ließen ſich die beiden Mohammedaner bei uns anmelden. Um uns Prieſtern zu zeigen, wie ſtreng ſie ſelbſt in dieſen unwirtlichen Gebieten ihre religiöſen Vorſchriften befolgten, hatten ſie ſich vorher vor ihrem Zelte Geſicht, Hände und Füße gewaſchen, dort ihre Abendandacht verrichtet und neue Kleider angelegt. Nachdem ſie uns feierlich begrüßt hatten, wiederholten ſie ihre Einladung für den nächſten Mittag zu einem Feſtmahl. Ich hatte mich in der Erwartung der Einladung ſchon vorſichtshalber in Decken eingehüllt und ließ unſeren Beſuchern erklären, daß ich wahrſcheinlich der Einladung für morgen keine Folge werde leiſten können, weil ich am Nachmittag ſchwer erkrankt ſei.

Das Eſſen durfte ich auf keinen Fall mitmachen, denn ich hatte ja keine Ahnung, wie man ein Schaf ſchächtet und welche rituellen Gebräuche hierbei zu beobachten ſind, und gerade bei mir, als „altem Chodſcha“, mußte man dieſe Kenntniſſe doch alle vorausſetzen! Auch war es für mich richtiger, dem Feſte fern zu bleiben, da es nahe lag, daß dieſe zwei ſchlauen Mohammedaner bei dieſer Gelegenheit nur prüfen

wollten, ob wir überhaupt Chodſchas wären. Kóu, der ſelbſt Mohammedaner war, hatte die Rolle des Wortführers übernommen. Er verſtand es prächtig, den beiden Kaufleuten mein ganz beſonderes Bedauern auszudrücken, nicht an dem Feſtmahl teilnehmen zu können und fügte noch bei, daß es auch für Dr. Tafel nicht angängig ſei, der Einladung zu folgen, weil er ſchmutzige Kleider hätte und in einem ſolchen Aufzuge unmöglich den heiligen Ritus ausführen könne. Auf mich weiſend, ergänzte er, daß ich in derartigen Dingen ſehr ſtreng denke, was ſchon daraus hervorgehe, daß ich, der alte,*) gebrechliche Mann, trotz allgemeinen Einſpruches tagtäglich auf der mühevollen Reiſe die vorſchriftsmäßigen Waſchungen durchgeführt habe, wodurch ich mich nun derartig erkältet hätte, daß man auf das Schlimmſte gefaßt ſein müſſe!

Dr. Tafel mußte ſchließlich, als alle Widerreden nichts halfen, für morgen zuſagen, und Kóu daher nach dem Weggang der Kaufleute ſofort damit beginnen, ihn in die Geheimniſſe des mohammedaniſchen Zeremoniells bei der Schlachtung eines Schafes einzuweihen.

Mitten in dieſem Unterricht, es war ſchon ſpät am Abend, wurden wir durch Ta-tſchang, der vor Freude ſtrahlte, davon in Kenntnis geſetzt, daß die Frau des Häuptlings mit ihrem Sohne unſer Lager betreten hätte. Die Dame brachte im Auftrage ihres Mannes und Gebieters einen Eimer Milch herbei und ſchien darauf vorbereitet, die Verſicherung unſerer Zuneigung zum weiblichen Geſchlecht offiziell entgegenzunehmen. Die tibetiſche Sitte hätte auch erfordert, dieſe durch die ganz beſondere Liebenswürdigkeit des Häuptlings geſchaffene Gelegenheit zu einem Flirt nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen, doch als Chodſchas durften wir uns um das hübſche Geſichtchen nicht kümmern. So überließen wir denn das nette Weſen, um den zeremoniellen Verpflichtungen wenigſtens im allgemeinen zu genügen, unſeren Leuten.

Die Häuptlingsfrau hatte eine Begleiterin, anſcheinend ihre Dienerin, mitgebracht. Beide benahmen ſich wie junge Backfiſche und taten ſo, als ob ſie recht ungern in unſer Lager gekommen wären. Sie hielten die

*) Die Tibeter und Mohammedaner ſchätzten mein Alter auf 90 Jahre.

Hände oder den Rockärmel vors Geſicht und drehten und wandten ſich, geziert kichernd, daß es eine Freude war. Beide hatten ſchwarzes Haar und ebenſolche, feurige Augen. Die Geſichtsfarbe entſprach der unſerer Sennerinnen, auch war ihr ganzes Ausſehen nicht minder geſund. Ihr reiches geſcheiteltes Kopfhaar trugen ſie auf der Schulter in viele Zöpfchen geflochten und mit roten Steinchen und roten Wollſchnüren durchwoben. Zwei lange mit Stickereien und Steinen beſetzte Bänder waren in die Haare eingeflochten.*)

Ihr Gewand war aus dunkelblauem groben Stoff gefertigt und fiel wie ein faltiger Mantel mit weiten Ärmeln bis zu den Knöcheln. Die Nähte am Kragen, auf der Bruſt und an den Ärmeln waren mit roten Litzen beſetzt, um die Handgelenke trug die Häuptlingsfrau mehrere faſt fingerdicke grüne Reifen aus Glas und in den Ohren zierliche Silberringe chineſiſcher Arbeit. Beide Damen gingen barfuß. Der Junge war ſchmächtig gebaut und paßte nicht recht zu den harten, wetterfeſten Ngolok.

Trotz ſeiner 12 Jahre war er bereits mit der Tochter des Häuptlings von Kánſerr verheiratet. Er trug die gleiche Kleidung wie ſeine älteren Stammesgenoſſen, den Schafpelz, den er über den rechten Arm und die rechte Schulter herabhängen ließ, einen breiten, mit Silberſternen beſetzten Ledergürtel, ein Schwert und die gebräuchlichen tibetiſchen Schuhe. Den Kopf hatte er mit einem breitrandigen Hut**) aus

*) Die Rückengehänge der Frauen waren in Wáßerr nicht einheitlich, es ſchien aber als ob der größte Teil nicht ererbtes Familiengut ſei, ſondern importierte Ware aus Sung-p'an-t'ing.

**) In Wáßerr fielen mir drei Arten von Kopfbedeckung auf:

1. Der bereits erwähnte Hut aus Schaffell (ſiehe Bild 33).

2. Eine Art, die Ähnlichkeit mit einem hohen Napfkuchen hatte. Sie beſtand aus gepreßtem Filz, war ungefähr 15 cm hoch und hatte die Form eines oben abgeſchnittenen Kegels, deſſen Außenfläche ſtark gerillt war. Oben und unten war die Kopfbedeckung glatt verſchloſſen und unten war für den Kopf eine Höhlung eingelaſſen. Der Durchmeſſer der unteren Hutebene war 30 cm, der der oberen 20 cm.

3. Die landläufige Kopfbedeckung war ein breitrandiger, weißer Filzhut, der nach oben vom Kopfe aus in eine hohe, glatt abgeſchnittene Röhre auslief. Dieſer waſſerdichte Hut hatte die Form eines Schallrohres.

Schafpelz bedeckt, ähnlich dem des Häuptlingsſohnes von Riſchowárma. Hinter den Ohrmuſcheln prunkten, durch dieſe gehalten, große maſſive Silberringe, in deren unteren Teil ein blauer Stein eingefaßt war. Das Geſicht des Knaben war fein, faſt frauenhaft geſchnitten, ſeine Bewegungen waren ſo graziös, daß man dieſen Jungen, ordentlich gewaſchen, gekämmt und in ein europäiſches Gewand geſteckt, in jede Geſellſchaft in Europa als ſtillen Gaſt hätte einführen können, ohne daß er von ſeinen europäiſchen Altersgenoſſen zu unterſcheiden geweſen wäre. Er war blondlockig und hatte auffallenderweiſe waſſerblaue Augen; gleich vom erſten Augenblick an kam er uns mit ſolcher Offenheit und einem wirklichen Anſtand entgegen, daß wir ſtaunten. Als wir Mutter und Sohn auf unſerem Ehrenplatz im Zelte, dem Bett, zum Sitzen einluden, äußerte der Knabe beſcheiden, er könne auch ſtehen. Er ließ die Hand ſeiner Mutter nicht los, und als wir ihm einige kleine Andenken geſchenkt hatten, ſteckte er ſie freudeſtrahlend ſeiner Mutter zu. Ein Stückchen Zucker ſchien für beide ein ganz beſonderer Leckerbiſſen zu ſein. Dem aufgeweckten Jungen zeigten wir noch unſere Gewehre, worauf ſich beide verabſchiedeten, um den anderen Zelten noch einen Beſuch abzuſtatten, während Kóu ſeine Inſtruktionsſtunde fortſetzte.

Gegen Mitternacht brachten Vertraute Rienné's ſonderbarerweiſe zwei Pferde ins Lager, die uns der Häuptling gegen 50 Taels überlaſſen wollte. Da wir aber unſere Ware zuerſt bei Tageslicht betrachten wollten, wieſen wir ſie zurück und erſuchten, die Tiere am nächſten Tage noch einmal zu ſchicken.

Da ich ſeit Gómo auf die Durchführung meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten hatte verzichten müſſen und nach meinem Arbeitsprogramm an dieſem Tage eine Längenbeſtimmung auszuführen war, traf ich trotz des Einſpruchs meiner Leute nach Mitternacht im Zelte die Vorbereitungen hierzu. Ich glaubte, unbemerkt eine notdürftige Beobachtung durch das Dachfenſter des Zeltes hindurch vornehmen zu können. Aber als trotz aller Vorſicht der Lichtkegel meiner Blendlaterne aus dem Zelt fiel und die Aufmerkſamkeit unſeres tibetiſchen Wächters

und der Umgebung auf ſich zog, verzichtete ich ſchweren Herzens auf die Durchführung der Meſſung.

Ringsum herrſchte Totenſtille, nur ab und zu erinnerte das Grunzen eines Yaks oder der Zuruf eines Weibes an die unruhig gewordene Herde an die Nähe menſchlicher Wohnſitze. Von einigen Zelten ſtiegen geſpenſtiſch weiße Rauchwolken auf, die darauf ſchließen ließen, daß ſich ihre Inſaſſen trotz der Mitternachtsſtunde noch nicht zur Ruhe begeben hatten. Auch im Häuptlingszelt herrſchte noch Leben, man beratſchlagte anſcheinend noch immer über uns oder, was wahrſcheinlicher iſt, die Gómo-Leute verſuchten jetzt, nachdem der redegewandte Sü nicht mehr im Häuptlingszelte weilte, den Beherrſcher von Wáßerr auf ihre Seite zu bekommen und von ihm die Erlaubnis zu erhalten, die Europäer umzubringen.

Stumm umkreiſten meine zwei Wachtpoſten das Lager; der Diener des Häuptlings ſaß, wie eine Katze zuſammengekauert, vor unſerem Zelt und beobachtete mit geſpannter Aufmerkſamkeit jede unſerer Bewegungen und den geringſten Vorgang im Lager. Unſere Chineſen ließ die Angſt nicht ruhen, nur die Tiere ſchliefen, und wie ſie ſo im Mondeslicht unbeweglich dahingeſtreckt lagen, hätte man ſie für einen Haufen von Leichen halten können. Jenſeit der uns gefangen haltenden Hänge im Weſten wurde unausgeſetzt die Gebetstrommel gerührt, und ab und zu erklang ein langgezogener klagender Ton von einem Obo herab, das in unſerer Nähe die Höhe im Weſten krönte. Auch vom Tal her trug der Wind ſtoßweiſe den dumpfen Ton von Gebetstrommeln aus der Hauptanſiedlung herüber, untermiſcht mit einzelnen gellenden Pfiffen.

Die Sterne leuchteten ſo ſtark, daß man hätte glauben mögen, wir ſeien auf unſerem Vormarſch hierher Tauſende von Meilen den Geſtirnen näher gekommen; die klare Luft ließ uns eben alles näher erſcheinen, jede kleinſte Unebenheit im Gelände zeichnete ſich deutlicher ab, und jede Falte in den weit entfernten Hängen im Süden trat bei dem grellen Mondlicht ſcharf hervor. Ganz im äußerſten Süden auf 20 km

Entfernung zog sich ein wild zerklüfteter Gebirgskamm am Lager entlang von Westen nach Osten. Die scharfen Zacken und Felszinnen blinkten im weichen Mondeslicht und man hätte sie für transparente Eisberge mit glasähnlichen Kämmen und Zinken halten mögen.

Auf den Hängen, die unser Seitental umrandeten, konnte das aufmerksame Auge menschliche Figuren erkennen; es waren Gómo-Leute, die einen etwaigen Fluchtversuch verhindern wollten. Doch daran dachten wir überhaupt nicht, und ergeben in unser Schicksal und in der Hoffnung, daß auch der nächste Tag glücklich für uns ablaufen werde, legten wir uns in unserem mit starkem Reif beschlagenen Zelt zur Ruhe.

Als wir am 24. September erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und vor dem Zelte herrschte geschäftiges Leben. Es war ein Murmeln und Schwatzen, als ob eine Volksversammlung da draußen tagte. Hau klärte uns bald über den Grund dieser Menschenansammlung auf.

Die Wäßerr-Leute wollten nämlich, daß unser Zelt geöffnet werde, damit sie die Reisenden zu Gesicht bekämen. So erfüllten wir denn ihren Wunsch, und die Schaustellung von uns Wundertieren konnte ihren Anfang nehmen. Ich hatte noch vorher meinen Turban aufgesetzt, blieb aber als angeblich Kranker auf der Ruhestätte liegen, da ich ja heute das Festessen mitmachen sollte. Eine dicht gedrängte Menschenmenge belagerte uns den ganzen Tag, und wie eine zum Photographieren vorbereitete Gruppe hatten sich die Neugierigen, die jedesmal nach einiger Zeit wieder durch neue abgelöst wurden, vor dem Zelteingang postiert. In der ersten Reihe, dem „Sperrsitz", hatten die Vornehmeren Platz genommen und diejenigen, die schon seit dem Morgengrauen als erste vor unseren Zelten eingetroffen waren. Hinter diesen Bevorzugten knieten ein paar Reihen Tibeter und dann folgten, dicht gedrängt, sich gegenseitig schiebend und stoßend, die „Galeriebesucher", die infolge ihres unruhigen Verhaltens und ihres Drängens mit den Leuten im „Sperrsitz" fortgesetzt Zank hatten.

Jung und Alt, Männer und Weiber waren unter diesen Besuchern

Waffen der Kuku-nôr-Tanguten.
(Im Besitze des Verfassers.)

anzutreffen, auch Lamas, Leute aus Gómo und ſogar Ngolok aus anderen Stämmen, die ſich nicht hatten abhalten laſſen, dieſer ſeltenen Sehenswürdigkeit halber den weiten Weg hierher zurückzulegen. Ich glaube, wenn wir damals Eintrittsgeld erhoben hätten, hätte ich damit einen nicht unbeträchtlichen Teil der Koſten meiner Expedition decken können. Das Verhalten dieſer neugierigen Geſellſchaft gegen uns war ſehr unliebenswürdig, und nur zu oft überſetzten uns Ta-tſchang oder Sü recht unhöfliche Redensarten, wie: „Ihr frechen Europäer, macht, daß ihr weiter kommt!“, „Wir kennen euch trotz eurer Maskerade“ oder: „Wo hat denn der alte Mann ſeinen Zopf?“ Nicht weniger konnte man von ihren Mienen das Mißtrauen ableſen. Die Lamas muſterten uns am genaueſten und hielten es dabei für paſſend, unausgeſetzt den Roſenkranz durch ihre Finger gleiten zu laſſen und das Gebet: „oṃ ma-ṇi pad-me hûṃ“ herzuſagen. Mit ſtrenger, finſterer Miene betrachteten ſie uns unausgeſetzt, und nur, wenn auch wir der Abwechſlung halber einige Male „oṃ ma-ṇi pad-me hûṃ“ herſagten, erleuchtete ſich ihr Geſicht, und lachend ſtrecken ſie dann den Daumen ihrer rechten Hand in die Höhe, wodurch ſie uns zu verſtehen geben wollten, daß ſie uns entweder für ſehr klug hielten oder auch, daß dies Gebet ſehr wirkſam wäre. Der beleibte, uns bereits bekannte Lama mit ſeiner Prachtweſte mußte über unſere Kenntnis dieſer Gebetsformel ſo lachen, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Kopfſchüttelnd entfernte er ſich, um aber bald wieder zu kommen, weiter zu beten und ein weiteres Stück Kandiszucker in Empfang zu nehmen, das wir jedem beſſeren Beſucher unſeres Panoptikums als Geſchenk überreichten.

Sü und Ta-tſchang, die Fremdenführer, erklärten außer uns, den zwei Hauptſtücken des Zeltinventars, auch die Patronen, die Holzkiſten, Meſſer, Stricke, Hoſenknöpfe und Zündhölzchen, kurz alles, was von Bedeutung ſein konnte. Am meiſten intereſſierten offenbar die Gewehre. Sü und der ihn ſpäter ablöſende Yang verſtanden es ausgezeichnet, mitunter einen guten Witz einzuflechten, der wohl nicht immer von der feinſten Art war, aber jedesmal ſchallendes Gelächter zur Folge hatte,

und ſofort bis in die hinterſten Reihen des Galeriepublikums weitergegeben wurde. So ging ein lebhaftes Frage- und Antwortſpiel hin und her, und kein Gegenſtand im Zelte blieb ohne nähere Erklärung. Großes Erſtaunen erregten meine weißen Beine, als ich einmal meine Lagerſtätte verließ, und ich war recht froh, als ich wohlbehalten wieder meinen Wigwam erreicht hatte.

Vor Mittag ſtellten ſich unſere beiden mohammedaniſchen Freunde ein, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen und Dr. Tafel zum Feſtmahl abzuholen. Sie brachten mir drei Butterlaibchen mit, eine ganz beſondere Liebenswürdigkeit, nachdem ſie uns doch ſchon am Tage vorher zwei Hammel zum Geſchenk gemacht hatten. Ich zeigte mich dadurch erkenntlich, daß ich nun auch dem jüngeren Kaufmann einen Revolver und Patronen und außerdem jedem noch ein chineſiſches Eßbeſteck ſchenkte. Nachdem ſich Dr. Tafel noch einmal vor ihren Augen gewaſchen und Kóu ſein am Abend vorher gewaſchenes Kleid angelegt hatte, zogen beide mit den Kaufleuten ab. So war ich denn allein im Zelte und hatte allein die Neugier des zuſtrömenden Volkes zu befriedigen.

Zwei mutige Frauen, die auf Pferden im Männerſitz hierher geritten kamen, ließen es ſich nicht nehmen, mich im Zelte aufzuſuchen und mich um Nähnadeln anzubetteln, die ſie denn auch bald erhielten. Unter Kichern beſtiegen ſie mit der Beute wieder ihre Pferde und ritten im friſchen Trab davon.

Als die beiden zum Kaufe angebotenen Pferde, die uns nachts ſchon einen Beſuch abgeſtattet hatten, vorm Zelte eintrafen, bat Sü das neugierige Volk, Platz zu machen, was es auch willig tat; doch als ich mich aufrichtete, um beſſer ſehen zu können, erneute ſich das Drängen und Drücken, gerade als ob ein Weltwunder zu ſehen geweſen wäre. Ich legte mich raſch wieder zurück und ſagte Sü, die Pferdevorführung ſolle hinausgeſchoben werden bis zur Rückkunft des pferdekundigen Dr. Tafel.

Das Gaſtmahl war nach zwei Stunden beendet und frohgemut kehrte Dr. Tafel ins Zelt zurück. Frohgemut nur inſofern, als er den Ritus richtig befolgt hatte, in anderer Beziehung ſchien er weniger gut gelaunt

zu ſein, er hatte ſich nämlich beim Gaſtmahl aus Gründen des Taktes übereſſen. Er legte ſich auf ſeine Lagerſtätte, und während er ſich von den Strapazen des Gaſtmahls ausruhte, erzählte er den Hergang folgendermaßen:

„Außer mir und Kóu war der Leibprieſter des Häuptlings, der Dicke mit der Prachtweſte, den wir »Craſſus« nannten, geladen, dann ſämtliche Diener von uns und ungefähr 30 Tibeter, die alle den oberen Ständen anzugehören ſchienen. Rienné hatte abgeſagt. Das Zelt, in dem das Feſt abgehalten wurde, war weit kleiner als das des Häuptlings, es bot kaum Platz für alle Gäſte. Das ſchlechte Zelttuch war an vielen Stellen durchlöchert und der blaue Himmel blickte durch das Schutzdach. Nach einer längeren Begrüßung nahmen wir um einen großen Keſſel, der in der Mitte des Zeltes hing, am Boden mit gekreuzten Beinen Platz. Nun begann die eigentliche Zeremonie, das Tier wurde geſchächtet, in Stücke geſchnitten, und dieſe dann in den Keſſel geworfen und geſotten. Als das Fleiſch gar gekocht war, wurden die Stücke an die Gäſte verteilt, ich ſprach einige Suren und damit waren die Vorbereitungen zu Ende.

Das Eſſen, die Hauptſache, ſollte der ſchwierigſte Teil werden. Um höflich zu ſein, mußte ich nämlich das große Schenkelſtück, das der alte Mohammedaner mir gereicht hatte, bis auf die Knochen abnagen. Da ich bei dieſer Gelegenheit eine ungeheuerliche Portion Fett mit vertilgen mußte, wurde mir unwohl, und ich bin froh, gerade noch rechtzeitig das Zelt erreicht zu haben. Um als recht frommer Mann zu erſcheinen, und um zu zeigen, daß wir die Reinheit beſonders pflegten, hatten ich und Kóu aus Holz geſchnitzte Schalen mitgebracht, aus denen wir den dargereichten Tee tranken.“

Wir unterhielten uns noch längere Zeit über das gelungene Feſtmahl, während ich auf meiner Lagerſtätte ſaß und mir ununterbrochen die Schweißperlen von der Stirn wiſchte. Wir hatten mindeſtens + 20 ° Celſius im Schatten, und dabei war ich gezwungen, unter meinem dicken

Pelzmantel noch den europäischen Rock und mehrere Pfund Bücher zu tragen und auf dem Kopf den heißen Turban, der mir tüchtiges Kopfweh verursachte.

Während wir uns gegenseitig unser Leid klagten, kamen schon wieder die von Liebenswürdigkeit überströmenden Mohammedaner, um sich bei Dr. Tafel nach seinem Befinden zu erkundigen und mir als Entschädigung für das entbehrte Festessen eine große Hammelkeule zu überbringen. Ich war natürlich tief gerührt über diese Aufmerksamkeit und begann sofort den Knochen mit Händen und Zähnen von seinem Fleische zu befreien und dabei laut zu schmatzen, so wie es die Sitte erforderte.

Die Kaufleute hatten auch einen Schimmel mitgebracht, den sie uns samt Sattel und Koppeln um den hohen Preis von 42 Tael (114 Mark) anboten. Aus diplomatischen Gründen kaufte ich ihn, ebenso wie die beiden in der Nähe wartenden Pferde des Häuptlings, der, ermutigt durch das erste gute Geschäft, alsbald noch einen ausgezeichneten Schimmel zum Kauf schickte. Auch diesen erstand ich, nachdem Tatschang dessen Angebot von 50 auf 45 Tael*) herunter gehandelt hatte. Als der Häuptling und auch die Mohammedaner noch weitere Angebote machten, schützte ich vor, daß meine Mittel erschöpft seien, und daß ich das wenige noch zur Verfügung stehende Geld für die Reise nach Sung-p'an-t'ing brauchte.

Das Gerücht von unseren Pferdeeinkäufen hatte sich mit Windeseile im Lager verbreitet, und den Rest des Tages kamen und gingen Ngolok mit Pferden, die sie zum Verkaufe herbeibrachten. So gern ich noch mehrere Pferde gekauft hätte, so sehr war es geboten, einen weiteren Pferdeeinkauf für heute zu unterlassen, da wir sonst in den Ruf gekommen wären, über große Silbervorräte zu verfügen. Die beiden

*) Die Preise erscheinen hoch, und doch sind sie es nicht übermäßig, da das Pferd in diesen Gebieten überhaupt im Werte hoch steht; ob wohlfeil oder teuer, dieser Gesichtspunkt mußte für mich in den Hintergrund treten. Für mich konnte nur die Tatsache bestimmend sein, mit allen Mitteln ausdauernde Pferde herbeizuschaffen, um im Falle von Gefahr mit meinen Chinesen die dichtbevölkerten Ngolok-Gebiete in Eilmärschen verlassen zu können.

Mohammedaner versuchten uns zwar noch zu weiteren Einkäufen zu bewegen, doch als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen eingesehen hatten, empfahlen sie sich, um ihre abendliche Andacht zu verrichten.

Unter vielen Schwierigkeiten und unter dem lebhaften Protest der ängstlichen Chinesen gelang es mir nun unter außerordentlichen Sicherheitsmaßnahmen, vom halbgeöffneten Zelte aus eine photographische Aufnahme der im Süden quer vorbeistreichenden Bayenkara-Kette zu machen. (Siehe Bild 52.)

Kaum war dies geschehen, als sich mit fabelhafter Geschwindigkeit ein Unwetter heranwälzte. Rasch war es dunkel geworden und die entfesselten Naturkräfte führten einen wilden Hexentanz auf.

Wir kauerten im Zelt in Decken eingehüllt, als mit einem Male ein häßlicher alter Ngolok mit langem, wirrem Haar unseren Kreis betrat und unter heftigen Gebärden auf uns zu schimpfen begann und den Häuptling von Wäßerr des Verrats an seinen Untergebenen anklagte, weil er uns, die verfluchten Europäer, lebend in seinem Lager verweilen lasse. Der empörte Geselle schrie und tobte, daß trotz des Regens bald eine Gruppe von Wäßerr-Leuten unser Zelt umstand. Der wutschnaubende Mann kam von jenseit des Rückens im Westen. Sü brachte ihn endlich vom Zelte weg.

Als sich das Unwetter wieder verzogen hatte, und wir eben Anstalten trafen, uns zur Nachtruhe zu begeben, stürzten einige Ma-fus bleich und ängstlich in unser Zelt mit dem Rufe: „Der Häuptling kommt angesprengt." Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Turban aufzusetzen und die Uhren, die ich soeben verglichen hatte, sowie das Siedethermometer in die Kisten zu verstecken, als schon der mächtige Beherrscher von Wäßerr in höchst eigener Person am Zelteingang erschien und uns auf tibetisch einen Gruß zurief. Er zögerte anfänglich, das Zelt zu betreten, doch als wir den Gruß und unsere Aufforderung wiederholten, kam er zu uns herein und setzte sich zwischen unsere Betten auf den Boden, mit dem Rücken dem Ausgang zugekehrt.

Er hieß uns in flüssiger Rede in seiner Ansiedlung willkommen,

entschuldigte sich nochmals ob des Irrtums, daß er uns für Europäer gehalten habe, und versicherte uns, daß er, nachdem ihm Sü, den er sehr hoch zu schätzen vorgab, die Richtigkeit der Angaben beschworen habe, willens sei, uns in jeder Weise zu schützen. Er versprach uns sogar aus eigenem Antriebe, die Leute, auf deren lügenhafte Angaben hin er uns anfänglich mißtraut habe, streng zu bestrafen. Er widerholte schließlich das Versprechen, uns seine zwei besten Freunde mit auf den Weg zu geben.

Trotz des Dämmerlichtes konnte man die sympathischen, energischen Züge des Häuptlings erkennen. Riennè war von großer Gestalt; sein edelgeformter, kurzgeschorener*) Kopf mit den zwei intelligenten Augen und dem schwarzen kurzen Schnurrbart, der kühn geschwungenen breiten Nase mit den großen Nüstern und dem Tatkraft verratenden Mund mit den breiten, wulstigen Lippen ließen den Gesichtsausdruck dieses Mannes angenehm und doch auch hart erscheinen. Krauses schwarzes Haar bedeckte seinen scharf gezeichneten Kopf und zwei lange Narben auf seiner hohen Stirn bewiesen, daß sich ihr Besitzer schon im Kampfe erprobt habe. Seine Stimme klang angenehm und sein Benehmen und seine Art zu sprechen war die eines Mannes, der weiß, was er will. Er galt, wie wir später mehrmals hörten, weit und breit als ein ausnehmend kluger Kopf und als ein hervorragender Redner. Riennè war erst 34 Jahre alt, doch sein entbehrungsreiches Leben ließ ihn wohl um zehn Jahre älter erscheinen. Er trug wie seine Stammesbrüder einen Pelzmantel, den gleichen breitrandigen Schafpelzhut mit rotem Futter und ein schönes, aus Silber verfertigtes Amulett, im linken Ohr einen großen Silberring und im Gurt ein prächtiges, reichverziertes Schwert. Auf der Vorderseite der hohen Stiefel war ein großer grüner Stein befestigt. Solchen Schmuck konnte sich der Häuptling leisten, denn er galt als sehr begütert, und Sü hatte

*) Dies war auch bei den meisten seiner Stammesgenossen die übliche Haartracht, doch einige trugen das Haar auch handlang, nur ungekämmt und manchmal auch am Wirbel zu einem Haarbüschel vereint, ähnlich den alten Germanen, nur von bescheidener Form. Der Bartwuchs war durchweg ein spärlicher.

uns zum Beweis für seinen Reichtum erzählt, daß er in seinem Zelte sogar eine hölzerne Bettlade hätte. Wie viel Menschen hatten wohl ihr Leben lassen müssen, damit der Häuptling*) oder seine Vorfahren in den Besitz dieser großen Mittel gelangten! Und daß dieser Häuptling kein Mann der zarten Rücksichten war, sondern ein zielbewußter Draufgänger, der sich auch um die Meinung seines Stammes nicht im geringsten kümmerte, wenn er im Recht zu sein glaubte, stand ihm im Gesicht geschrieben. Schade, daß es nicht möglich ist, Rienné dem schönen Geschlecht Europas vorzustellen. Ich glaube, er hätte auf dieses einen noch stärkeren Eindruck ausgeübt, als die bei uns herumreisenden Zigeuner, Neger und Indianer.

Rienné hat es verlässigen Mitteilungen nach in der kurzen Zeit seiner Regierung verstanden, sich vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, seines umfangreichen Vermögens und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen die Stellung eines unabhängigen Herrschers zu verschaffen und Wäßerr zu hohem Ansehen zu verhelfen.

Wir schätzten uns daher doppelt glücklich, mit diesem Manne in guten Beziehungen zu stehen. Um recht liebenswürdig zu erscheinen, boten wir unserem Gast Tee und Zucker an und waren erstaunt, mit welcher Zurückhaltung dieser Tibeter von dem Angebotenen nahm und wie verbindlich er für weiteres zu danken verstand. Und doch kam zu gleicher Zeit wieder der Naturmensch in ihm zum Durchbruch, als er sich über eine kleine, zum Geschenk erhaltene Blechbüchse kindlich freute, sie herzte und liebkosend streichelte. Eine leere Zündholzschachtel gefiel ihm dermaßen, daß er sie sich ausbat; natürlich erfüllten wir gern seinen Wunsch.

Als die Unterhaltung die verschiedensten Dinge berührt hatte, erkundigte sich der Häuptling auf einmal ganz unvermittelt nach unserem

*) Rienné war früher Häuptling eines Ngolok-Stammes auf dem linken Matschu-Ufer. Diese Tatsache läßt die Frage gerechtfertigt erscheinen, ob bei den Ngolok ein Oberhäuptling anerkannt ist, dem über die anderen oder einen Teil der Stämme das Recht einer schiedsgerichtlichen Entscheidung zusteht oder der den verschiedenen Stämmen ihre Häuptlinge zuweist oder deren Wahl bestätigt.

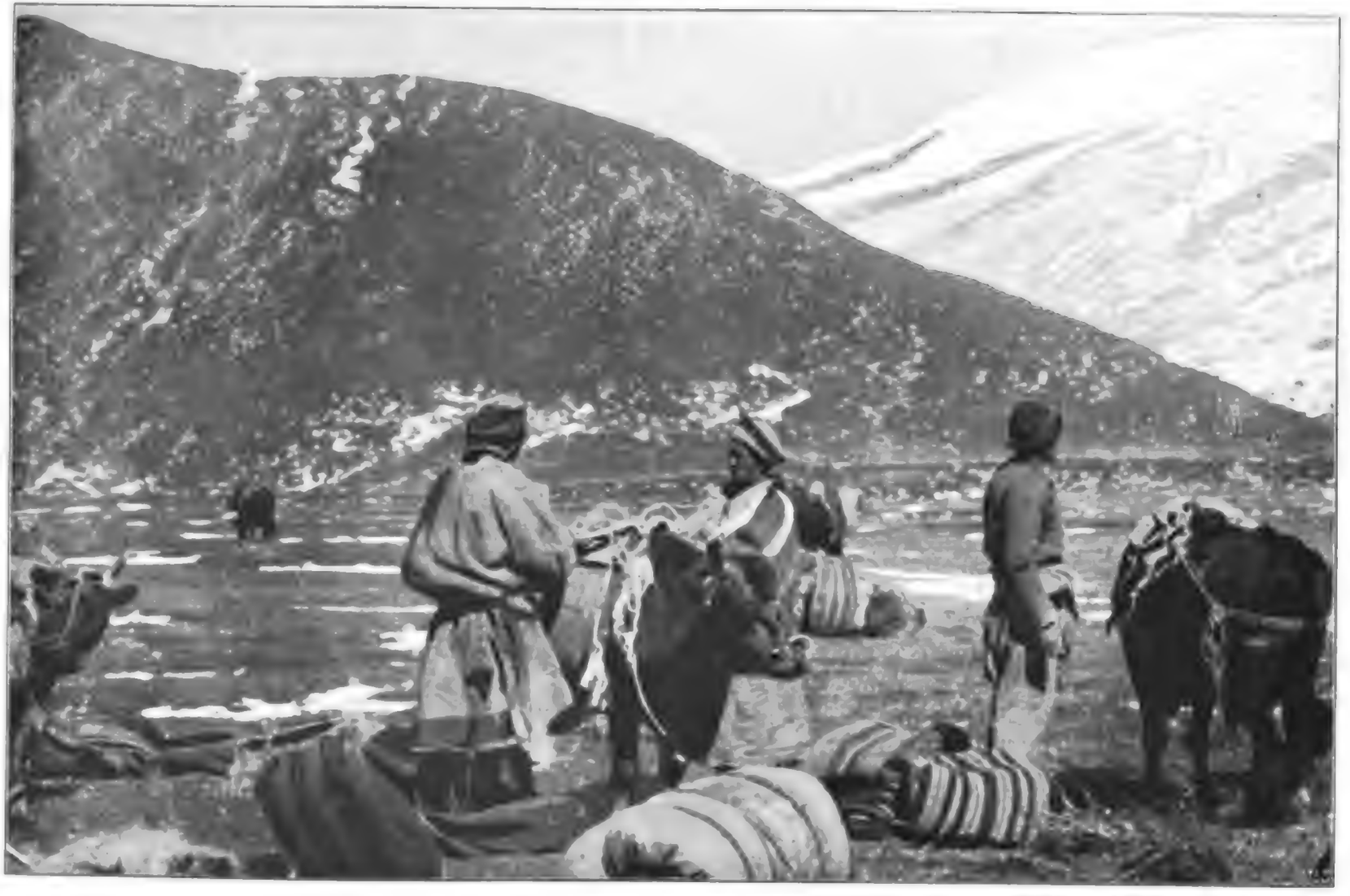
Stier. Er ſagte, ſeine Berater hätten ihm erzählt, wir beſäßen einen ausgezeichneten Stier unter unſeren Tragtieren, und er ſelbſt käme nun mit der Bitte zu uns, ihm dieſes Tier, das er zur Zucht verwenden wollte, zu verkaufen. Wir wußten ſofort, welches Tier gemeint war, es handelte ſich um unſeren viel verſpotteten Bullen. Da ich ſah, daß dem Häuptling viel an deſſen Beſitz lag, ſchenkte ich ihm das Tier. Dieſe Gelegenheit ſchien mir günſtig, ihn zu fragen, ob er etwas dagegen hätte, wenn wir am nächſten Tage unſeren Marſch fortſetzten. Er ſtimmte ſofort zu und vergaß in ſeiner Freude über das herrliche Geſchenk faſt ganz, ſich von uns zu verabſchieden.

Er war mit großen Sätzen zu ſeinen vor dem Zelte wartenden zehn Mann, ſeiner Begleitung, hinausgeeilt, um ihnen den Auftrag zu erteilen, den ſich ſträubenden Bullen in Empfang zu nehmen. Mit großer Gewandtheit ſchwang er ſich dann auf ſein bereit gehaltenes, ungeſatteltes und ungezäumtes Pferd und verſchwand mit der Kavalkade und dem ſtörriſchen Bullen ebenſo raſch, wie er gekommen war. Noch am gleichen Abend überſandte er mir als Gegengeſchenk ein Pack guter lederner Pferdekoppeln. Er mochte wohl durch Sü inzwiſchen gehört haben, daß wir daran Mangel litten.

Mehr Glück konnten wir uns in der Tat nicht wünſchen; der Häuptling war anſcheinend ganz gewonnen, und als auch dieſer Tag glücklich vorübergegangen war und ich abends bei feſt verſchloſſenem Zelte und bei Kerzenſchein meine Tagebucheinträge machte, da dankte ich dem gütigen Schickſal. Zur Feier des Tages, und um gleichzeitig ihre Leiſtungsfähigkeit zu ſtärken, wurde an die Chineſen eine doppelte Ration verteilt. Auch die Tiere hatten ſich in den zwei Tagen ſo weit gekräftigt, daß ein Weitermarſch, allerdings nur mit geringen Marſchleiſtungen, gewagt werden konnte.

Die Nacht über ereignete ſich nichts von Bedeutung.

25. September 1904. Der Himmel war leicht bedeckt und ein kühler Oſtwind trieb dunkle kleine Wolkenballen in raſchem Lauf über Waſſerr hinweg. Es herrſchte eine düſtere Wolkenſtimmung, die zu dem mürri-



Ta-tschang. Nóu. Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Tschang.

Abladen des Gepäcks.

ſchen und aufgebrachten Verhalten meiner Chineſen gut paßte. Dieſe wollten nämlich mit aller Gewalt die Fortſetzung des Marſches der Karawane für heute verhindern, ſo daß wir ſie mit Gewalt zum Aufladen zwingen mußten. Sie glaubten infolge des Entgegenkommens des Häuptlings, die ganze Gefahr ſei abgewendet und fühlten ſich auch ſo ſicher, daß ſie mir erklärten, von nun ab nicht mehr Poſten ſtehen oder patrouillieren zu wollen. Die Verblendeten überſahen die Gefahr, die uns drohte, und das Gefühl ihrer Sicherheit ließ ſie die gefährliche Stimmung, die auch unter den Wäßerr-Leuten Überhand zu nehmen drohte, nicht erkennen.

Den Gómo-Leuten war es nämlich nach Sü's Feſtſtellungen über Nacht durch fortgeſetztes Hetzen gelungen, auch die nächſte Umgebung des Häuptlings von unſerer europäiſchen Herkunft zu überzeugen. Deshalb mußten wir auf jeden Fall, und zwar ſo ſchnell wie möglich, dieſe gärende Bevölkerung verlaſſen. Wer bürgte uns denn dafür, daß nicht der Häuptling ſelbſt, der uns vorläufig noch günſtig geſinnt war, am nächſten Tage vom Mißtrauen gegen uns angeſteckt ſein würde! Hatten wir doch bereits ſeit geſtern Nachmittag den Eindruck, daß der Häuptling nicht nur unſeren Weitermarſch billigte, ſondern auch froh zu ſein ſchien, daß er uns bald loswerden ſollte. Es war anzunehmen, daß Rienné in unſere Verſicherungen ſchon leichte Zweifel ſetze, oder zum mindeſten, daß er, nachdem er ſich in Widerſpruch zu ſeinem ganzen Stamm geſetzt hatte, für ſeine Stellung beſorgt war.

Wahrſcheinlich, um unſeren Weitermarſch an dieſem Morgen noch möglichſt lange hinauszuſchieben, hatten die Chineſen abſichtlich in aller Frühe einige Yaks und Pferde entweichen laſſen. Sie wollten uns dadurch zu längerem Aufenthalt nötigen und Hau geſtand mir auch ganz offen, daß ſeine Kameraden beſchloſſen hätten, in Wäßerr noch eine Woche auszuruhen.

Im Gegenſatz zu dieſen Beſtrebungen der Chineſen ſtand die Maßnahme des Häuptlings, der uns möglichſt ſchnell aus dem Lager herausbringen wollte und deshalb ſchon in der Frühe durch ſeinen Leib-

diener eine große Holzschüssel gerösteter Gerstenkörner und drei Butterlaibe übersandte. Mir, dem alten ehrwürdigen Priester, schickte er außerdem noch das wertvollste Geschenk, das ein Häuptling überhaupt zu geben vermag, einen wohlriechenden Moschusbeutel.*) Die entleerte Holzschüssel sandten wir mit Reis gefüllt zurück und ließen dem Häuptling gleichzeitig melden, daß unsere Karawane in kurzer Zeit abmarschbereit sei. Auch der Leibdiener erhielt ein Geldgeschenk, wofür er sich sehr bedankte. Eigentlich hätte man diesem schlauen Menschenkind keine Belohnung geben sollen, denn er tat ja nichts anderes, als uns ausspionieren und seine Beobachtungen seinen Lagergenossen hinterbringen. Wackelnd entfernte er sich mit der vollbeladenen Schüssel und verschwand alsbald im Zelte des Häuptlings.

Dieses hatte heute ein anderes Aussehen als am Tage zuvor, da Lamas während der Nacht davor einen großen Gebetswimpel aufgesteckt und das Zelt selbst dicht mit Papierstückchen und bunten Tüchern behangen hatten. Der große Gebetswimpel bestand aus zwei je 8 Fuß hohen armdicken Holzmasten, die in einem Abstand von sechs Schritt in den Boden eingelassen waren. Die Stangenknöpfe waren mit roten, golddurchwirkten Tuchrosetten gekrönt und behangen. Darunter flatterten lange weiße Tuchfetzen und verschiedener Zierrat aus farbigem Papier. Um die Stangen waren weiße und gelbe, ebenfalls mit Goldfranzen benähte Tücher spiralförmig gewickelt. Zwischen den beiden Stangen war, und zwar von den Köpfen aus, ein rotes Band gespannt, dessen beide Enden schräg nach abwärts zum Boden hinabliefen, wo sie durch ebenfalls verzierte Keile festgehalten wurden. An dem Bande flatterte eine Unzahl weißer und gelber Tuch- und Papierfetzen.

Die Lamas umkreisten eifrig diese Gebetswimpel, wobei sie Gebete murmelten und ihre Gebetsmühle drehten. Wahrscheinlich galt die Andacht uns und ihr Zweck war, durch Abhaltung dieser feierlichen

*) In den nördlichen Gebieten der Wäßerr hausen große Mengen Moschustiere und unter den Einwohnern dieser Ansiedlung gibt es viele, die mit Fallen und mit der Büchse diesem Wilde nachstellen.

Zeremonie den Abmarſch der unheimlichen Fremden zu beſchleunigen. Ein großer Schwarm Ngolok muſterte ſeit dem frühen Morgen unſer Lager und Redensarten, die uns durch die Blume zu einem beſchleunigten Abzug aufforderten, fielen in Menge. Doch ſo ſchnell konnten wir ihrem Wunſche nicht nachkommen, da die Chineſen ſtreikten und da ſich mehrere Tiere bis hoch in die nördlichen Hänge verſtiegen

hatten. Mit Hilfe einiger Ngolok gelang es ſchließlich, natürlich nur gegen kleine Geſchenke, unſer Vieh wieder zurück zu bekommen bis auf eine kleine Yakkuh, die uns der Häuptling am Tage vorher geſchenkt hatte.

Hau, der ebenſo wie ſeine chineſiſchen Genoſſen glaubte, daß wir Europäer nunmehr wieder völlig ihrer Gnade und Ungnade ausge-

liefert ſeien, führte ſich an dieſem Morgen ſo anmaßend auf, daß wir uns vor den aufmerkſam zuſehenden Tibetern ſchämten, derart von unſeren Dienern behandelt zu werden. Auch Sü glaubte, nachdem er ſich das Vertrauen Rienné's erlogen hatte, berechtigt zu ſein, auf eigene Fauſt handeln zu dürfen. So kam es, daß er ſich ohne mein Wiſſen in das Zelt des Häuptlings begeben hatte und daß er es dort in wenigen Minuten durch ſeine übergroße Geſchwätzigkeit ſo weit gebracht hatte, daß ſich der Häuptling entſchloß, ſich perſönlich von uns zu verabſchieden und uns noch das Ehrengeleite zu geben. Schon hatten wir unſere Pferde beſtiegen und die Karawane den Vormarſch angetreten, als der Häuptling denn auch wirklich auf ſeinem Schimmel angeritten kam. Er begrüßte uns ſehr freundlich, indem er uns lächelnd zunickte und zum Gruße ſeine beiden nach aufwärts zeigenden Handflächen vor die Bruſt hielt.

Als er hörte, daß uns die Yakkuh entlaufen war, ordnete er an, daß ſie ſofort von den Leuten ſeines Anhangs eingefangen werde, und er war nicht eher zufrieden, als bis das Tier herbeigeſchafft war. Man konnte bei dieſer Gelegenheit wiederum ſehen, welch ſtarke Achtung ſeine Untertanen vor ihm hatten. Sie wichen ihm ſcheu aus und verhielten ſich ehrerbietig und demütig gegen ihn. Der Eindruck, den wir vom Häuptling an dieſem Morgen gewonnen hatten, war ein ganz anderer als der vom Tage vorher. Wie Rienné mit ſeiner mächtigen, breiten Figur ſein feuriges Pferd in geſchmeidigen Bewegungen zur Ruhe zwang, wie er mit lebhaften, aber doch gelaſſenen Handbewegungen ſeinen Befehlen den nötigen Nachdruck gab, da hätte man meinen können, einen römiſchen Feldherrn vor ſich zu ſehen. Heute erſchien uns die geſtern gehörte Schilderung wohl möglich, daß dieſer Mann, einmal gereizt, vor nichts zurückſchrecke, und die Erzählung einiger Wäßerr-Leute keineswegs unglaublich, daß Rienné vor kurzem einem ſeiner Untertanen, der ſich ungehorſam gezeigt hatte, beide Augen hatte ausſtechen laſſen.

Da ich durch Sü in Erfahrung gebracht hatte, daß Rienné's größter

Stolz in der Erlangung der chineſiſchen Mandarinenwürde*) beſtände, verſprach ich ihm zum Abſchied und zum Dank für gaſtfreundſchaftliche Aufnahme in Wäßerr, in Sung-p'an-t'ing Schritte zu tun, um ihm den roten Knopf zu verſchaffen. Er zeigte ſich ſehr erfreut und erwiderte mit der für uns ſchmeichelhaft ſein ſollenden Redensart, daß er ſich außerordentlich glücklich ſchätze, noch einmal die Gelegenheit gehabt zu haben, bei Tageslicht unſer erhabenes Geſicht zu bewundern.

In der Mitte der Anſiedlung hielten wir, und der Häuptling rief durch einen Pfiff zwei Reiter herbei, die er uns als ſeine zwei Vertrauensleute vorſtellte; ſie ſollten uns nach Känſerr geleiten. Der Häuptling verſicherte uns, daß dieſe beiden Leute ihm vollſtändig ergeben ſeien, und daß wir ihnen gänzlich vertrauen dürften. Er fügte dann hinzu, daß er dem älteren dieſer beiden den Auftrag gegeben habe, uns in Känſerr nach Kräften weiter zu empfehlen. Am Tage vorher ſchon hatte ich dem Häuptling den Führerlohn für ſechs Tage (10 Tael) hinterlegt, und in der Gegenwart des Häuptlings ließ ich den beiden Ngolok nun ſagen, daß ich ihnen nach Erfüllung ihrer Aufgabe noch weitere 10 Tael auszahlen und ihnen bei voller Zufriedenheit ſogar noch ein weiteres Geldgeſchenk gewähren wollte.

Der Häuptling und ſeine beiden Vertrauten ſchienen durch dieſe Abmachungen zufriedengeſtellt und Rienné beteuerte nochmals die Vertrauenswürdigkeit der beiden Führer. Der Verſicherung Sü's nach warnte uns der Häuptling ſodann nachdrücklich vor dem Känſerr-

*) Die chineſiſchen Grenzgouverneure arbeiten mit der Verleihung derartiger Würden und Abzeichen in den tibetiſchen Grenzländern ſeit längerer Zeit. Die Grenzhäuptlinge erhalten meiſt den roten Knopf, alſo einen verhältnismäßig ſehr hohen chineſiſchen Mandarinrang. Das Verleihen des Knopfes iſt in der Tat eine ſtarke Waffe in den Händen der Chineſen.

Es wäre bedauerlich, wenn es dem, im Vergleich zu den Ngolok, jämmerlichen chineſiſchen Volke mit der Zeit gelingen ſollte, ſich mit derartigen, die Eitelkeit der tibetiſchen Häuptlinge reizenden Mitteln dieſer und ihrer Stämme zu verſichern. Vorläufig ſind die ſpürbaren Erfolge dieſer Politik glücklicherweiſe noch recht gering. Iſt es doch immer ein Zeichen von beſchränktem Verſtand und kindiſcher Eitelkeit, wenn ein Menſch durch derartige läppiſche Verſprechungen ſich gewinnen läßt.

Stamm, da das Gerücht, daß Europäer im Anmarsche wären, dorthin sowohl als auch nach Knäba bereits gelangt sei.

Schließlich wünschte uns der Häuptling glückliche Reise und empfahl uns nochmals äußerste Vorsicht, dann drückte er nach einem freundlichen Gruße seinem Pferde die sehnigen Beine in die Flanken, so daß es hoch aufstieg und mit seinem Reiter nach Hause jagte.

Inzwischen waren auch unsere zwei mohammedanischen Freunde herbeigekommen, um sich von uns zu verabschieden. Der Alte begrüßte uns schon von fern wie ein alter langjähriger Bekannter und winkte mir mit der Hand zu. Sein Salem Aleikum beantwortete ich mit einem hoheitsvollen Aleikum Salem und in der Freude, daß wir mit Wäßerr und seinem Häuptling so glücklich abgeschnitten hatten, streckte ich dem Mohammedaner ganz in Gedanken zum Gruße meine Rechte entgegen, zog sie aber rasch zurück, weil ich merkte, daß ich im Begriff war, mich als Europäer zu verraten.

Begleitet von einer Unzahl Reiter durchzogen wir das schier endlos lange Tal mit den Hunderten von schwarzen Zelten ostwärts. Scheu mieden uns die Bewohner der nächsten Zelte, hier lief eine Frau mit ihrem Jungen auf dem Rücken eilig hinter eine Erdböschung, dort stoben spielende nackte Kinder geängstigt nach allen Himmelsrichtungen auseinander, hier wieder wich uns ein alter Lama scheu im großen Bogen aus, laut sein Gebet herplappernd und die Gebetsmühle in rascheren Schwung versetzend. Sämtliche Herden waren vom Talgrund nach den entfernten Hängen abgetrieben, der Vorsicht halber wohl, damit die Fremdlinge nicht das Vieh vergiften oder verzaubern könnten. Bösartige Redensarten wurden uns zu Dutzenden nachgerufen. Je mehr wir uns dem östlichen Ende der Ansiedlung Wäßerr näherten, umsomehr Reiter lösten sich von unserer Karawane los, um sich nach ihren Lagerplätzen zurückzubegeben oder um sich auf die seitlichen Höhen hinaufzuziehen, von wo aus sie die Karawane, solange sie sichtbar blieb, mit ihren Blicken verfolgten.

Am längsten hielt der dicke Lama mit der Prachtweste bei uns aus.

Doch als auch dieſer ſich empfohlen hatte, begann hinter uns, in Wäßerr, ein Getrommel und Getute, das uns hätte glauben machen können, wir verließen einen Jahrmarkt mit Schaubuden und ohrenbetäubender Muſik. Gewiß hatten die Lamas bereits begonnen, den Platz, auf dem wir die beiden Tage gelagert hatten, auszuräuchern und neu einzuſegnen, damit der „böſe Geruch" der Fremden verſchwände und damit vor allem der „böſe Geiſt", der dieſe Stätte ſolange beſeſſen hatte, von dem Platze und aus Wäßerr vertrieben werde. Das Ausräuchern tat uns nicht weh; ſo ungünſtig ſich auch der Empfang in Wäßerr geſtaltet hatte, ſo glücklich war der Aufenthalt in dieſem Neſt voll gereizter Weſpen verlaufen.

Auch der Abſchied hätte nicht feierlicher und freundlicher ſein können! Ja noch mehr, hatten wir doch hier in Wäßerr ſogar das Glück gehabt, in dem Häuptling Rienné einen ritterlich geſinnten Freund zu gewinnen, der uns nicht nur liebenswürdig aufgenommen hatte, ſondern deſſen Hilfe im weiteren Verlauf des Marſches von unſchätzbarem Wert ſein konnte. In den zwei Vertrauensleuten, die uns Rienné mit auf den gefährlichen Weg gegeben hatte, ſollten wir ebenfalls eine Stütze finden, wie wir ſie uns nicht beſſer hätten wünſchen können, denn daß der ſchwierigſte Teil der ganzen Expedition, der nun folgende Marſch von Wäßerr nach Sung-p'an-t'ing, überhaupt durchgeführt wurde, dafür gebührt das Hauptverdienſt dieſen beiden Wäßerr-Leuten, den ergebenen Freunden und Beratern des Häuptlings von Wäßerr.

Achtes Kapitel.

Die beiden Unterhändler.

Es waren zwei sehnige Gestalten, unsere tibetischen Führer; sie zeigten uns gegenüber ein würdevolles Benehmen, das im Anfang an hochmütige Zurückhaltung grenzte.

Betrachten wir diese beiden Wäßerr-Leute etwas näher: Intelligenter und hübscher war der jüngere, der unter anderen Vorzügen nach Aussage des Häuptlings Rienné auch über ein ausgesprochenes Rednertalent verfügen sollte. Von Vorteil war ihm hierbei jedenfalls sein ausdrucksvolles Gebärden- und Mienenspiel, das seiner Rede in der Tat größeren Nachdruck verlieh. Sein angenehmes Organ und sein treuherziges Gesicht verschafften diesem Unterhändler gleich von Anbeginn unser Vertrauen und unsere Sympathie. Seine Kleidung bestand aus einem gut erhaltenen Pelzmantel, den er stets so trug, daß seine dunkel bronzefarbene Schulter und sein rechter Arm frei blieben, dann aus tibetischen Stiefeln und einem weißen spitzen Filzhut. Ein Schwert und eine lange Holzlanze mit Eisenspitze bildeten seine Ausrüstung. Sein kleines, aber flinkes Pferd hatte gleich dem seines Kameraden einen tibetischen Sattel. Statt der Steigbügel gebrauchte er Strickschleifen, während der ältere überhaupt auf einen derartigen Luxus verzichtete.

Der jüngere mochte 25 Jahre, der andere 50 Jahre alt gewesen sein. Wenn dem älteren auch das Talent zum Unterhändler fehlen mochte, so

Zu: Filchner, Das Rätsel des Matschu.

Nach einer Aufnahme des Verfassers.

Ein Tanguke vom Gungga-nōr.

war seine Anwesenheit für die Karawane doch von großem Vorteil, da er einer der ersten Unterhäuptlinge von Wäßerr war und noch vor kurzem in einem Kriege mit dem Kánserr-Stamme*) eine Abteilung von hundert Wäßerr-Soldaten befehligt hatte. Etwas schmächtiger als sein Kamerad und wenig kleiner, unterschied er sich in der Kleidung von seinem Genossen durch einen aus weißem Filz hergestellten Mantel. Statt der Lanze trug er ein Gabelgewehr umgehängt, das er zum Schutz gegen Nässe und Staub fest mit Zeugstreifen umwickelt hatte. Wie bei seinem Kameraden stak in seinem Gürtel ein Schwert. Der magere, dunkelgebräunte, verwitterte Kopf mit den klugen kleinen Augen und der scharfen, schwach gebogenen Nase, dem kurz geschnittenen, wirren, grauen Haar und dem bartlosen, energischen kleinen Kinn gab ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem römischen Gladiator. Für die Intelligenz der beiden Ngolok spricht der Umstand, daß keiner von ihnen das Märchen von den Soldaten in den Kisten glaubte, und daß sie alle Anordnungen und Winke viel früher verstanden als die schwerfälligen Chinesen.

Die beiden Tibeter schienen eng miteinander befreundet zu sein, was einer einheitlichen Durchführung ihres Auftrages nur zustatten kommen konnte. Sie machten sich in jeder Beziehung nützlich; bald halfen sie beim Treiben der Yakherde, bald erteilten sie auf dem Marsche oder bei der Auswahl von Lagerplätzen ihren wertvollen Rat oder übernahmen aus eigenem Antriebe in gefährlichem Gelände die Erkundung. Kurzum, vom ersten Augenblick an hatten diese beiden Leute dem Wunsch ihres Häuptlings gemäß ihre ganze Kraft in den Dienst der Karawane gestellt. Ja, ihr hoch entwickeltes Pflichtbewußtsein trieb

*) In früheren Zeiten waren der Kánserr- und der Wäßerr-Stamm Rivalen. Der erste, der die Bewohner von Kórgan und Knába mit in sich schloß, bekam die Überhand, da er sich die Sympathien des Klosters Gumong Gárwa, das selbst wieder über zwei große Bezirke, Dojírr und Tsúmdá regierte, zu sichern verstand. Sollte Dojírr mit Doschérr identisch sein? Siehe S. 354. Tsúmdá liegt 250 Li, also fünf Yakmarschtage nördlich von Knába. Nach einer andern Angabe einen Tagemarsch unterhalb Mézan am Knába-Fluß. (Siehe S. 354.)

ſie ſogar dazu, wie wir ſpäter ſehen werden, ihr Leben für uns in die Schanze zu ſchlagen.

Da wir bei dieſen beiden Männern nicht gleich eine ſo treffliche Geſinnung und ſo hervorragende Charaktereigenſchaften vorausſetzen konnten, ſo brachten wir ihnen im Anfang Mißtrauen entgegen. Doch bald ſollten ſie Gelegenheit bekommen, wenigſtens ihren guten Willen durch die Tat zu beweiſen.

Dicht an der Grenze des Flußgebietes von Wäßerr waren wir nämlich in ein moraſtiges Gebiet gelangt, das dem Vormarſch unſerer Karawane viele Schwierigkeiten bot. Mehrere Tiere waren bis an den Hals in den Schlamm eingeſunken und mehr als die Hälfte von ihnen hatte ſich derart in dieſen eingewühlt, daß ſie nur durch unſere Begleiter und mehrere aus einer nahen Zeltanſiedlung herbeigerufene Tibeter mit Hilfe von Stricken, Stöcken und Säcken wieder auf trockenen Boden gebracht werden konnten. Die Kiſten und Sättel mußten von den herbeigekommenen Tibetern unter vielen Mühen herausgefiſcht werden, wobei natürlich gegen unſeren Willen viele kleine Gegenſtände in den Händen der „Fiſcher" blieben.

Sofortige Raſt war geboten, denn die Karawane war vollſtändig durcheinander gekommen. Wir beſchloſſen, auf einem terraſſenförmigen trockenen Teil des Hanges das Lager aufzuſchlagen, nahe bei den Zelten, deren Bewohner uns Hilfe gebracht hatten. Dieſe gehörten bereits zu Kórgan*) und unterſtanden mithin dem Häuptling von Kánſerr, hatten aber dem Häuptling von Wäßerr für die Benutzung der Weidegründe**)

*) Wie ſchon früher erwähnt wurde, beſteht zwiſchen dem Wäßerr-Stamm und dem von Kánſerr, insbeſondere den Kórgan-Leuten, Feindſchaft. Zum Kórgan-Gebiet gehört auch der Bezirk Atſchénn, der zwiſchen Kórgan und dem mit ihm verſchwägerten Mézan (an naſal, nach anderer Ausſprache Métang) gelegen iſt. Von Mézan iſt im 9. Kapitel die Rede.

**) Um das Vorrecht der Ausnutzung der Weidegründe in der Umgebung großer Anſiedelungen ſollen ſtändig Streitigkeiten beſtehen. Der Häuptling regelt gewöhnlich die gleichmäßige Verteilung der Wieſenflächen auf die verſchiedenen Zeltgruppen.

dieſes noch zu Wäßerr gehörigen Gebietes jährlich einen Pachtzins zu entrichten.

Der Platz war alſo für eine nächtliche Raſt günſtig gewählt, doch rieten unſere Führer zur Vorſicht gegen deſſen Bewohner. Auf Anraten unſerer Begleiter hatten wir deshalb die Zelttüren offen ſtehen laſſen, und ſo wiederholten ſich denn die gleichen Vorgänge wie in Wäßerr. Lamas und ſchmutziges Volk drängten ſich an der Zelttür und bewunderten jeden unſerer Gegenſtände, vom Zelte angefangen bis hinunter zum kleinſten Stückchen Tuch. Zwei herkuliſch gebaute Lamas mit kurz geſchorenem Schädel und tieriſch rohen Geſichtszügen ſtreichelten ſtundenlang die Zeltſtangen und das Zelttuch mit einem holdſeligen Lächeln und unter fortwährendem Beten. Als ſie aufdringlich wurden, ließen wir ſie durch unſeren jüngeren Wäßerr-Mann entfernen.

Die Leute hier ſchienen nicht bloß frecher, ſondern auch noch mißtrauiſcher als ihre Stammesbrüder in Gómo zu ſein, denn ſie zeigten ihre Weiber nicht, kamen aber dafür ganz gegen die tibetiſche Sitte ſämtlich mit den Waffen in der Hand in unſer Lager. Einige Kinder und Männer beſaßen ſogar die Unverſchämtheit, vor unſeren Augen Lagergegenſtände zu ſtehlen; trotzdem hielten ſich die Chineſen in ihrer widerlichen Höflichkeit für verpflichtet, unter lebhaftem Widerſpruch unſerer Wäßerr-Leute, einige der Diebe zum Tee einzuladen. Die Wäßerr-Leute wollten die Geſellſchaft wieder aus dem Lager entfernen; ſie ſchickten deshalb einige der „Gäſte“ weg, um Milch und Brennholz für uns herbeizuholen.

In unſerem großen Hunger und Durſt tranken wir eine Schale Milch ohne vorherige Prüfung. Die Strafe folgte dieſer Unvorſichtigkeit auf dem Fuße. Sü, der auch getrunken hatte, bekam nämlich alsbald ſtarkes Erbrechen und Leibſchmerzen. Wir dachten, wenn ſich ein chineſiſcher Magen, der doch im allgemeinen viel widerſtandsfähiger iſt, als der unſrige, gegen die genoſſene Milch bereits zu ſträuben beginne, ſo müßte es uns erſt recht ſchlecht ergehen. Dr. Tafel holte aus der Apotheke der Vorſicht halber die nötigen Gegenmittel herbei und legte

den langen Gummischlauch zum Auspumpen des Magens bereit. Da jedoch keiner von uns Lust hatte, das lange Ding zu schlucken, warteten wir in aufgeregter Spannung das Auftreten der ersten Vergiftungserscheinungen ab. Die erste Hälfte dieser Nacht dürfte uns beiden unvergeßlich bleiben; erst nachdem sich bis zum Morgen keine Nachwirkungen gezeigt hatten, beruhigten wir uns wieder, schworen aber zugleich, von jetzt an nie mehr von Tibetern geschenkte Milch zu trinken, bevor nicht ihre Harmlosigkeit durch unsern Versuchshund oder durch andere Mittel festgestellt worden wäre.

Die ganze Nacht über hatten unsere beiden Tibeter inmitten der schlafenden Tiere abwechselnd Wacht gehalten. Auf unsere Frage, warum nicht beide schliefen, erwiderten sie, daß es sicherer sei, ihnen die Bewachung des Lagers anzuvertrauen, als den Chinesen, weil sie die Schliche der Körgan-Leute besser kennen. Außerdem habe auch ihr Häuptling es so befohlen. Bei dem arglistigen Charakter der Ngolok und ihrem ausgesprochenen Haß gegen die Europäer glaubten wir aber annehmen zu müssen, daß uns die beiden Führer nur zu dem Zweck von Rienné zugeteilt worden waren, um ihren nachts zum Angriff auf unser Lager anrückenden Stammesgenossen das Angriffszeichen zu geben oder um in einem solchen Fall uns Europäer in erster Linie umzubringen. Wir hielten es daher für nötig, die nächsten Tage unsere beiden Tibeter und unsere chinesische Schutzbedeckung bei Ausübung ihres Sicherungsdienstes zu überwachen. Doch bald sollten wir in die Lage kommen, uns auch von der Ehrenhaftigkeit unserer beiden Führer zu überzeugen.

Dichter Sprühregen hatte uns bis auf die Haut durchnäßt, als wir am Morgen des 26. September auf dem leicht gangbaren Passe ankamen. Das Leder unserer Pelzmäntel, das wir nach außen gekehrt trugen, war durch die Nässe so glatt geworden, als ob es mit Seifenschaum eingefettet worden wäre. Der kalte Wind pfiff durch diese weiche Masse und ließ uns bis auf die Knochen erschauern. Die entzündeten Augenlider brannten, und ich hatte das Gefühl, als sei mein ganzer Körper gerädert worden. Man wird also verstehen, daß das

Routenaufnehmen, das noch dazu heimlich geschehen mußte, außerordentlich aufreibend war. Diese Geländeaufnahme bildete eine ständige Gefahr, denn wären die beiden Wäßerr-Leute auch nur ein einziges Mal auf diese aufmerksam geworden, so wäre ihr freundliches Verhalten in das Gegenteil umgeschlagen und unser Schicksal wäre entschieden gewesen. Obwohl ich mir hierüber völlig klar war, konnte ich es nicht übers Herz bringen, die unter so unendlich vielen Schwierigkeiten und Gefahren bis hierher glücklich durchgeführten Routenaufnahmen abzubrechen.

Der Abstieg vom Passe erfolgte entlang einem schmutzig braunen Gießbache in einem engen, tief eingeschnittenen Tälchen, das sich rasch erweiterte und dann mit geringem Gefäll mehrere Kilometer geradlinig weiter verlief. Auf der linken Talterrasse trafen wir wiederum eine Zeltansiedlung an, die ebenfalls zu Kórgan gehörte. Es mochte 9 Uhr morgens gewesen sein, der Morgennebel begann eben zu weichen und die Temperatur rasch zu steigen.

Während wir die Karawane, die durch den Abstieg in Unordnung geraten war, wieder sammelten, ritt einer unserer Wäßerr-Leute, der die Nachhut geführt hatte, in lebhafter Gangart auf uns zu und machte uns darauf aufmerksam, daß uns ungefähr 40 Reiter vom Passe herab folgten. An den weiten Pulos, den glänzenden Prachtwesten und dem lauten unausgesetzten Beten hatte Ta-tschang die Masse der Reiter alsbald als Lamas erkannt. Als sie unsere Karawane halten sahen, stutzten die geistlichen Reiter kurze Zeit; doch als wir ihnen zugerufen hatten, daß sie keine Furcht zu haben brauchten, setzten sie ihre flinken Pferde wieder, und zwar direkt auf uns zu, in Bewegung. Die drei Reiter an der Spitze trugen eine napfkuchenähnliche Kopfbedeckung, wie sie schon früher beschrieben wurde. Ihre Pferde waren mit großen runden vergoldeten Schellen an Brust und Flanken geschmückt und an den Stirnflächen prangten vielfarbige Roßschweifbüschel. Das Lederzaumzeug und die Sättel waren gut erhalten, die Steigbügel aus Silber und die Satteldecken mit Glasperlen bestickt. Als die Reiterschar in gleiche Höhe mit uns gekommen war, verdoppelten die muskulösen Geistlichen

ihren religiösen Eifer und leierten stoßweise und in schimpfendem Ton ihre Gebete ab. Einige drehten ihre Gebetsmühlen, und fast alle ließen mit einer Hand die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Die meisten Lamas waren mit Schwertern oder Gewehren bewaffnet.

Sie würdigten uns keines Blickes. Wie eine Geisterkolonne entfernten sie sich, ohne sich umzusehen oder ihre Pferde zu rascherem Laufe anzutreiben. Meine Chinesen wollten ihnen nachschießen; es bedurfte erst des entschiedenen Einspruchs der beiden Wäßerr-Leute, sie davon abzuhalten. Dafür hatte sich ein Reiter von dieser Lamagruppe abgelöst, der nun den jüngeren unserer beiden Wäßerr-Leute in ein längeres Gespräch verwickelte. Der ältere unserer Führer begab sich nach einer nahen Anhöhe und beobachtete von dort aus die abziehenden Lamas, die nach einigen Kilometern hielten und absaßen.

Der fremde Reiter mit seinem feuerroten Mantel und seinem spitzen roten Filzhut, der die gleiche Form hatte wie der unseres jüngeren Wäßerr-Führers, war eine höchst interessante Erscheinung. Auf seinem teuflisch falschen Gesicht, das rabenschwarzes Haar umrahmte, zeigte sich ständig ein boshaftes Lächeln. Dabei trug er aber ein ruhiges, überlegenes Benehmen zur Schau; auch seine Rede war knapp und bestimmt. Wie sich bald ergab, war er ein hoher Häuptling von der anderen Seite des Matschu, der, durch Artschäng-Leute und Lamas von unserem Vormarsch in Kenntnis gesetzt, persönlich herbeigeeilt war, um sich von unserem Aussehen und unserer Bewaffnung zu überzeugen.

Der Häuptling forderte uns barsch auf, abzusitzen und ihm Rede und Antwort zu stehen. Auch ließ sich dieser wißbegierige Mann unsere Waffen und ihre Handhabung erklären, und jede Kiste und jeden Sack unterzog er einer genauen Untersuchung.

Wir ließen ihn walten, da wir auf die Geschicklichkeit unserer Wäßerr-Leute bauten, die das Mißtrauen dieses einflußreichen Häuptlings sicher zu beseitigen wüßten. Dies schien auch bald eingetreten zu sein, denn plötzlich bat er uns mit freundlicher Miene, ihm doch auch

die Wirkung unſerer Gewehre zu zeigen. Er deutete auf eine am jenſeitigen Talabhange in einer Entfernung von 1 km weidende Herde weißer Schafe und fragte, ob es uns denn wirklich möglich ſei, noch auf eine ſo weite Entfernung mit unſeren Gewehren einen Treffer zu erzielen. Wir ließen ihm ſagen, daß dies natürlich der Fall ſei, doch ſeien wir nicht ſo dumm, in die von ihm geſtellte Falle zu gehen, damit er uns nachher bei dem Beſitzer dieſer Herde wegen böswilliger Schädigung verklagen könne. Da uns die Wäßerr-Leute dringend abrieten, auf die Herde zu ſchießen und da die Schafe in ziemlich großen Abſtänden weideten, war es wirklich auch klüger, von einem derartigen Verſuchsſchießen abzuſtehen. Wußten wir doch außerdem, daß die Streuung unſerer Gewehre auf dieſe Entfernung ſo groß war, daß wir auf e i n e n Schuß nicht mit Beſtimmtheit einen Treffer erwarten konnten. Und ein derartiges Probeſchießen wäre für uns ja nur dann von Vorteil geweſen, wenn wir unbedingt auf einen Treffer hätten rechnen können.

So mußte denn der Häuptling unbefriedigt von dannen reiten. Bei den Lamas hielt er kurze Zeit an, anſcheinend um mit ihnen zu beraten, dann ritt die ganze Geſellſchaft wieder weiter talabwärts.

Eine unfreundliche Redensart, die dieſer rote Häuptling, den wir wegen ſeines falſchen Geſichtes den „roten Schuft“ genannt hatten, über den Häuptling von Wäßerr geführt hatte, ließ uns erkennen, daß man über das Verhalten Riennés bereits in weitem Umkreiſe, ſelbſt bis weit über den Matſchu hinüber, bitter erzürnt ſei. Allenthalben ſchien man der Anſicht zu ſein, daß uns der Häuptling von Wäßerr, obwohl er uns als Europäer erkannt hätte, in ſeinen Schutz genommen habe. Man zieh ihn deshalb offen der Beſtechung. Unſere beiden Wäßerr-Leute, welche die Sachlage bald erkannt hatten, wurden immer nachdenklicher und geſtanden offen zu, daß ſich unter dieſen Verhältniſſen ihr Auftrag, uns heil und unverletzt nach Känſerr zu bringen, ſehr ſchwer durchführen laſſen werde.

Das öſtlich ſtreichende Tal verengte ſich plötzlich wieder, die Terraſſe hörte auf und wir waren gezwungen, unſeren Weitermarſch im moraſtigen

Talgrund fortzuſetzen. Um die Mittagszeit näherten wir uns einem 800 Meter breiten Talkeſſel. Der Fluß, in deſſen Tal wir hierher gelangt waren, mündet hier in den von Südoſt kommenden Kórgan-Fluß ein. Inmitten dieſes Talkeſſels, von ſumpfigen Wieſen umgeben, erhob ſich ein kleiner platter Hügel mit mehreren weißen Zelten, die europäiſche Dachform hatten und blau umrändert waren. Da derartige aus Amerika importierte Zelte meiſt im Beſitz von Häuptlingen oder Lamas ſind, ſo waren wir nicht im Zweifel, daß es mit der Erkundung unſeres jüngeren Tibeters ſeine Richtigkeit hatte. Dieſe lautete, daß ſich hier in den letzten Tagen einige hundert Lamas vereinigt hatten, die gemeinſam den Weitermarſch nach Oſten antreten wollten. Die vierzig Lamas, die wir im oberen Teile des Tales getroffen hatten, waren bereits zu dieſen geſtoßen, und die ganze Geſellſchaft hatte nun die unliebenswürdige Abſicht, uns, den Europäern, den Eintritt in das Tal des Kórgan-Fluſſes, wo ſich unſer Pfad fortſetzte, zu verwehren.

Die Anſiedlung Kórgan breitet ſich in den drei Tälern aus, die von dem Talkeſſel ausgehen, und ſoll mächtiger ſein als Wáßerr. Mit Rückſicht hierauf und auf das wenig freundſchaftliche Verhältnis zwiſchen Kórgan und Wáßerr hatte ich Sü bereits in Wáßerr befohlen, unſere tibetiſchen Führer zu veranlaſſen, die Karawane auf keinen Fall über Kórgan zu führen. Hatten wir ja doch ſchon in Riſchowárma am Matſchu und in Tópa genug von der Schlechtigkeit der Kórgan-Leute gehört! Da aber Kórgan auf dem nächſten Wege nach Sung-p'an-t'ing lag, hatte es der einfältige Chineſe unterlaſſen, meiner Weiſung nachzukommen. So befanden wir uns denn jetzt infolge ſeines Eigenſinns mitten in dem rebelliſchen Weſpenneſt.

Unſere Wáßerr-Führer ſchienen trotz alledem die Drohung der Lamas nicht hoch einzuſchätzen, denn ſie ritten ſofort auf den näher kommenden Höchſten der Lamas zu, bei dem ſich auch der „rote Schuft" befand, und begannen die Verhandlung. Sie erwarteten mit Beſtimmtheit eine friedliche Löſung des Konfliktes, da ihr Häuptling Rienné bei den Lamas beſonders beliebt ſei, weil dieſer ihnen ſchon zu wiederholten Malen

Schutzbedeckungen gestellt hatte. Diese sind nämlich für durchreisende Lamas nötig, da gerade im Körgan-, Knába- und Tópa-Gebiet schon viele Hunderte schutzloser Lamas von den einheimischen Ngolok umgebracht und beraubt worden sind.

In der Tat gelang es unseren beiden Unterhändlern in verhältnismäßig kurzer Zeit, die Lamas von ihrem Vorhaben abzubringen, und strahlenden Blickes kehrten sie zu uns zurück. Sie hielten auch eine Bedrohung durch den Körgan-Stamm für ausgeschlossen, da die Lamas versprochen hatten, Boten nach der nahen Hauptansiedlung zu senden, welche die Einwohner beruhigen und die Nachricht verbreiten sollten, daß wir keine Europäer, sondern Freunde Rienné's seien.

Die Sache wäre somit für uns gewiß äußerst günstig abgelaufen, wenn nicht der „rote Schuft" der Sache eine andere Wendung zu geben verstanden hätte. Inmitten der Lamas und einer Gruppe Körgan-Leute hielt er eine Hetzrede gegen uns „Europäer" und beschwor die Umstehenden, den Fremden doch auf keinen Fall den Durchzug durch ihr Land zu gestatten. Er forderte Körgan-Leute und Lamas auf, einmal ausnahmsweise zusammen zu stehen, um in gemeinsamer Arbeit den größeren Feind, die Europäer, zu überwältigen. In gehässigen Redewendungen und mit wohlüberlegter Beweisführung suchte er die Umstehenden von der Richtigkeit seiner Anschuldigungen zu überzeugen.

Nur zu bald war es ihm gelungen, die Masse in seine Gewalt zu bekommen und sie für seine Pläne zu gewinnen. Unsere beiden Wäßerr-Leute hatten schließlich keinen Einfluß mehr auf die Versammelten, sie standen einer feindseligen Menge gegenüber, vor der auch sie sich zurückziehen mußten. Die Karawane hatte inzwischen den Talkessel durchzogen und war in das Tal des Körgan-Flusses eingetreten, das einen Teil der volksreichen Ansiedlung Körgan beherbergte. Wir gelangten unbelästigt hindurch und machten uns dann daran, nahe seinem jenseitigen Rande einen Lagerplatz zu suchen.

Während wir dies bewerkstelligen wollten, ließen uns die beiden Wäßerr-Leute zu unserem Schrecken durch Ta-tschang mitteilen, daß sie

uns zu verlaſſen gedächten. Der Umſchwung in der Stimmung der Lamas und der Körgan-Leute hatte die beiden derart eingeſchüchtert, daß ſie weder durch unſere Prophezeiung, daß ihnen wegen ihres Treubruches in Wäßerr ſeitens ihres edelmütigen Häuptlings ein übler Empfang gewiß wäre, noch durch Verſprechungen zur Zurücknahme ihrer Abſicht gebracht werden konnten. Sie beteuerten zwar, daß ſie ſelbſt, trotz der Ableugnungsverſuche des „roten Schuftes", überzeugt ſeien, daß wir Chineſen wären, aber ſie zögen es vor, das Angebot des „roten Schuftes" auf einen freien Abzug für ſie beide anzunehmen, denn andernfalls ſei ihnen furchtbare Strafe bei unſerer demnächſt bevorſtehenden Gefangennahme in Ausſicht geſtellt worden. Nach dieſen Worten zogen ſie ab.

Zu unſerm Glücke wurden ſie, ſowie ſie die Anſiedlung betreten hatten, von der Körgan-Bevölkerung auf das gröblichſte beſchimpft und ihnen baldige Rache für ihren Verrat angekündigt, ſo daß es die beiden vorzogen, zu uns zurückzukehren, um bei uns Schutz zu ſuchen.

Während wir am Südrande des 400 m breiten Tales, 150 m von den äußerſten Zelten Körgans entfernt, dicht am linken Talhang, den der Fluß beſpült, unſere Zelte aufſchlugen, kam der „rote Schuft" angeritten, um die beiden Wäßerr-Leute zu einer nochmaligen Unterredung abzuholen und uns im Namen der Körgan-Anſiedlung zum ſofortigen Verlaſſen dieſes Platzes aufzufordern.*)

Da die Lagerſtelle leidlich gut zur Verteidigung geeignet war, weil ſich nach Nordoſt ein breiter Moraſt hinzog und unſeren Rücken deckte, weigerten wir uns, zum Ärger des falſchen Häuptlings und zum Entſetzen unſerer Wäßerr-Leute, die uns noch wiederholt zu bewegen verſuchten, ſofort, und zwar ohne Rückſicht auf Tierverluſte, den ſchleunigen Weitermarſch anzutreten. Schließlich ritt der „rote Schuft" mißmutig mit unſeren zwei Unterhändlern von dannen und ließ durch ſeine drei Diener, 50 m von unſerem Lager entfernt, dicht am Fluſſe, ſein weißes

*) Dieſe Ngolok vermuteten ganz richtig unſere Abſicht, im Falle der Eröffnung von Feindſeligkeiten die Zelte ihrer Anſiedelung zu beſchießen.

Zelt aufſchlagen, in dem er alsbald den Beſuch eines hohen Lamas empfing, der den ganzen Nachmittag über mit kurzen Unterbrechungen die Gebetstrommel rührte.

In der Zeltſtadt Körgan war es inzwiſchen lebendig geworden. Die geiſtlichen Brüder ſchienen die Gelegenheit benutzt zu haben, um für ihre Zwecke Stimmung zu machen und das abtrünnige Volk mit ihren ſinnbetäubenden Mitteln neu zu feſſeln. Aber auch in anderer, gewiſſermaßen organiſatoriſcher Art waren ſie zu unſerem Nachteil tätig geweſen; denn man begann die Herden nach dem entfernteren Talkeſſel zurückzutreiben, die uns zunächſt gelegenen Zelte der Anſiedlung abzubrechen und die Inſaſſen, die Weiber und Kinder, in Sicherheit zu bringen. Die Pferde wurden von der Weide eingefangen und Patrouillen auf die Bergkuppen geſchickt.

Als wir eben am Feuer unſere erſtarrten Glieder wärmten, kam Hau atemlos herbeigeſtürzt mit dem Rufe, daß die Wäßerr-Leute mit ſchlimmen Nachrichten zurückgekehrt ſeien, und daß ſie jede Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang aufgegeben hätten. Der greiſe Häuptling Edyindya ſtünde nämlich mit 700 Reitern im Talkeſſel bereit, um uns nach Einbruch der Dunkelheit zu überfallen. Die beiden Wäßerr-Leute packten auch ſchon ihre Habe, die aus einigen von uns erhaltenen Geſchenken, Zucker, einem alten Sattel, Mehl und etwas Tſamba beſtand, in ein Bündel zuſammen und hielten ihre Pferde bereit, um bei einer ſich bietenden Gelegenheit einen Fluchtverſuch zu unternehmen.

Ohne dieſe zwei Ngolok, deſſen waren wir gewiß, wären wir verloren geweſen; wir machten deshalb noch den letzten Verſuch, die Leute, die den beſten Willen hatten, uns zu helfen, und die nur der „rote Schuft“ eingeſchüchtert hatte, zurückzuhalten. Wir ſetzten uns an das kleine Feuer der Soldaten und Ma-fus und luden die beiden Wäßerr-Leute ein, das Gleiche zu tun und ſich durch ein Schälchen Tee zu ſtärken. Die Chineſen waren über uns Europäer wegen der gefährlichen Lage, in die ſie durch unſere Schuld gebracht worden waren, derart erboſt, daß ſie ſich anfangs weigerten, unſere Reden den Tibetern

zu verdolmetschen. Zugleich waren sie aber auch vollständig gebrochen, und die Soldaten riefen in ihrer Todesangst unausgesetzt „Scha, scha",*) während sie mit der rechten Hand eine schneidende Bewegung am Halse ausführten, um uns anzudeuten, welches Schicksal uns allen bevorstände.

Gegen gute Worte und die Zusicherung einer hohen Belohnung von unserer Seite ließen sich die Wäßerr-Leute herbei, in Begleitung von Sü, Yang und Ta-tschang den „roten Schuft" noch einmal in seinem Zelt aufzusuchen. Aber auch *diese* Verhandlung war erfolglos, ihr Ergebnis war sogar für uns nachteilig, da es der „rote Schuft" verstanden hatte, die *Chinesen durch Zusicherung freien Abzuges bei Auslieferung der Europäer zu gewinnen*. Wenn nicht die beiden Wäßerr-Leute ehrlich zu uns gehalten hätten, und wenn mich nicht Tschang vor dem Vorhaben seiner Kameraden gewarnt hätte, wäre den Chinesen wahrscheinlich ihr teuflischer, feiger Plan gelungen.

Die Chinesen kehrten ins Lager zurück, wo sie sich verdächtig an den Pferden zu schaffen machten, unsere beiden Unterhändler aber begaben sich, nachdem sie uns gewarnt hatten, nochmals zum „roten Schuft", um ihm — als letzten Friedensversuch — zwei Teeplatten und einen roten Chatak zu überbringen und ein gleiches Geschenk für den stellvertretenden Häuptling von Kórgan, der sich im Talkessel mit seiner Reitermacht aufhielt.

Die Dämmerung war nicht mehr fern, als sich ungefähr dreißig, zum Teil bewaffnete Ngolok unserem Lager näherten, um in frecher Weise die Zelte auszuspionieren, unsere Tiere und die Gewehre zu zählen und sogar günstige Anschleichwege auszukundschaften.

Die Zahl der unwillkommenen Lagerbesucher wuchs immer mehr an, so daß die Chinesen trotz ihrer verräterischen Absichten um ihr Leben ängstlich zu werden begannen und ihre Waffen ergriffen. Sie hatten

*) Scha heißt hier: „Wir sind Kinder des Todes".

ſich wohl doch eines Beſſeren beſonnen, nachdem ihnen die Wäßerr-Leute erzählt hatten, daß der Kórgan-Stamm ſehr grauſam und wegen ſeiner Wortbrüchigkeit berüchtigt ſei. Auch hatten ſie durch unſere Wäßerr-Führer inzwiſchen erfahren, daß ſie trotz der Verſicherungen des „roten Schuftes“ im Falle einer Gefangennahme von den Kórgan-Leuten ebenſo behandelt werden würden wie die Fremden.

Während ſich draußen im Lager Lamas und Tibeter drängten, waren Dr. Tafel, Hau und ich im geſchloſſenen Zelte fieberhaft beſchäftigt mit Vorbereitungen zu einer etwa nötig werdenden Flucht. Wir hatten zu dieſem Zwecke ſämtlichen Kiſten die wichtigſten Gegenſtände entnommen und dieſe dann in Säcke geſtopft, die wir auf unſeren Reitpferden mitführen wollten. Sämtliche Inſtrumente, Karten, Schreibzeug, Konſerven waren ſchließlich in drei Säcken untergebracht; das Geld und die Munition waren früher ſchon unter die ganze Beſatzung verteilt worden.

Gegen 7 Uhr abends waren dieſe Vorbereitungen erledigt. Sämtliche Kórgan-Leute hatten das Lager verlaſſen, und die Abendnebel begannen ſich ſchon langſam niederzuſenken. Wir machten den Chineſen, die ſich in der erſten Hälfte des Nachmittags den Bauch mit Tee und Reis vollgeſchlagen hatten, noch einmal den Ernſt der Lage klar und forderten ſie auf, ihr Äußerſtes zu tun, um unſeren Weitermarſch zu ermöglichen. Ich gab den Leuten auch bekannt, daß ich einen Überläufer ebenſo behandeln werde wie die Tibeter. Nachdem ich noch erklärt hatte, daß ich lieber alles zu opfern gewillt ſei, als einen einzigen von ihnen preiszugeben, ſchien ich die Geſellſchaft wieder für einige Zeit in meine Hand bekommen zu haben.

Beim Zelte des „roten Schuftes“ kauerte die ganze Zwiſchenzeit über eine vielköpfige Gruppe von Kórgan-Leuten und Lamas am Boden, um mit unſeren zwei Wäßerr-Leuten die Beratungen zu führen. Es war ſchon ſo dunkel geworden, daß man die Geſichtszüge nicht mehr erkennen konnte.

Der Horcher Ta-tſchang hatte aber zu unſerer Beruhigung heraus-

gebracht, daß es unſeren beiden Unterhändlern durch ihre Redegewandtheit gelungen ſei, die Kórgan-Leute zu beſtimmen, nach ihrem Unterhäuptling*) zu ſchicken, damit ſich dieſer an den Verhandlungen ſelbſt beteilige und perſönlich das ihm dargebotene Geſchenk prüfe.

Als dieſer aber nach längerem Warten nicht eingetroffen war, kamen unſere Wäßerr-Freunde ins Lager zurück. Sie ſprachen die Befürchtung aus, daß die Kórgan-Leute abſichtlich die Verhandlung ſo lange hinausgezogen hätten, um uns an eine friedliche Löſung glauben zu machen und uns dann bei völliger Dunkelheit überraſchend zu überfallen. Die Wäßerr-Leute rieten uns deshalb, alle Vorbereitungen gegen einen Überfall zu treffen.

Dunkle Wolkenballen hatten das Firmament überzogen und vermehrten das Dunkel der Umgebung. Schwarz ſahen die Talhänge aus, ſchwarz der Talgrund gegen Kórgan zu und ſchwarz auch das Gebiet im Südoſt, wo die ſich in der Ferne kuliſſenartig ineinander ſchiebenden Talhänge wie eine einzige dunkle Maſſe vorlagerten. Selbſt ein an die Dunkelheit gewöhntes Auge vermochte keinen Gegenſtand mehr zu unterſcheiden, es ſei denn einige tibetiſche Zelte, die ſich als ſchwarze kaſtenähnliche Flecken von den vom Wind bewegten dürren braunen Grasflächen abhoben.

In unſerem Lager brannte kein Feuer, die geſamte Mannſchaft lag dicht vor den Zelten ſchußbereit. Wir Europäer patrouillierten in geringer Entfernung vom Lager und beobachteten mit geſpannter Aufmerkſamkeit die an einem Feuer beratende Gruppe der Kórgan-Leute.

Die Chineſen wimmerten und zankten, verließen die ihnen zugewieſenen Plätze und rannten ſinnlos im Lager umher. Nur die Soldaten ſowie Ta-tſchang zeigten ſich brauchbar; ſie hatten ſich niedergelegt und horchten, das Ohr dicht auf den Boden haltend, ähnlich wie

*) Kórgan ſoll drei Unterhäuptlinge beſitzen, die alle dem großen Häuptling Edyindya untertan ſind (das erſte dy ſprich wie im ruſſiſchen одинъ). Edyindya ſoll ein ſiebzigjähriger Greis ſein, der im Range höher als Rienné iſt; er wohnte einen halben Tagemarſch von hier entfernt im Hauptlager.

es die Indianer zu tun pflegen, um das Nahen von Menschen oder Reitern zu hören.

Da kam mit einem Male Leben und Bewegung in die Gruppe beim Zelte des „roten Häuptlings", das Feuer wurde erstickt und das Zelt*) abgebrochen; auch in der Ferne, in der Ansiedlung Körgan, ertönte Wiehern, Getrampel und ein Klirren und Rufen — die angekündigte Reitermasse, die uns überfallen sollte, hatte den Vormarsch angetreten. Die beiden Wäßerr-Leute mahnten durch einen Ruf, der den Schrei eines Raubtieres nachahmte, und den wir unter uns als Warnruf ausgemacht hatten, zur Vorsicht. Bald wurden in einer Entfernung von etwa 2 km hinter Körgan Dutzende von Lagerfeuern sichtbar. Allem Anschein nach wollten die Tibeter dem Angriff eine genaue Erkundung vorangehen lassen. Es dauerte auch nicht lange, als sich in der Umgebung unseres Lagers bereits Späher zeigten. Sie beschränkten sich nicht nur darauf, sich im gangbaren Gelände anzuschleichen, sondern erstiegen auch die Höhe jenseit des Flusses oder versuchten, sich durch die morastigen Stellen im Südosten durchzuarbeiten.

Einer unserer Unterhändler hatte inzwischen herausbekommen, daß sich ein großer Trupp Bewaffneter auch talaufwärts begeben hatte, um sich dort, ungefähr 500 m von unserem Lager entfernt, an der einzigen passierbaren Stelle des Talgrundes zwischen dem Morast und den nördlichen Talhängen festzusetzen. Auf diese Weise waren wir nun vollständig eingeschlossen. Später wurde festgestellt, daß sich diese Abteilung ausschließlich aus Lamas zusammensetzte; um Waffenglück zu erflehen, rührten sie beständig eine Gebetstrommel. Die Lagerfeuer hinter Körgan wurden bald gelöscht. Die Wolkenmassen verdichteten sich zusehends. Kein Stern, kein Mond, nicht das geringste Licht kam uns zu Hilfe. Erst nach Mitternacht war heute der Mondaufgang zu erwarten. Es schien uns recht unwahrscheinlich, daß die Körgan-Leute die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen würden, uns unter Ausnutzung der

*) Wir hatten nämlich dem roten Häuptling mitteilen lassen, daß bei Eröffnung von Feindseligkeiten ihm und seinem Zelte die ersten Schüsse gelten würden.

völligen Dunkelheit zu überfallen. Unsere Gewehre hätten uns gar nichts nützen können, zumal nicht gegen eine derartige Übermacht.

Da rief ein schriller Pfiff unsere Unterhändler von neuem zum Verhandlungsplatze, wo ihnen der „rote Häuptling" mitteilte, daß er die Annahme unserer Geschenke verweigere, und daß er sich nur mit der Auslieferung der Europäer zufrieden geben würde.

Da die diplomatische Kunst unserer Wäßerr-Leute erschöpft war, schien der Entscheid mit der Waffe erkämpft werden zu müssen.

In dieser Ansicht wurden wir auch durch das Waffengerassel bestärkt, das sich allmählich steigerte. Der Boden begann zu dröhnen — die Reitermassen mußten schon nahe herangekommen sein! Einzelne schrille Pfiffe und unterdrückte Rufe drangen zu uns herüber, der Kreis um uns wurde enger gezogen. Ich gab Befehl, alle Pferde zu satteln und unsere bereitgehaltenen Säcke darauf zu verladen. Die Chinesen benahmen sich vollständig kopflos; ein Angriff der Tibeter hätte an diesem Abend das Schicksal der Karawane ohne Schwierigkeit entschieden.

Während wir Europäer, die Chinesen und unsere beiden tibetischen Getreuen mit der Waffe in der Hand einem Angriff entgegensahen, ertönte noch einmal der schrille Pfiff, die Aufforderung zur Unterhandlung. Wir verabredeten mit unseren Unterhändlern, als Lösegeld zu bieten: zwei Teeplatten, zwei farbige Tücher und ein Pferd, meinen alten Schimmel, der gerade noch als Geschenk verwendet werden konnte, und eine Yakkuh. Das rührende Angebot der Wäßerr-Leute, uns ihre eigenen Pferde zur Verwendung als Lösegeld zur Verfügung zu stellen, schlug ich dankend ab.

Eine lange bange Zeit folgte, wir zählten die Minuten und machten uns darauf gefaßt, daß es jeden Augenblick aufblitzen würde und der Kampf begönne. Immer lauter und erregter wurde die Unterhandlung geführt. Ta-tschang übersetzte uns ab und zu einige Sätze, die uns der Wind zugetrieben hatte. „Die Fremden sind keine Europäer, sie sind Freunde meines Häuptlings, und wenn ihr diesen ein Leid antut, so verletzt ihr auch meines Gebieters Gesicht." Dieser Rede folgte eine

Drohung, die darauf hinauslief, daß der Häuptling Rienné im Falle eines Angriffs auf seine Freunde diese bestimmt rächen werde. Die beiden Unterhändler beschworen den „roten Schuft" und die Körgan-Leute, uns frei zu geben. Dem jüngeren Wäßerr-Mann gelang es endlich durch eine schlaue Kombination, die Lamas auf seine Seite zu bekommen. Er versicherte ihnen nämlich, daß im Falle einer Stellungnahme gegen uns kein Lama mehr auf eine Unterstützung des Häuptlings Rienné rechnen könnte.

Eine lange Pause folgte der Verhandlung, die die Gegenpartei anscheinend dazu benutzte, um sich zur Beratung zurückzuziehen.

Die schwüle Atmosphäre vermehrte das Gefühl der Unsicherheit und Unruhe. In den nächsten Minuten — das fühlten wir alle — mußte sich unser Schicksal entscheiden.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht kamen unsere beiden Unterhändler, ganz erschöpft vom Reden und vor Erregung, ins Lager zurück. Sie überbrachten die freudige Nachricht, daß der Unterhäuptling von Körgan sich mit dem Geschenk zufrieden gezeigt und sogar versprochen habe, heute von einem Angriff abzustehen. Er verlangte aber, daß der große Häuptling von Körgan, Edindya, der erst am nächsten Morgen hier eintreffen solle, ebenfalls ein Geschenk erhielte. Wir versprachen ihm also ein weiteres Pferd, was auch Billigung fand. Die nächste halbe Stunde suchten wir in möglichst umständlicher Weise auszufüllen mit der Auswahl der zu Geschenkzwecken bestimmten Tiere, die wir erst ablieferten, als endlich die erlösende Helle des Mondes sich am Firmamente zeigte. Auch die Lamas hatten ein Geschenk beansprucht und erhielten eine Tafel Tee und zwei Chataks.

Der „rote Schuft" war also den Unterhandlungskünsten unserer beiden Wäßerr-Leute glücklich unterlegen! Doch als schlauer Mann ließ sich der Besiegte seinen Ärger nicht anmerken, im Gegenteil, er schwenkte sofort, als er sah, daß sich die Masse der Körgan-Leute und die Lamas den Vorschlägen der Wäßerr-Leute angeschlossen hatten, zu diesen ab und suchte nun in seiner Falschheit den Körgan-Stamm zu bewegen, uns

nach Beseitigung der Streitigkeiten doch ebenso liebenswürdig und gastfreundlich entgegenzukommen wie der Häuptling von Wäßerr. Der schlaue Fuchs empfahl dem Unterhäuptling von Kórgan sogar, die beiden Wäßerr-Unterhändler zur Rückkehr nach ihrer Heimat zu bewegen und uns statt ihrer Kórgan-Leute als Schutzbedeckung zu stellen. Schließlich versuchte er auf alle mögliche Weise, selbst mit unserer Führung nach Kánserr betraut zu werden; doch alle Versuche, uns die treuen Wäßerr-Leute zu entziehen, scheiterten an deren Ehrenhaftigkeit und Anhänglichkeit. Für den neuen Beweis ihrer Treue erhielten sie ein kleines Päckchen Zucker und eine Tafel Tee; auch versprach ich jedem als Dank für ihre Vermittlungstätigkeit am Schlusse ihrer Dienste eine besondere Belohnung von 10 Taels.

Die so beschenkten beiden Leute zeigten sich hocherfreut und äußerten treuherzig, sie hätten mich gern und glaubten mir, deshalb zögen sie mit mir weiter.

Der heiß herbeigewünschte Mond stand in seiner ganzen Scheibe am Himmel und sandte sein fahles Licht hernieder. Ringsum herrschte Totenstille, die Kórgan-Leute waren nach dem Talkessel abgezogen, von wo der Wind hin und wieder Pferdegewieher und Stimmengewirr herübertrug. Die beiden Tibeter und ein Soldat blieben auf Wache, während wir das lang ersehnte Feuer machten, unsere erfrorenen Glieder wärmten und Tee kochten.

Gegen 3 Uhr morgens fiel Schnee und gegen 6 Uhr dichter Nebel. Als er sich lichtete, bepackten wir unsere Yaks und Ochsen, doch war es uns nicht gelungen, die Kórgan-Leute und den „roten Schuft" vom Betreten des Lagers abzuhalten. Mit einer unglaublichen Frechheit drängte er sich an uns heran, rempelte unsere Chinesen an und benahm sich so herausfordernd, daß ihm Dr. Tafel, den er ebenfalls in die Seite gestoßen hatte, die Gewehrmündung auf die Brust setzte, worauf er etwas anständiger wurde.

Um unseren Tieren, die zum Teil jämmerlich aussahen, nach Möglichkeit die Traglasten zu erleichtern, warfen wir vor dem Abmarsch noch

alles Entbehrliche in den Fluß, z. B. unsere Bettstangen, Trinkgläser, leere Säcke, die Hufschmiede, die allein schon eine Traglast ausmachte, und einige zerrissene Kleidungsstücke. Unbelästigt, aber begleitet vom „roten Schuft" und einigen seiner Getreuen zogen wir unter Marschsicherung weiter, während die Kórgan-Leute und die Lamas sich sofort daran machten, die in den Fluß geworfenen Gegenstände mit Stangen und Schwertern wieder herauszufischen.

Gegen Mittag erreichten der jüngere Wäßerr-Mann und ich einen leichten Paß. Der „rote Schuft" war, als er unsere Marschrichtung festgestellt hatte, umgekehrt.

Ein herrlicher Ausblick bot sich im Süden. Die Bayenkara-Kette in ihrer ganzen Wildheit und Nacktheit lag auf 14 km vor uns, mächtige, breit eingegrabene Täler mit Gießbächen nahmen am Fuß dieser Kette ihren Anfang, um sich nach Norden fortzusetzen und viele Tagemärsche weit bis zum Matschu zu ziehen. Diese wild zerklüftete Kette, ebenso wie das im Norden ihr vorgelagerte Gebiet schien unbewohnt zu sein. An einzelnen Stellen, die das Sonnenlicht nicht erreichen konnte, in tiefen Schluchten oder an flacheren Hängen lag Schnee. Es schien, als ob die steilen Felsenwände und die turmartigen gigantisch aufragenden Zacken und Zinken dem darauffallenden Schnee nicht Halt bieten konnten.

Ein eiskalter Wind blies hier oben auf der Paßhöhe, der Himmel war grau überzogen und im Tale im Süden wechselten grüne Matten mit sumpfigen Lehmflächen und schneeigen Hängen ab. Während mein tibetischer Kamerad die Abstiegseite erkundete, skizzierte ich mit steifen Fingern das herrliche Panorama; an eine photographische Aufnahme war seit Wäßerr schon wegen der beiden tibetischen Begleiter nicht mehr zu denken. Die Durchführung einer Höhenbestimmung mit dem Siedeapparat war weniger einfach, da mein Ngolok wieder herbeigekommen war, und auch gefährlich, weil dicht neben uns ein Steinobo aus dem Schnee hervorragte. Als das Wasser des Kochgefäßes Dampf entwickelte, schüttelte mein Begleiter sinnend das Haupt. Vielleicht kam

ihm in diesem Augenblick doch allmählich die Erkenntnis, daß sein Herr und Gebieter in Wäßerr sich in uns getäuscht haben könnte. Waren diese eigentümlichen Menschen denn wirklich Chodschas? Hatte der Ambandolmetsch einen richtigen Eid geschworen? Man sah dem jungen Tibeter seine Zweifel an, wie er so nachdenklich vor mir stand und halblaut vor sich hinsprechend, seine Stirne in Falten zog. Es fehlte gerade noch, daß auch er mißtrauisch zu werden anfing, und daß uns die beiden Wäßerr-Leute ihre Dienste kündigten, weil auch sie uns für Europäer zu halten begannen. Dem mußte sofort entgegengetreten werden. Ich warf mich mit dem Gesicht nach dem Obo auf die Kniee und plapperte laut einige Sprüche herunter, so lange, bis die Höhenmessung vollzogen war. Dann nahm ich einige Steine und legte sie unter der Wiederholung dieser Zeremonie zu dem Obo, während ich meinen tibetischen Begleiter aufmerksam machte, daß diese Ceremonie ihm zu Ehren durchgeführt worden sei. Dies schien die letzten Zweifel meines tibetischen Freundes verscheucht zu haben.

Inzwischen hatte auch die Karawane den Paß erreicht, und wir begannen den Abstieg in ein enges Tal, das direkt von der Bayenkara-Kette her auf uns zulief. Am linken Ufer eines klaren Gebirgsbaches lagerten wir inmitten prächtiger Wiesen.

Der heutige Marsch war eine ganz besonders große Leistung für die Tiere, aber sie war notwendig, um den Verfolgungen der Körgan-Leute zu entgehen. Damit wir auch für die nächsten Tage den Weitermarsch im gleichen Tempo durchführen konnten, wurde das Gepäck wiederum vermindert. 300 Jagdpatronen wurden in den Fluß geworfen, außerdem noch ein halbes Dutzend leerer Säcke und mehrere Blech- und Zinkkisten, die für die Aufnahme der zoologischen Sammlungen bestimmt waren. Das große Gepäck bestand schließlich nur noch aus einem Sack mit Tsamba, fünf Säcken mit Mehl und den sämtlichen Kisten. Den beiden Unterhändlern schenkten wir zwei Säcke Mehl, zwei alte Sättel, die Hälfte der eisernen Zeltheringe,*) ein Mannschaftszelt, das Lötzeug

*) 0,3 bis 0,6 m lange Stifte, die in den Boden gerammt und an denen die Zeltschnüre befestigt werden.

und 30 Paar Hufeisen, die Ta-tschang in der Frühe, statt sie in den Fluß zu werfen, heimlich mitgenommen hatte, um sie in Sung-p'an-t'ing zu Geld zu machen. Die Wäßerr-Leute schleppten ihre wertvollen Geschenke in ein nahes, mit Weidenbüschen dicht bewachsenes Tälchen bis unterhalb des Höhenkamms, wo sich eine tiefe Höhle befand, in der sie die Gegenstände versteckt halten wollten, um sie auf ihrem Rückmarsch abzuholen und mit nach ihrer Heimat zu nehmen. Bevor sie sich dem Versteck näherten, hatten sie mit ihren scharfen Augen sorgfältig das ganze umliegende Gelände abgesucht, um sicher vor unberufenen Beobachtern zu sein.

Von den Chinesen erhielt jeder 2 kg Kandiszucker, den sie in den nächsten Tagen verzehren sollten, weil wir ihnen weiter keine Nahrung bieten konnten, denn zum Schlachten eines Yaks war keine Zeit und die Leute waren auch zu dieser Tätigkeit zu ermattet.

Trotzdem war die Stimmung unter den Chinesen eine gute, da die Leute glaubten, daß sie schon in den nächsten Tagen in Sung-p'an-t'ing einziehen könnten. Auch wir waren in gehobener Stimmung, weil wir dachten, daß es gelungen sei, einen das gefährliche Räubernest Knába umgehenden Weg aufzufinden und den Weg nach Kánserr zu betreten, was um so wahrscheinlicher schien, als uns Sü versicherte, daß er die Wäßerr-Leute auch unterwegs noch mehrmals an das Versprechen Riennés erinnert habe, uns statt nach Knába nach Kánserr geleiten zu lassen.

Leider mußte ich an diesem Nachmittag auch gewahr werden, daß am Morgen meine sämtlichen Felle und zoologischen Präparate zurückgelassen worden waren. Bei der Unsicherheit der Lage war ein Versuch, diese kostbare Sammlung wieder beizuschaffen, ausgeschlossen.

Die Nacht war für uns ruhelos, da sich in der Umgebung tibetische Patrouillen gezeigt hatten und ein Überfall der Körgan-Leute trotz unseres Gewaltmarsches möglich schien, nachdem wir hier den Zelten dieser Ngolok, ihren Familien und Herden nicht mehr gefährlich werden konnten. Dank der günstigen Lage unseres Lagers inmitten einer

großen Schleife des Baches unterblieb ein solcher. Gegen Morgen fiel Regen und Schnee.

Mit Unterbrechung und unter zeitraubenden Umgehungen zogen wir am morastigen östlichen Talhang entlang, überschritten diesen auf einem leichten breiten Paß und betraten nach Passieren einer sumpfigen Wiese ein neues, ebenfalls sumpfiges, ostwestlich streichendes Tal, dem wir aufwärts zu folgen beschlossen. Doch leicht sollte uns dies nicht fallen, denn auf der nördlichen Seite dieses 1 km breiten Tales war der Boden vielfach grundlos. Trotzdem schien das Gebiet stark begangen zu sein und manchmal hatte es sogar den Anschein, als ob die Tibeter den „Weg" am Fuße der felsigen Talhänge künstlich verbessert hätten. Je langsamer die Tiere vorwärts kommen konnten, um so größer gestalteten sich ihre Leiden, da die Chinesen in ihrem Streben, bald nach Hause zu kommen, die bedauernswerten Geschöpfe in der rohsten Weise zur Eile antrieben. Tschï-fu hatte einem Ochsen mit dem Leitstrick das Maul so zerrissen, daß das Blut hervorquoll, seine Kameraden schlugen Pferden mit spitzen Steinen auf die Zunge.

Nahe dem Ostende des sumpfigen Tales tronte dicht am Wege auf einem mächtigen Felsblock ein Obo, das aus mehreren meterhohen, mit weißen Wollfäden verbundenen Stangen bestand, an denen zahllose Tuchfetzen und Papierstreifen, die alle mit Gebeten beschrieben waren, flatterten. Dieses eigentümliche Heiligtum, das eher den Eindruck eines Wäschetrockenplatzes im kleinen machte, hatte eine Ausdehnung von fünf zu drei Metern. Unsere Tiere scheuten vor diesem sonderbaren Denkmal und waren nur auf einem großen Umweg daran vorbei zu bringen.

Das Tal schwenkte nach Südost ab, und auf steinigen, aber nicht sehr beschwerlichen Wegen stiegen wir hinauf zu einem neuen Passe, der die Verbindung zwischen den mächtigen Höhenrücken im Norden und der wilden, zerklüfteten Bayenkara-Kette im Süden bildete. Die Gebirgsszenerie erinnerte lebhaft an das Felsengebiet, das wir nordöstlich vom Patschongla besucht hatten.

Auf der Paßhöhe waren ebenfalls Obos, diesmal pyramidenförmige Felsaufbauten, errichtet. Hier hatte man eine Unmenge kleiner Steine, die zu diesem Zweck von den Wanderern den Berg heraufgeschleppt worden waren, als Opfergaben niedergelegt. Sie waren vielfach aufeinander getürmt, entweder auf breiten Felsplatten aufgeschichtet oder auf den Spitzen von Felsblöcken aufgesetzt; einige dieser Steintürme erreichten eine Höhe von zwei bis drei Metern. Neben diesen heiligen Bauten lagen auch andere Opfergegenstände, wie Knochen, Schädel, Tuchfetzen, Holzstückchen und anderes mehr.

Steil ging es nach Osten in einen 600 m breiten sumpfigen Talkessel hinab, in dem sich zwei wilde Gebirgsbäche vereinigten, die dann nach Südost weiterflossen, um dort ihre Wasser in einen großen, von Süden kommenden Fluß zu ergießen, der dem Matschu zuströmt.

In der Mitte des Talkessels erheben sich zwei kleine, 200 m voneinander entfernte terrassenförmige Anhöhen, die mit Wiesen überdeckt sind und an einigen Stellen nackten Fels durchblicken lassen. Am Fuße der westlichen dieser beiden Höhen, die von zwei Wildbächen bespült wird, schlugen unsere beiden Führer vor, die Nacht zu verbringen. In der Tat, einen geeigneteren Lagerplatz hätten wir uns nicht wünschen können. Die Zelte waren bald auf der Plattform errichtet, und von unserem 10 m über dem Talboden sich erhebenden Standpunkt aus konnten wir ebensogut die weidenden Tiere wie das ganze Tal übersehen. Als sich auch die Nebelmassen gegen 2 Uhr nachmittags verzogen hatten, konnten wir mit dem Feldstecher den nur einen Kilometer entfernten Paß mit den Obos gut beobachten. Wir hielten es für ausgeschlossen, daß uns die Kórgan-Leute bis hierher in diese rauhe, unwirtliche Gebirgslandschaft nachgezogen wären, umsomehr, als wir seit Kórgan zwei Gewaltmärsche zurückgelegt hatten.

Zur Feier unserer glücklichen Befreiung aus der Gewalt der Kórgan-Leute wurde ein Yak geschlachtet, dessen weiches Fleisch selbst den Chinesen zu munden schien. Unsere beiden Begleiter erhielten das

Fell und die Knochen, die sie unter einem Felsen vergruben. Was sie wohl später mit den Knochen machen wollten?

Das Bewußtsein, endlich wieder einmal einen ruhigen Nachmittag zu haben und die Aussicht, einen ungestörten Schlaf tun zu können, ließ eine Art von Feiertagsstimmung aufkommen, und frohe Laune verdrängte auch die mutlose Stimmung der Chinesen. Die Feiertagsstimmung zeigte sich darin, daß sich die Chinesen gegenseitig wieder einmal die Schädel rasierten, die Zöpfe flochten, die zerknitterten Kleider reinigten und flickten und schließlich auch ihre Gewehre putzten. Selbst unsere zwei Tibeter schienen von diesem großen Reinemachen angesteckt zu sein, denn der Unterhäuptling zog ein breitschaufeliges, rostiges Messerungetüm aus seinem Wams heraus, spuckte seinem Stammesbruder auf den Kopf und begann, ihm diesen ganz kahl abzurasieren. Als ihm der Speichel ausgegangen war, holte er sich in einem unserer chinesischen Trinkbecher Wasser vom Flusse. Auffallenderweise nahm er die Umwickelung seines Gewehres ab, was wir als kein gutes Zeichen auffaßten. Sollte er es für notwendig halten, von nun an kampfbereit zu sein? Auf alle Fragen schwieg er sich aus, dafür waren wir aber doppelt auf unserer Hut.

Um den beiden Wäßerr-Leuten die Wirkung unserer Gewehre einmal vor Augen zu führen, ließ ich auf einen entfernten Granitblock eine leere Expeditionskiste aufstellen und beschoß diese mit sechs Schüssen aus meiner Mauserpistole. Mit offenem Munde hatten unsere Wäßerr-Leute die Tätigkeit dieses Mehrladers betrachtet, als sie aber erst die Schießergebnisse sahen, da waren sie ganz entzückt vor Freude und tieten uns, wir sollten doch bei der nächsten Gelegenheit dem „roten Schuft“ und seinen Leuten mit diesen Waffen eine Lektion erteilen. Wenn auch durch diese Schießerei der Munitionsvorrat geschwächt worden war, so war doch hierdurch erreicht, daß die beiden Wäßerr-Leute sicherlich von jetzt an überall das Gerücht verbreiten halfen, wir führten unheimliche Waffen mit uns, die uns in den Stand setzten, auf weite Entfernungen Hunderte von Menschen auf einmal zu töten. Noch

beſaß ich 20 Patronen für meine Schnelladepiſtole und ungefähr 200 ſcharfe Patronen für die Gewehre. Daß wir uns aber mit dieſem geringen Munitionsvorrat in keinen ernſthaften Kampf einlaſſen konnten, war klar und dies Bewußtſein wirkte auf Europäer wie Chineſen niederdrückend.

Als die erſten Sterne am Himmel zu blinken begannen, war die Karawane auf der Anhöhe friedlich im Lager verſammelt, die Ochſen und Yaks hatten ſich bereits zur Ruhe ausgeſtreckt und die Pferde beleckten ſich gegenſeitig ihre wunden Rücken. Die Soldaten und Ma-fus kochten noch Tee, unſere beiden Wäßerr-Leute richteten ihr dürftiges Lager, beſtehend aus ihrem Pelzmantel und einigen Erdſchollen, her und der getreue Wächter der Karawane, der dumme Hund, ſchlief als einziges Lebeweſen bereits feſt und ſchien von ſeinen heimatlichen Gefilden zu träumen.

Bis gegen ½10 Uhr arbeiteten Dr. Tafel und ich, dann legten auch wir uns auf die am Boden ausgebreiteten Felle und Decken. Eine halbe Stunde ſpäter ſchreckten uns Gewehrſchüſſe auf, unſere kleine Garniſon war raſch mobiliſiert und an den Rand des Nord- und Oſtabhanges geeilt. Tſchang, der ſich in der Eile mit der Lanze des jungen Wäßerr-Manns bewaffnet hatte, und Tſchi-fu, der den Stock des abſchraubbaren Eispickels ſchwang, rannten wie verrückt durchs Lager und erhöhten die Unruhe unter den aufgeſchreckten Tieren und den ängſtlichen Chineſen. Die beiden Wäßerr-Leute riefen uns zu, in Deckung zu bleiben, da ſich unſere Geſtalten auf dem hoch liegenden Lager ſehr deutlich für die Angreifer vom helleren Hintergrund abhoben. Kugel auf Kugel pfiff über das Lager hinweg oder klatſchte auf dem felſigen Steilhang auf, die Tiere riſſen ſich zum Teil los und ſchlugen ſich gegenſeitig mit den Hufen, während ſich die Chineſen um den Beſitz der Gewehre rauften.

Der ſtarke Feuerſchein der tibetiſchen Gewehre hatte uns den Standpunkt der feindlichen Schützen bald verraten. Sie hatten ſich auf der kleinen Anhöhe im Oſten poſtiert. Wir erwiderten ihre Schüſſe, ver-

ſprachen uns aber bei der ſtarken Dunkelheit im Talkeſſel recht wenig Erfolg, vermochten wir doch kaum die vom Feinde beſetzte Höhe zu erkennen; die Angreifer wechſelten nach jedem Schuß, wie ſich aus ſpäteren Beobachtungen ergab, geſchickt ihren Platz. Unſere Wäßerr-Leute ſchimpften unausgeſetzt zu den nächtlichen Ruheſtörern hinüber, was dieſe nur mit einem ſchadenfrohen Gelächter und gellenden Pfiffen erwiderten.

Da es für uns von Bedeutung war, raſch die Stärke des Gegners zu erfahren, wurden Ta-tſchang und Jan mit einem unſerer Ngolok abgeſchickt, um den Weg, der vom Paß in den Talkeſſel hinunterführte, zu erkunden und feſtzuſtellen, ob ſich dort noch Reſerven des Gegners aufhielten. Die Leute löſten ihre Aufgabe raſch und geſchickt, und wir hatten bald die Gewißheit, daß nur einzelne freche Ngolok es ſich erlaubt hatten, heute Nacht unſere Ruhe zu ſtören.

Mit einem Male verſtummte aber das Feuer und kein verdächtiger Laut ließ ſich mehr hören. Nachdem auch ein Abſuchen der Gegend den Abzug des Gegners feſtgeſtellt hatte, begaben ſich die Chineſen wieder zur Ruhe, jeder mit einem kräftigen Fluche auf die Ruheſtörer auf den Lippen.

Inzwiſchen war der Vollmond emporgeſtiegen und ſandte ſein Licht in den Talkeſſel, ſo daß er die ſcharf gezackten Felsrücken lange geſpenſtiſche Schatten auf die von dem fahlen Lichte übergoſſenen Hänge werfen ließ. Wir begaben uns ins Zelt zurück; auch die beiden Wäßerr-Leute richteten ſich wieder häuslich ein, das heißt, ſie verkrochen ſich unter den Filzmantel des Älteren, den ſie über ein in den Boden geſtecktes Schwert ausgebreitet hatten, ſo daß ein zeltähnlicher Aufbau entſtanden war. In dieſem kauerten ſie wie zwei Katzen nebeneinander.

Gegen 1 Uhr nachts knallte es wiederum, diesmal aber von der nördlichen Seite her. Unſere Höhe war nun vom Mondeslicht übergoſſen, während der Standpunkt der Angreifer durch die tiefen Schatten der Berghänge maskiert war. Da wir ein gutes Ziel boten, war unſere

Lage keine angenehme, und wir machten uns sofort daran, die Ruhestörer zu vertreiben. Nach einem halbstündigen Kesseltreiben war uns dies auch endlich gelungen.

Den Rest der Nacht herrschte Ruhe. War auch kein größerer Schaden durch die Geschosse der Ngolok verursacht worden, so waren wir und die Tiere doch um die so nötige Nachtruhe gekommen.

Unsere tibetischen Führer hielten die nächtlichen Ruhestörer für Körgan-Leute, die uns hierher nachgezogen waren, um Pferde zu stehlen oder Karawanentiere durch Gewehrfeuer zu verwunden oder zu töten, um sich in den Besitz ihrer Felle zu setzen.

Bei herrlichem Wetter verließen wir am 29. September morgens unseren Lagerplatz unter Zurücklassung des Schädels der gestern geschlachteten Yakkuh, eines zerbrochenen Sattels und der abgeschossenen Patronenhülsen und zogen auf einem schmalen Pfade an den morastigen Hängen des nördlichen Talbegrenzungsrückens ostwärts. Jan stürzte an einer glatten Stelle mit seinem Pferd einige 25 m an einer schrägen, steilen Halde ab und erhielt bei dieser Gelegenheit einen Hufschlag aufs Auge. Glücklicherweise besaß das Tier keine Eisen mehr, die Verletzung war aber immerhin derart, daß auf die Dienste dieses mutigen und verläßlichen Mannes innerhalb der nächsten acht Tage nicht gerechnet werden konnte. Nach Durchqueren des Flusses, den wir bereits gestern vom Passe aus gesehen hatten, erklommen wir eine nach Norden vorspringende breite Höhenkuppe mit sumpfigen Hängen.

Von dort oben aus vermochten wir einen letzten Blick auf das Tal mit dem Paß und den Steinobos und auf die letzte Lagerstätte zurückzuwerfen. Mit dem Feldstecher erkannte Dr. Tafel auf unserem alten Lagerplatz drei Personen, die diesen genau absuchten und sich, als sie nichts von Bedeutung gefunden hatten, an den Yakschädel machten, ihn in einem mitgebrachten Eisentopfe kochten und ihn sich schmecken ließen. Das waren natürlich unsere drei Ruhestörer, die in ihrer Frechheit vor unseren Augen ihr Frühstück einnahmen.

Der weitere Marsch führte im allgemeinen ostwärts im Quellgebiet von Matschu-Nebenflüssen bis an den starken südostwärts laufenden Fluß Sägitschü, der alsbald nach Norden abbog. Eine kleine lehmige Kuppe dicht am Ufer des Flusses war als Lagerplatz ausgewählt.

Auch heute hatten wir weder Zelte noch seßhafte Ansiedler angetroffen. Sogar die Tierwelt war spärlich vertreten, nur ab und zu störten wir einen Hasen auf oder bekamen einige Schwärme wilder Enten oder einige Reiher zu Gesicht, die in den Sümpfen auf Frösche und Kröten Jagd machten. Das Gelände bot keine Abwechslung, immer noch die 300 bis 400 m hohen, mit Gras bedeckten massigen Höhenrücken und die morastigen und sumpfigen Wiesen, dann wieder breite eintönige lehmige Flächen oder Steilabhänge, die sich mitunter in ziemlicher Höhe auf lange Strecken an den Ufern der Flüsse entlang zogen.

Während der Nacht erwarteten wir die Fortsetzung der gestrigen Beschießung. Dr. Tafel schlich sich nach Eintritt der Dunkelheit nach einer nahen Kuppe, um dort die Räuber abzufangen und während ihrer Operation gegen unser Lager die Pferde abzuschießen. Die schlauen Ngolok hatten aber letzte Nacht wohl gemerkt, daß uns nicht leicht beizukommen sei, und waren deshalb ausgeblieben.

Die Laune der Chinesen hatte sich wohl infolge der Anstrengungen des heutigen Tages wieder merklich verschlechtert. Sie benahmen sich störrisch und trotzten den gegebenen Anordnungen. So hatten sie auch diese Nacht, obwohl Gefahr drohte, die Tiere nur schlecht an den Lagerseilen befestigt und unterhielten auch gegen meinen ausdrücklichen Befehl die ganze Nacht hindurch ein Lagerfeuer.

30. September. Um 6 Uhr morgens zogen wir am rechten Ufer des Sägitschü mehrere Kilometer weiter und stiegen dann, nach Süden abzweigend, hinauf zu einem leicht gangbaren Passe namens Keschérrnicha.

Vom Passe aus war im Süden ein sich quer vorlagerndes, kanalartig eingeschachtetes Tal zu erkennen, das alsbald nach Süden umbog

und in dem Höhengelände verſchwand. Wir zogen hinab und folgten ihm. Es verengte ſich raſch, an einigen Stellen ſo ſtark, daß neben dem Wildbache nur ein ſchmaler Streifen Wieſe im Talgrund ſtehen geblieben war. Die Hänge der beiderſeitigen Talhöhen wurden felſig und ſteil, und je weiter wir talabwärts ritten, um ſo höher ſtiegen die ſeitlichen Talbegrenzungsrücken an. Nur einige Male öffnete ſich ſeitlich ein felſiges Nebental; das Gefälle des Baches war ſtark, grobes Geröll und Felsklumpen hemmten aber vielfach ſeinen Lauf. Öfters mußten wir dieſes Waſſer überſchreiten, und bei ſolcher Gelegenheit riß der rebelliſche Bach einem unſerer Diener das Bett weg. Eine wilde Hetzjagd am Ufer begann nach dieſem wichtigen Ausrüſtungsſtück, und die Pferde hatten genug zu tun, um den ſchnell talabwärts treibenden Gegenſtand einzuholen. Dr. Tafel war es endlich gelungen, mit der Lanze unſeres Tibeters das Möbel wieder aufzufiſchen.

Nach einem zweieinhalbſtündigen Marſche mußte in dieſem Engpaß wegen Ermüdung der Tiere Halt gemacht werden.

Kaum war das Lager fertig, als vom Tal oberhalb her ein Ngolok angeritten kam, der uns durch Zeichen ſeine friedliche Abſicht kundgab. Die Wäßerr-Leute und die Chineſen gingen ihm entgegen, während wir Europäer uns raſch in unſer Zelt zurückzogen, damit uns der fremde Reiter nicht zu Geſicht bekäme. Wir wollten vermeiden, daß dieſer von unſerer Anweſenheit oder von unſerem Marſchziele Kenntnis erhielte. Der Ngolok zog ſich bald zurück, anſcheinend zufrieden mit dem Ergebnis ſeiner Fragen, und wir riefen die beiden Wäßerr-Leute in unſer Zelt, um das Begehren des ſonderbaren Reiters zu erfahren. Sie meinten, daß der Mann nichts Gutes im Sinn gehabt hätte, weil er ſich erkundigt habe, ob ſich bei dieſer Karawane Europäer befänden. Auch habe er verdächtigerweiſe die Anzahl unſerer Tiere gezählt und über unſer Marſchziel und die Anzahl unſerer Waffen Aufſchluß zu erhalten verſucht.

Es war mir ſchon am Paſſe Keſchérrnicha aufgefallen, daß die

beiden tibetiſchen Begleiter zu beten begannen, und ich fragte ſie daher jetzt, ob ſie unſere Lage für gefährlich hielten. Statt einer Antwort begannen ſie wiederum zu beten, bis es Ta-tſchang endlich gelang, den Älteren zu einer Antwort zu veranlaſſen, die allerdings auf uns eine unerwartet niederſchmetternde Wirkung ausüben mußte. Der Wäßerr-Mann behauptete, daß wir am Keſchérrnicha-Paß das Gebiet des Knába-Stammes betreten hätten und daß deſſen Soldaten uns wahrſcheinlich abzufangen trachteten. Zu allem Überfluß fügte er dann hinzu, daß der Stamm Knába nicht fern ſei, und daß das enge Tal mit dem Bach, den ſie „Knába-Fluß" nannten, direkt nach Knába*) führe. Die beiden Tibeter jammerten, daß auch ihrer ein ſcheußliches Los warte, da man ſie beſchuldigt habe, in Dienſten von Europäern zu ſtehen. Um den Schmerz einigermaßen zu ſtillen und die Leute ganz auf unſere Seite zu bekommen, händigte ich jedem 10 Taels aus.

Wir ſtanden alſo dicht vor Knába. Der Ambandolmetſch hatte mich demnach in der gröbſten Weiſe beſchwindelt; er hatte den Wäßerr-Leuten kein Wort von meinem Wunſch, uns um Knába herumzuführen, übermittelt, auch war die Mitteilung von dem Verſprechen Riennés, uns über Kánſerr führen zu laſſen, erlogen. Sü und ſeine chineſiſchen Kameraden hatten ſich verſchworen, uns zum Durchzug durch Knába zu zwingen, da der Marſch über Kánſerr nach Sung-p'an-t'ing einen Umweg bedeutet hätte.

Was half Schelten und Proteſtieren, zu ändern war an der Tatſache nichts mehr: wir hatten die Falle des Knába-Engniſſes bereits betreten!

Da uns ſeit Monaten Gerüchte über die Stärke dieſer tibetiſchen „Steinſtädte" und über die Raubſucht der Knába-Leute zugegangen waren, erſchien es uns unverſtändlich, daß die Chineſen den Mut beſitzen ſollten, ohne weiteres bei Knába den Durchzug zu wagen.

*) Auch Ngába, Ngáwa, Nakúch genannt.

Wir hielten es deshalb für möglich, daß ſich die treuloſen Chineſen ihre Sicherheit erkauft hatten oder auch, daß ſie hofften, daß uns die Häuptlinge Knábas, die Mandarinsrang beſitzen ſollten, wegen unſerer offiziellen chineſiſchen Päſſe gut aufnehmen würden. Bei dem Haß gegen uns und ihrem heimtückiſchen Charakter ſchien die erſte Möglichkeit wahrſcheinlicher. In dieſer Anſicht wurden wir auch beſtärkt durch die Schadenfreude und die höhniſchen Bemerkungen, welche die Chineſen äußerten, nachdem wir ihnen vorgehalten hatten, daß ſie für die Folgen, die Süs Eigenſinn und verräteriſche Handlungsweiſe nach ſich ziehen ſollten, ſelbſt verantwortlich wären.

Als wir Europäer die Überzeugung gewonnen hatten, daß wir unſer Schickſal nicht mehr ändern konnten, unternahmen wir, während die Chineſen Tee kochten, eine Erkundung des umliegenden Geländes, die unſere Annahme beſtätigte, daß wir uns in einer wahren Mauſefalle befanden. Der ermattete Zuſtand unſerer Tiere und das trotzige Verhalten der ſtörriſchen Chineſen zwang uns, am Platze zu verbleiben. So ſuchten wir denn für die Nacht geeignete Plätze für die Wache auf, die ich ſelbſt mit Sü und Yang übernehmen wollte. In der Dämmerung wurden mein zuſammengerolltes Bett, ein großer Teil der Munition, die Mauſerpiſtole und ein Gewehr auf den Rand der Terraſſe gebracht. Im Tale hatten ein Soldat und Ta-tſchang zu wachen.

Einem milden Abend folgte eine eiskalte Nacht mit einem feinen Regenſchauer, der bald in leichten Schneefall überging. Gegen 11 Uhr abends ſetzte ein ſo ſtarkes Wetterleuchten im Norden ein, daß die umliegende Gegend während einer halben Stunde mit kurzen Unterbrechungen faſt fortwährend erhellt war. Oft glaubten wir in nächſter Nähe einen anſchleichenden Ngolok zu erkennen, oft wieder ganze Trupps. Aber als wir den vermeintlichen Geſellen näher geſchlichen waren, entpuppten ſie ſich als Weidenbüſche, die der Wind bewegt hatte. Im Lager wachten die ganze Nacht hindurch außerdem noch unſere beiden Wäßerr-Leute, die uns ſchon am Abend vorher ermahnt hatten,

scharf aufzupassen, weil ein Überfall durch den Knaba-Stamm ziemlich sicher sei. Dieser Platz, an dem wir lagerten, so behaupteten sie, sei eine der Fallen, in denen die Knaba-Leute ihre Opfer, Kaufleute samt ihren Karawanen, einzufangen pflegten.

Ab und zu tönte von unten der Schrei eines Raubtieres oder ein kurzer Pfiff, Zeichen, die wir mit unseren tibetischen Freunden vereinbart hatten, um uns gegenseitig zu verständigen und die Verbindung aufrecht zu erhalten.

Doch horch, ist das nicht ein ferner Ruf? Ertönt nicht Pferdegetrampel vom Tale herauf? Wir lauschen gespannt — da wieder der gleiche Ruf .... Richtig, der Reiter kehrt zurück, das Pferdegetrampel kommt näher und auch im Lager wird es mit einem Male lebendig. Ein aus seiner Ruhe aufgescheuchter Yak beginnt ärgerlich zu brummen, und unser Lagerhund knurrt. Leise ermahne ich Sü und Yang zur Vorsicht. Den Atem unterdrückend, horchten wir unbeweglich mehrere Minuten. Aber die verdächtigen Geräusche wiederholen sich nicht mehr, und bald kommt auch die Meldung, daß sich im Lager ein Pferd losgerissen hatte, das jedoch bereits wieder eingefangen sei. Wir schimpften alle drei über die so unnötig verursachte Beunruhigung, waren aber doch froh, mit dieser davon gekommen zu sein, als der Morgen graute, und wir Aussicht hatten, diesen gefährlichen Platz bald verlassen zu können.

Die beiden Wässerr-Leute aber hielten das Unterlassen eines Überfalles für ein schlechtes Zeichen; denn sie schlossen hieraus, daß der Knaba-Stamm für einen Angriff gegen uns weitere Unterstützungen herbeiziehen und uns noch tiefer in die Talenge hineinmarschieren lassen wollte, bevor er seinen Hauptschlag gegen uns führte. Das Vernünftigste wäre es somit gewesen, wenn ich sofort den Rückmarsch angetreten und aus eigenem Antriebe versucht hätte, die starke Ansiedlung Knaba zu umgehen. Die Chinesen behaupteten aber, daß der Durchzug durch Knaba dennoch gelingen werde, da die Häuptlinge

Knábas durch Geld und Geſchenke ohne viel Umſtände gewonnen werden könnten. Da ich die meuternde Bande nicht mehr in meiner Gewalt hatte, mußte ich dem Drängen der Chineſen nachgeben. Der Ambandolmetſch, Yang und der jüngere Wäßerr-Mann hatten ſich denn auch ſchon bereit gemacht, um nach dem zunächſt liegenden Teil Knábas, der Steinſtadt Mézan, vorauszureiten, um den Verſuch zu machen, den Häuptling Medyarú durch Vorzeigen der Päſſe und Überbringung außergewöhnlich großer Geſchenke in Geſtalt von zwei Yaks, zwei Teeplatten und zwei roten Chataks für uns günſtig zu ſtimmen. Ich fügte mich ſchweren Herzens in meine paſſive Rolle und noch lange ſah ich den abziehenden Leuten nach, die ich nicht mehr wiederzuſehen glaubte. Die Möglichkeit einer glücklichen Löſung des beginnenden Konfliktes erſchien mir ausgeſchloſſen.

Neuntes Kapitel.

Das Ende der Karawane.

Bevor ich in der Erzählung unserer Erlebnisse fortfahre, möchte ich einige Angaben über die „Steinstadt" Knába vorausschicken. Sie liegt am Knába-Fluß und soll die stärkste Ngolok-Ansiedlung vorstellen. Sie besteht aus sechs Plätzen mit zusammen mehreren Tausend Familien. Der bedeutendste und umfangreichste soll Tsümdá am Knába-Fluß, einen Tagemarsch unterhalb Mézan, sein. Diese Niederlassung bildet auch den Aufenthaltsort des höchsten Häuptlings Knábas, der, wie seine beiden Kollegen von Mézan und Doschérr, den roten Knopf besitzt, also einen hohen Mandarinsrang einnimmt.

Knába verfügt über eine wohlorganisierte Streitmacht, einen eigenen Polizeidienst und moderne Waffen. Die Einwohner dieses berüchtigten Räubernestes sollen nach Angabe unseres Unterhäuptlings noch verwegener und gewalttätiger sein als die Körgan-Leute. Dies hat gewiß seinen Grund in der Lage des Platzes dicht bei der chinesischen Grenze, wodurch den Ngolok täglich Gelegenheit gegeben ist, sich von der Schwäche Chinas zu überzeugen. Als kampfgewohnte Leute unternehmen die Knába-Leute zur Abwechslung auch gegen die zunächst gelegenen chinesischen Orte und Städte Raubzüge. Der Knába-Stamm

kann ſich dies leiſten, da er ſelbſt Ackerbau treibt, alſo unabhängig*) von der chineſiſchen Einfuhr iſt.

Auch in Handel und Induſtrie, mit Ausnahme des Schreiner- und Schmiedegewerbes, ſoll ſich Knába von dem chineſiſchen Einfluſſe freigemacht haben. So bildet es denn ein feſtes Bollwerk der Ngolok gegen die chineſiſchen Machthaber, die es mit verſchiedenen Mitteln — wenn auch bisher fruchtlos — zu gewinnen verſuchten. Z. B. waren um das Jahr 1902 einige tauſend chineſiſche Soldaten ausgezogen, um Knába wegen irgend einer Raubtat zu beſtrafen. Trotz ihrer numeriſchen Überzahl konnten ſie aber nichts ausrichten, und die chineſiſche Streitmacht mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Ein wiederholter Vormarſch gegen Knába mit vermehrter Streitmacht hatte den gleichen Mißerfolg. Als die Chineſen eingeſehen hatten, daß es mit Gewalt nicht möglich war, Knába beizukommen, verſuchten ſie es mit Beſtechung der Häuptlinge und mit Verleihung von Amt und Würden, doch ebenfalls erfolglos.

Unſere Lage war alſo keine roſige und unſere Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang ſehr gering.

Der ältere Wäßerr-Mann murmelte unaufhörlich Gebete vor ſich hin, während er beim Aufpacken der Tragtiere behilflich war. Er gab keine Antwort mehr auf Fragen und ſchien wie umgewandelt.

Anderthalb Stunden nach dem Abritt unſerer drei Sendlinge verließen auch wir den ungemütlichen Lagerplatz. Dichte Nebel hingen tief hinab. Eine Stunde zogen wir in dem engen Tale nach Süden, überſchritten noch einige Male den durch Quellbäche ſich raſch verſtärkenden Knába-Bach und gelangten dann an eine Talweitung.

Nach kurzer Zeit kamen uns Reiter entgegen, die anſcheinend unſeren Vormarſch beobachten wollten. Eine Mulde entzog ſie bald unſerer Sicht. Da Ta-tſchang nicht aufgepaßt hatte, tauchten ſie ganz

*) Eine Mißernte bringt allerdings zeitweilig einen Umſchwung mit ſich, doch ſoll Knába jedesmal wieder die Oberhand bekommen.

unvermutet wieder vor uns auf, als ich gerade Notizen in mein Tagebuch eintrug. Ta-tschang wollte auf sie zureiten, doch sie rissen die Pferde herum und jagten talabwärts, wahrscheinlich, um in dem nahen Mézan von der Ankunft der europäischen Expedition Meldung zu erstatten. Zu gleicher Zeit suchte von dort her ein einzelner Reiter sein Pferd mühsam auf uns zu vorwärts zu bringen: es war Yang mit der wenig hoffnungsvoll lautenden Nachricht, daß vor Mézan eine große Reitermasse unter Führung sämtlicher Häuptlinge von Knába bereit stände, um gegen uns vorzugehen. Man sei anscheinend in ganz Knába der festen Überzeugung, daß sich zwei verkleidete Europäer bei der Karawane aufhielten, und die Häuptlinge hätten auch geschworen, der Karawane auf keinen Fall den Durchzug durch das Knába-Tal zu erlauben. Der Vormarsch gegen uns habe sich nur verzögert, weil die Häuptlinge über die Verteilung unserer Geschenke in Streit geraten seien. Außerdem wolle man augenscheinlich die Rückkunft der Kundschafter abwarten. Die Unterhandlungsversuche unseres Wäßerr-Mannes seien vollkommen gescheitert.

Gleichzeitig mit dieser Hiobspost überbrachte Yang den Befehl des Häuptlings von Tsümdá, daß unsere Karawane sofort halte, und zwar so lange, bis die Verhandlungen beendet seien und ein an uns abgesandter Häuptling unsere Nationalität festgestellt habe. Yang war völlig mutlos zurückgekehrt, da er mit eigenen Ohren hatte hören müssen, daß auch die Chinesen in Knába verhaßt seien, eine Tatsache, die er wohl schon zu wiederholten Malen vernommen, die er aber nicht für wahr gehalten hatte. Seine und seiner Kameraden Hoffnung, die mit chinesischen Auszeichnungen geschmückten Häuptlinge für ihre Pläne zu gewinnen, war dadurch zunichte gemacht; glücklicherweise, denn dadurch fühlten sich die Chinesen wieder zu uns gehörig und suchten wieder Anschluß an uns.

Da das Gelände, in dem wir uns augenblicklich befanden, für einen längeren Halt sehr ungünstig war, beschlossen wir weiter zu marschieren bis an eine sich quer durch das Tal ziehende Steilterrasse, die gegen den

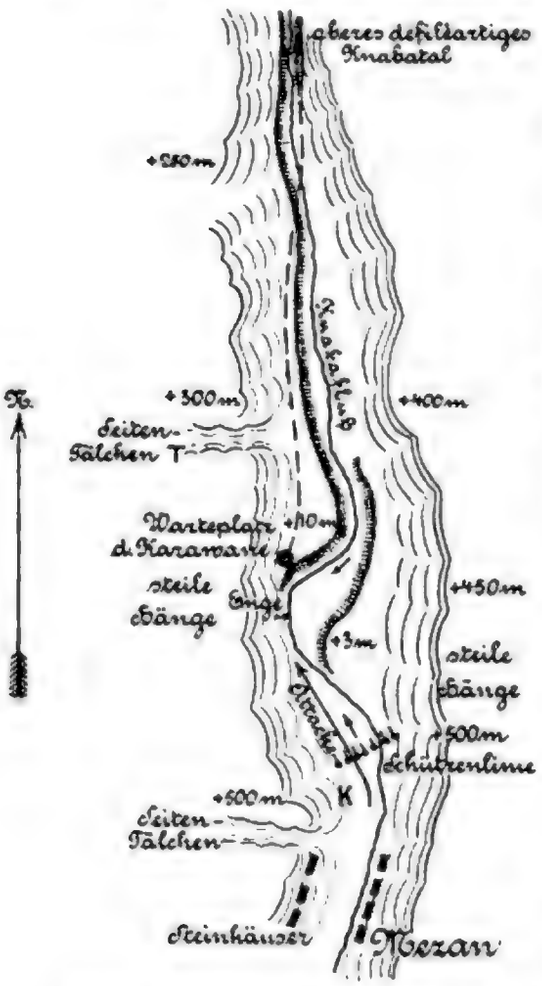
Knába-Fluß abfällt. Die Zeit zum Marsch dorthin benutzten wir, die Karawane aufzuschließen und Toilette zu machen. Dr. Tafel drückte sich seinen Filzhut tief ins Gesicht, versteckte seinen geologischen Hammer und zog sich seinen Pulo enger um den Leib. Mit der Schere seines Taschenmessers stutzte er noch rasch meinen blonden Schnurrbart und ungepflegten Backenbart, um meinem Aussehen mehr Ähnlichkeit mit dem eines ehrwürdigen Chodschas zu geben. Ein paar Striche mit einem angekohlten Zündholz ließen noch die blonde Farbe meiner Augenbrauen verschwinden. Wenn man nur die blauen Augen ebenfalls hätte dunkler färben können! Die waren und blieben der heikle Punkt. Ta-tschang und der Unteroffizier beschworen mich deshalb, die Augen zu verdecken. Da unsere blauen und grauen Schneebrillen schon alle zerschlagen waren, ersuchte Ta-tschang den Unterhäuptling von Wäßerr, mir die seinige aus Yakhaaren*) zu leihen. Ein böses Augenübel, an dem ich schon seit Jahren litte, wurde hierbei vorgeschützt, und so hatte ich denn bald das schmierige, aber mich vollständig unkenntlich machende Ding vor dem Gesicht. Die Chinesen waren nun befriedigt, weil mich nach ihrer Ansicht jetzt niemand mehr für einen Europäer halten könnte. In der Tat dürfte es schwer gewesen sein, aus meinem Äußeren einen Schluß auf meine Abkunft zu ziehen. Immerhin glaube ich, daß ich eher den Eindruck eines Räubers machte als den eines ehrwürdigen augenleidenden Chodschas.

Gegen 9 Uhr vormittags mochten wir die 6 m hohe Steilterrasse erreicht haben. Hier wollten wir das Ergebnis der Verhandlungen abwarten und währenddessen talabwärts erkunden, die müden Yaks ab-

*) Eine solche Yakbrille hat Ähnlichkeit mit einer chinesischen großen Hornbrille, nur ist statt des Hornes ein steifes Tuch verwendet und statt der Gläser siebartig gelegte Yakhaare, die das grelle Licht der] Schneeflächen oder der von der Sonne beschienenen Sandflächen mildern sollen. Der Zweck wird auch vollständig erreicht, und ich halte diese Yakbrillen sogar für zweckmäßiger als die Glasbrillen, weil sie nicht nur unzerstörbar sind, sondern weil sie an den Augenhöhlen anliegen und seitlich kein Licht hereinfallen lassen. Sie sehen wie schwarze Scheuleder aus und werden um den Kopf gebunden.

ſatteln, den Kiſten die noch darin befindlichen wichtigeren Gegenſtände entnehmen und dieſe ſowie ſämtliche Zeltbahnen*) auf die Pferde verladen, um für alle Fälle vorbereitet zu ſein.

Bevor ich in der Erzählung fortfahre, iſt eine kurze Geländebeſchreibung nötig.



Denken wir uns ein 300 bis 400 m breites Tal, von beiden Seiten eingeſchloſſen durch ſteil anſteigende, für eine Karawane völlig ungangbare, mehrere hundert Meter hohe Rücken, die das Knába-Tal vom Keſchérrnicha-Paß bis nach Knába in einer ununterbrochenen Linie von 35 km begleiten. Die obere enge Hälfte des Tals, die wir am 30. September durchzogen und heute morgen verlaſſen hatten, bildet den längeren Teil. Der dort noch unanſehnliche Knába-Bach iſt im unteren Teile bereits ein Hindernis nicht nur für Karawanen, ſondern auch für einen einzelnen Reiter.

Dicht beim Warteplatz der Karawane (ſiehe Skizze) wechſelt der Fluß auf kurze Zeit die Talſeiten; er ſpringt bogenförmig nach Oſten herüber, an ſeinem rechten Ufer einen hohen Steilhang laſſend, und beſpült dann auf ungefähr 600 m weit den ſteil abfallenden rechten Tal-

*) Waſſerdichte, 1 qm große Leinentücher, die mit Knöpfen und Knopflöchern verſehen ſind, ſo daß mehrere derartige Tücher zu einem Zelt zuſammengefügt werden können. Sie ſind im Verein mit zuſammenſteckbaren Zeltſtöcken bei der deutſchen Armee im Gebrauch.

hang, an deſſen Fuß ſich auf einem ſchmalen Uferſtreifen der Karawanenweg entlang zieht. (Siehe Enge auf Skizze.)

Auf der anderen Talſeite, auf der der Fluß faſt in ſeinem ganzen übrigen Lauf verbleibt, führt kein Weg. Der Talboden iſt mit Wieſen überdeckt, ebenſo die Hänge, in deren tief eingekerbten Furchen Buſchwerk gedeiht. Des leichteren Verſtändniſſes halber für das nun Nachfolgende ſei noch erwähnt, daß 1 km nördlich von unſerem Standpunkte von Weſten her ein Tälchen einmündet, das anſcheinend als einziges den weſtlichen Talbegrenzungsrücken durchbricht. (Siehe Tälchen T auf Skizze.) 2 km talabwärts, oberhalb der erſten Wohnſtätten Mézans, die ſo angelegt waren, daß ſie das ganze Tal beherrſchen konnten, ſprang von Weſten ein Rücken ins Tal vor, der den Einblick in den Hauptteil Mézans verſperrte. Hinter dieſem Vorſprung ſchien von Weſten wiederum ein Seitental herauszukommen und mit dem Tälchen T in unſerem Rücken in Verbindung zu ſtehen.

Die Lage unſeres Warteplatzes war alſo keineswegs günſtig. Vor uns befand ſich Mézan, das uns den Durchzug wahrſcheinlich verweigern würde; zudem erſchien bei der Geſtaltung Mézans ein gewaltſamer Durchbruch unſerſeits ausgeſchloſſen. An den Flanken hatten wir die unüberſteiglichen Höhen, und hinter uns befand ſich ein langer Engpaß, der uns mit Leichtigkeit hätte verſperrt werden können.

Für eine Einſchließung unſerer Karawane durch die Knába-Soldaten war alſo das Tal wie geſchaffen. Um die erſten darauf abzielenden Verſuche des Gegners ſofort zu erfahren, hatten wir uns nicht nur durch Außenpoſten geſichert, ſondern Dr. Tafel war auch mit dem Unterhäuptling von Wäßerr nach der Talmitte gegangen, von wo er einen beſſeren Einblick in das Knába-Tal gegen Mézan zu hatte. Die Karawane war ganz dicht an den rechten Talhang herangetrieben worden, um durch ihn in unſerer rechten Flanke gedeckt zu ſein. Vor uns hatten wir den Fluß und die Steilterraſſe. Die am meiſten gefährdeten Seiten waren alſo der Rücken und die linke Flanke.

Gleich uns hatte auch der Gegner bereits Vorkehrungen getroffen, um über unser Verhalten auf dem laufenden zu bleiben. Auf den Höhenkämmen sah man Reiterpatrouillen der Knába-Garnison; auch in der Front und im Rücken zeigten sich bald weitere. Auf den gegenüberliegenden steilen Hängen wurden die Schafherden und Yaks der Ngolok talabwärts davongetrieben. Bereits nach kurzem war das ganze Tal, so weit wir sehen konnten, von allem beweglichen Eigentum der Knába-Leute geräumt. Dies bildete jeweils das erste Anzeichen einer offensiven Absicht der Ngolok.

Bald darauf wurden zwei neue Reiter sichtbar. Den einen erkannten wir an seinem blauweißen Wamse, es war Sü, der Ambandolmetsch. Er überbrachte die schlimme Botschaft, daß sämtliche Knába-Soldaten sich bereits auf dem Vormarsch gegen uns befänden und daß sie den Wäßerr-Mann gefangen genommen hätten. Wir machten uns deshalb sofort kampfbereit und verteilten die widerstrebenden Chinesen längs der Steilterrasse, denn von hier aus hatten wir leidlich gutes Schußfeld und konnten die ganze Enge im Süden zwischen dem Knába-Fluß und dem rechten Steilhang seiner ganzen Länge nach bestreichen.

Um unseren Rücken gegen einen Überfall zu decken und das von Westen einmündende Seitental und das obere Haupttal zu beobachten, wurden drei Mann talaufwärts geschickt. Statt aber auf den angewiesenen Plätzen zu verbleiben und sich schußbereit zu halten, warfen sie ihre Waffen auf den Boden und erhoben lebhaften Einspruch gegen die Aufnahme eines Feuergefechtes mit den Knába-Soldaten, die sie auf einmal wieder als ihre Freunde bezeichneten!

Sü und Yang, so mußten wir damals erfahren, war vom Häuptling Medyará gegen Auslieferung der Europäer für sämtliche Chinesen Schonung des Lebens und freier Durchzug durch Knába zugesichert worden. Glücklicherweise hatten wir rechtzeitig von dem Plane des Knába-Häuptlings Kenntnis erhalten, und so gelang es uns unter Aufbietung unserer ganzen Redekraft, die Chinesen zu überzeugen, daß der Vor-

ſchlag nur eine Liſt bedeute, die darin beſtünde, uns in zwei Lager zu ſpalten, um dann jedes einzelne leichter überwältigen zu können.

Von Mézan her näherten ſich wiederum Reiter. Mit dem Feldſtecher erkannten wir unſeren ſchon gefangen geglaubten Wäßerr-Mann in fröhlichſter Laune inmitten anderer Ngolok. Da die Reiterſchar nur wenige Köpfe zählte, ließen wir ſie, die wahrſcheinlich die Chineſen einladen wollte, uns im Stiche zu laſſen, unbehindert näher kommen. Wir waren erſtaunt, als unſer Wäßerr-Unterhäuptling unter den Reitern den Häuptling Medyarú erkannte, und noch mehr erfreut, als wir bemerkten, daß unſer junger Wäßerr-Mann zum Zeichen der glücklichen Löſung ſeines Auftrags und der friedlichen Geſinnung des Knába-Stammes eine Pfeife*) rauchte. Er rief Ta-tſchang zu, daß der Häuptling ſelbſt ihn hierher geleitet habe, um uns perſönlich zu begrüßen und ſich wegen des uns früher entgegengebrachten Mißtrauens zu entſchuldigen.

Strahlenden Antlitzes verkündete der junge Wäßerr-Mann, daß uns der Durchzug durch Knába geſtattet ſei. Durch Sü ließ er mir alsbald nahelegen, dieſem Häuptling und ſeinen Begleitern als Dank für ihre Bemühungen einen Yak auszuhändigen. Der Wäßerr-Mann verſicherte uns, daß dieſes Geſchenk gleichzeitig den Knába-Soldaten zugedacht ſei, die nur ſchweren Herzens ſich entſchloſſen hätten, den Angriff auf uns aufzugeben. Als unſer treuer Führer wiederholte, daß der Häuptling, der ihn hierher begleitet habe, ein wirklich gutes Herz beſäße, weil er als einziger der drei Häuptlinge von Knába für unſere Sache geſprochen und das Gerücht von dem Nahen der Europäer als unwahr bezeichnet habe, erhielt er denn auch den Yak zum Geſchenk.

Der Häuptling trug einen roten Mantel und einen großen Schaffellhut, der mit Gold- und Silberſtickerei verbrämt war, während auf

*) Die Pfeife hatte Ähnlichkeit mit einer chineſiſchen Opiumpfeife; ſie beſtand aus einem 30 cm langen, zwei Finger dicken Bambusſtab, deſſen eines Ende verſchloſſen war und in deſſen anderes Ende der Tabak gelegt wurde. Nahe dem verſchloſſenen Ende des Stabes war ein Loch eingeſchnitten, durch das der Rauchende den Rauch einſog.

dem Hutrande zwei dicke rote Schnüre aufgenäht waren. Über der Schulter hatte er ein reich mit Silber beschlagenes Gabelgewehr, ein wahres Kunstwerk, hängen. Sein Pferd trug wertvolles Zaumzeug. Seine Begleiter unterschieden sich von unseren Wäßerr-Leuten nur durch die Kopfbedeckung, den flachen Schafpelzhut. Ihre Bewaffnung bestand ebenfalls aus Gabelgewehren, Schwertern und Lanzen. Sie waren sämtlich gut beritten.

Ta-tschang und Hau hatten in unserem Namen die Begrüßungszeremonie erledigt; sie mußten uns beim Häuptling entschuldigen und ihm mitteilen, daß wir, durch die lange Reise ermüdet, uns bereits seitlich der Karawane zur Ruhe begeben hätten. In Wirklichkeit hielten wir uns beim Gepäck und den Pferden auf, um den prüfenden Blicken Medyarás zu entgehen. Schon glaubten wir vor seinen Späherblicken sicher zu sein, als er uns plötzlich entdeckt zu haben schien, denn er ritt zu uns heran und musterte uns vom Kopf bis zu den Füßen. Trotzdem er in mir den gesuchten Europäer erkannt haben mußte, ließ er sich nichts merken, er sah im Gegenteil völlig zufrieden und durchaus nicht überrascht aus; er lud uns sogar ein, den Vormarsch nach Knába zu beschleunigen, damit wir noch vor Anbruch der Dunkelheit seine Ansiedlung erreichten und uns noch bei Tageslicht ein gutes Quartier auswählen könnten. In übergroßer Liebenswürdigkeit erbot er sich sogar, uns den Weg dorthin zu weisen, um uns mit seiner Person gegen Unfreundlichkeiten von seiten seiner immer noch erregten Untertanen zu schützen.

Da ich aber dem Häuptling vom ersten Augenblick an nicht traute, ließ ich ihn bitten, mit seiner Bedeckung und dem Ambandolmetsch, Yang und dem jungen Wäßerr-Mann vorerst langsam voraus zu reiten, während wir mit der Karawane, die ja noch nicht marschbereit sei, so schnell wie möglich nachfolgen wollten.

Im stillen freute sich der Häuptling wohl schon, daß ihm sein tückischer Plan gelungen sei, denn er ging auf den Vorschlag ein. Nachdem ich meinen Leuten, die mit ihm abzogen, noch einmal Vorsicht ein-

geschärft hatte, stiegen sie die Steilterrasse hinab und betraten die Enge entlang dem Knâba-Flusse.

Der jüngere Wâßerr-Mann trieb den Medyarû geschenkten Yak vor sich her; der treue Kerl schien überglücklich in dem Glauben, daß es ihm nun tatsächlich geglückt sei, den Auftrag seines Häuptlings Rienné zu erfüllen und uns dem Knâba-Stamm günstig empfohlen zu haben. Sein älterer Stammesbruder war offenbar weniger vertrauensselig, denn er hatte Yang vor dem Abritt noch unauffällig zur Vorsicht ermahnt.

Der Reitertrupp kam langsam vorwärts; als er das jenseitige Ende des Engpasses erreicht hatte, hielt er plötzlich und der Knâba-Häuptling mit seinen Vertrauten trennte sich von ihm und ritt gegen Mézan weiter. Da wir glaubten, daß dies eine Abmachung der Knâba-Leute mit den von uns vorausgesandten sei, sahen wir darin nichts Außergewöhnliches. Als aber unsere vorgeschickte Spitze sonderbarerweise längere Zeit vor dem Bergvorsprung, der von rechts hereinreichte und von wo sie durchaus keine Aussicht auf Mézan haben konnte, stehen blieb, begannen wir argwöhnisch zu werden. Schon wollten wir uns mit der Spitze in Verbindung setzen und sie zurückrufen, als sie endlich ihren Marsch in ruhiger Gangart fortsetzte.

Nachdem auch in unserem Rücken keine verdächtigen Anzeichen auf einen Überfall deuteten, gab ich für die Karawane das Zeichen zum Vormarsch. Zwei Mann erhielten den Auftrag, an der Terrasse so lange stehen zu bleiben und den Schutz nach talaufwärts zu übernehmen, bis die Karawane das nördliche Ende der Enge passiert hätte.

Ich stand am äußersten Ende der Terrasse und leitete den Abmarsch, als ich plötzlich hinter dem vorspringenden Rücken gegen unsere Spitze etwa 150 Reiter von Mézan her anreiten sah, die vorläufig noch durch jenen Rücken der Sicht unserer Reiter entzogen sein mußten. Diese setzte daher ahnungslos ihren Vormarsch fort und wurde in dem Augenblick, als sie den Bergvorsprung umreiten wollte, von den Reitern angegriffen. Unter wildem Geschrei, ihre Gewehre, Lanzen und Säbel schwingend, stürzten sich die Knâba-Soldaten auf unsere erschreckten

Reiter, die raſch Kehrt machten und, angelehnt an den weſtlichen Talhang, ſich eiligſt in Richtung auf die Enge zurückzogen, in der Hoffnung, daß wir die nachdrängenden Reiter durch Feuer von der weiteren Verfolgung abhalten würden. (Siehe Bild 56.) Die Tibeter ſchienen aber auch dieſe Abſicht erkannt zu haben, denn ihre Hauptmaſſe ſtellte, als ſie ſahen, daß meine Chineſen früher als ſie das Ende der Enge erreichen konnten, die weitere Verfolgung ein und überließen ſie zwölf Reitern. Dieſen gelang es auch, unſere Chineſen einzuholen. Anſtatt aber von ihren Schwertern und Lanzen Gebrauch zu machen, hielten ſie mit einem Ruck ihre Pferde an, ſtützten die Gabeln ihrer Gewehre auf den Hals ihrer Pferde und gaben Salven auf meine zurückgehende Spitze ab. Die Salven folgten ſo raſch und gleichmäßig aufeinander, wie es nur bei modernen*) Gewehren der Fall iſt.

Erfreulicherweiſe erzielten die tibetiſchen Schützen keine Wirkung. Als ſie merkten, daß unſere Spitze, die inzwiſchen einen größeren Vorſprung erreicht hatte, zu entkommen drohte, nahmen die Reiter die Verfolgung wieder auf, doch gelang es ihnen nicht mehr, unſere Leute am Durchſchreiten der Enge zu hindern.

Da die vereinte Kavalleriemaſſe von Knäba ſich anſchickte, gegen uns vorzuſtoßen, hatte ich den Befehl gegeben, die Karawane wieder an den alten Platz hinter die Steilterraſſe zurückzutreiben und die Schützen längs dieſer zu verteilen. Unſere Stellung hier am Hang der Terraſſe war, ſolange wir den Rücken frei hatten, leidlich gut zu verteidigen, und ein Angriff der Reiterſchar hätte von hier aus abgeſchlagen werden können.

So war denn die freundliche Haltung des Knäba-Häuptlings, der uns ſeine Führerdienſte angeboten hatte, nur eine Kriegsliſt ge-

*) Die chineſiſchen Soldaten an der tibetiſchen Grenze ſind vielfach mit den deutſchen Gewehren M 74 ausgerüſtet, an denen ſie Gabeln befeſtigt haben. Da die Chineſen gerade in dieſem Teil Tibets häufig durch die tibetiſchen Grenzgarniſonen überrumpelt werden, ſo iſt es leicht möglich, daß moderne Mehrlader dabei erbeutet worden ſind.

The Battle of Crécy

weſen. Wir ſollten nach jener natürlichen Falle jenſeit der Enge und des vorſpringenden Rückens gelockt werden, wo wir dann durch einen überraſchenden Reiterangriff leicht hätten gefangen genommen werden können. Zum Glück hatte unſere vorausgeſandte Spitze die Karawane gerade noch rechtzeitig auf die große Gefahr aufmerkſam gemacht.

Mit ſchweißtriefenden Pferden und erhitzten Köpfen trafen unſer Wäßerr-Mann, Yang und Sü wieder bei der Karawane ein. Beide Chineſen waren heil davongekommen, nur der treue Tibeter, der in ſeinem Pflichtgefühl den Yak, den er mit ſeiner Lanze vor ſich her trieb, nicht in die Hände der Knäba-Leute hatte fallen laſſen wollen und dadurch zurückgeblieben war, hatte bei dem Angriff einen Lanzenſtich in den Rücken erhalten. (Siehe Bild 56.)

Zum Glück wurde die Wucht des Stoßes durch den dicken Schafpelzmantel gemildert. Immerhin war die Verwundung ganz anſehnlich und ſchmerzhaft. Der gute Kerl hatte ſich alſo wirklich unſerthalben oder vielleicht auch der Yakkuh halber verwunden laſſen und ſich der Gefahr ausgeſetzt, in Gefangenſchaft zu geraten.

Unter Schmähruſen auf ihn und Verwünſchungen auf den Häuptling Rienné hatten ihn noch einige Reiter weiter verfolgt, waren aber beim Anblick unſerer Kampfſtellung auf der Terraſſe umgekehrt.

Ich hatte beabſichtigt, zunächſt den Angriff der Reiter abzuwarten und mich dann mit der Karawane hinter das von Weſten ausmündende Seitental T zurückzuziehen, in der Annahme, daß ein Teil der Reiter von hier aus noch einen weiteren Angriff in meinen Rücken verſuchen würde. Da ereigneten ſich zwei Dinge, die unſere ganze Stellung längs der Steilterraſſe mit einem Schlage unhaltbar machten.

Die Reitermaſſen rückten von neuem gegen uns an, und, was noch ſchlimmer war, auf beiden Seiten des Knäba-Fluſſes erſchienen von Mézan her Schützenſchwärme, die ſich auf uns zu bewegten. Damit noch nicht genug, auch in unſerem Rücken tauchte eine große dunkle Maſſe auf, die vom oberen Knäba-Tale her zu kommen ſchien.

So waren denn beide Talöffnungen für uns versperrt. Die Absicht des Gegners war leicht erkennbar; er wollte uns durch die von Norden heranrückende Reitermasse von dem steilen Hang hinunterwerfen, während uns die im Süden näher gekommene Infanterie beschießen sollte. Ich gab deshalb unseren Schützen den Befehl, sich im Kreise um unsere an den Hang herangetriebenen Tiere aufzustellen. Wir machten uns auf einen verzweifelten Kampf gefaßt, da die Übermacht des Gegners erdrückend und auf eine Unterstützung durch die Chinesen nicht zu rechnen war.

Man darf nicht vergessen, daß wir Chinesen, nicht etwa disziplinierte, ergebene europäische Soldaten bei uns hatten, die im Augenblicke der Gefahr den Kopf hoch behalten und den Befehlen Folge leisten. Meine Leute benahmen sich vielmehr wie Tobsüchtige. Sie schrieen und lärmten, als sei dies das einzige Mittel, mit dem sie die nahende Gefahr beschwören könnten. Gegen die Anordnungen Dr. Tafels, die Terrasse besetzt zu halten, sträubten sie sich, und auch mir war es unmöglich, Leute auf der Nordseite als Schützen vor die Karawane zu verteilen. Hau drohte mit erhobener Hand und schrie, daß mich die Schuld träfe, wenn jetzt alle ihr Leben lassen müßten. Tschi-fu und Tschang und der alte Ma-fu Lau-li wälzten sich im Grase und schlugen in ihrer Todesangst mit Händen und Füßen um sich. Auch Sü überhäufte mich mit Vorwürfen und suchte die Schuld auf mich abzuwälzen, obwohl doch er selbst infolge seines Eigensinns und Besserwissens uns in diese unangenehme Lage gebracht hatte. Die Ma-fus, die keine Waffen hatten, rissen in ihrer Angst die Zeltstöcke aus dem Gepäck heraus, trugen Steine an den Hang der Terrasse und rauften sich gegenseitig um den Besitz der übrigen Waffen.

An eine einheitliche Feuerleitung oder überhaupt an eine Führung war unter solchen Umständen nicht zu denken. Je näher die beiden Abteilungen ober- und unterhalb im Tale heranrückten, umsomehr steigerte sich die Unordnung und um so verzweifelter wurde das Benehmen meiner Chinesen. Ta-tschang heulte wie ein Schloßhund, und die Soldaten riefen

uns zu, daß uns „weißen Teufeln“ im Falle eines Sturmes der Knába-Soldaten gegen unſere Stellung der erſte Schuß von ihrer eigenen Hand zugedacht ſei. Während das Verhalten der erbitterten Geſellſchaft immer drohender wurde und Hau und Ta-tſchang ſich bereits weigerten, Befehle zu überſetzen, war die dunkle Maſſe von Norden her bis auf einige hundert Meter an unſere Stellung herangekommen. Zum Glück entpuppte ſich die vermeintliche Reitermaſſe als eine große Yakkarawane. Die Knába-Leute hatten dieſe liſtigerweiſe abgeſchickt, um uns möglichſt lange zum Verbleiben auf der Steilterraſſe zu veranlaſſen und für ihre Soldaten Zeit zu gewinnen, die Enge im oberen Knába-Tale unterdeſſen zu ſperren.

Wir ließen die Yakkarawane ungeſtört näher kommen und paſſieren. In zwei den Eskadronskolonnen ähnlichen Abteilungen wurde dieſe eigentümliche Yakherde getrieben. Jede Abteilung beſtand aus drei Zügen, deren jeder eingliedrig war und 25 Yaks zählte. Die Züge marſchierten hintereinander mit zehn Schritten Abſtand in guter Ordnung. Jeder Yak hatte einen kleinen mit Salz gefüllten Sack auf dem Rücken, um ſo der Karawane einen unſchuldigen Anſtrich zu geben. Vor der Mitte jedes Zuges ritt ſein Führer, und am rechten Flügel des vorderſten Zuges jeder Kolonne befand ſich ein Reiter, der eine feſtſtehende ſchwarze Standarte mit einer weißen Scheibe in der Mitte trug.

Stumm und geräuſchlos, wie ſie gekommen, verzog ſich die Karawane talabwärts in die Enge hinein. Ihre Begleiter hatten ſich geſtellt, als ob ſie uns überhaupt nicht ſähen, und auch unſere Fragen nach der Wegſamkeit der Umgegend und der Marſchzeit nach Sung-p'an-t'ing unbeantwortet gelaſſen.

Auch die Schützen im Süden waren unterdeſſen bereits auf 900 m herangekommen. In unſerem Rücken und in unſerer Flanke mehrten ſich die Reitertrupps.

Sollte ich das Näherkommen der feindlichen Schützen abwarten, ſollte ich hier an dieſem ungünſtigen Platz den Kampf mit dem mächtigen Knába-Stamm beginnen? Sollte ich mich durch das Benehmen

des Gegners wirklich so lange hinhalten lassen, bis er mir auch das nördliche Talende in meinem Rücken versperrt und seine ganze Macht beisammen haben würde?

Die tadellose Ausführung des Angriffs ließ auf eine planmäßige taktische Ausbildung dieser Knâba-Soldaten schließen, und es schien nicht ratsam, mit unserer disziplinlosen Horde in Richtung auf Mézan vorzugehen. Zudem hätten wir bei dieser Gelegenheit wiederum die Falle passieren müssen, der unsere Spitze wie durch ein Wunder entgangen war.

Der ältere Wâßerr-Häuptling, der seit der Verwundung seines Freundes alle Hoffnungen auf eine gütliche Auseinandersetzung mit dem Knâba-Stamm aufgegeben hatte, riet uns außerdem dringend ab, den Durchmarsch durch Mézan zu erzwingen, weil die Knâba-Soldaten darauf eingedrillt wären, Karawanen in diesem Tale abzufangen.

Mit genügend Munition und Proviant, mit einer geschulten Truppe und bei Kenntnis des umliegenden Geländes hätte ich mich keinen Augenblick besonnen, den Kampf aufzunehmen. Aber so, wie hier die Sache lag, hätte ich dadurch uns, die Chinesen und das ganze wissenschaftliche Material nur nutzlos geopfert. Mir schien vielmehr die einzige Rettung in einem schleunigen Rückzug zu liegen, um die Enge im Rücken noch vor Schließung durch die Knâba-Soldaten zu passieren und das Gebiet der Wasserscheide von Keschérrnicha zu erreichen. Dort, im offenen Gelände, wollte ich dann, wenn die Ngolok nachdrängten, den Entscheidungskampf aufnehmen und hernach einen Knâba umgehenden Weg ausfindig machen. Dieser Entschluß versprach aber *nur Erfolg, wenn wir so schnell als möglich das nördliche Ende des Engpasses erreichten.*

Da die schwerfällige Bagage und die langsamen, sehr ermüdeten Yaks uns hierbei hinderlich sein mußten, so beschloß ich, sie dem Schutze der beiden Wâßerr-Leute zu überlassen und mit den Pferden und den mir anvertrauten Menschen unverzüglich talaufwärts abzureiten. Den beiden Wâßerr-Leuten, die uns schwerlich mit der Yakkarawane hätten folgen können, ließ ich sagen, daß ich die Karawane, wenn sie nicht mehr

in meinen Beſitz gelangen könnte, meinem Freunde, ihrem Häuptling Rienné, vermache, und daß ich es ihrer Geſchicklichkeit überließe, ſie ihm zuzuführen. Als Belohnung für ihre treue Dienſtleiſtung ſollte ein Teil der Ausrüſtung und der Tiere ihnen ſelbſt zufallen. Die Leute waren darüber ſehr erfreut und ließen mir verſichern, daß ſie trotz meiner verlockenden Verſprechungen vorläufig mit allen Mitteln beſtrebt ſeien würden, die Karawane für mich zu retten.*)

Als die Chineſen von meinem Entſchluß hörten, die Yakkarawane preiszugeben, begannen ſie in ihrer Habſucht zu jammern; ich glaube, ſie hätten ſich lieber in Gefangenſchaft begeben, als ſich freiwillig von dieſen Dingen getrennt. So kam es auch, daß ſie beſchloſſen, ſich von mir loszuſagen, um ſelbſt die Verteidigung der Expeditionsausrüſtung und der Yaks zu verſuchen. Es wäre vielleicht nicht ſchlecht geweſen, ihren Vorſchlag anzunehmen, weil ſie auf dieſe Weiſe die Aufmerkſamkeit der Knäba-Soldaten ganz auf ſich gezogen und uns die Möglichkeit verſchafft hätten, unbemerkt den Durchmarſch durch die Enge talaufwärts zu bewerkſtelligen. Da ich aber meine Chineſen kannte und nur zu gut wußte, daß dieſer Plan in Wirklichkeit etwas ganz anderes bezweckte, ſuchte ich die Ausführung zu verhindern.

Es war für uns eine der ſchwierigſten Aufgaben auf der Expedition, die rebelliſche Horde von den Yaks und den Kiſten zu trennen und ſie mit den ſämtlichen Pferden zum Marſche nach Norden zu zwingen. Nur mit der Schußwaffe in der Hand gelang es.

Als die letzten Chineſen die Steilterraſſe verließen, machten ſich die Schützenſchwärme der Tibeter daran, den hier quer durch das Tal ſich ziehenden Knäba-Fluß zu überſchreiten, die Reiterei dagegen hatte den Vormarſch in der Talenge fortgeſetzt. Eine Zeitlang konnte uns die Yakkolonne mit den Kiſten, einem Teil der Proviantſäcke, den Zelten, den größeren Inſtrumenten und der übrigen Bagage folgen, doch dann

*) Über das weitere Schickſal der beiden Wäſſerr-Leute und der Yakkarawane erhielt ich erſt nach meiner Rückkehr nach Deutſchland durch den amerikaniſchen Miſſionar Thompſon Nachricht. (Vgl. S. 386/87.)

blieb sie zusehends zurück; die Tiere waren durch die starken Märsche seit Korgan derart erschöpft, daß es unmöglich erschien, noch heute das Nordende der Enge zu erreichen.

23 zum Teil übermüdete Pferde umfaßte unser Trupp. Drei davon trugen Proviant für neun Tage, Tsamba, Kandiszucker und einige Konserven, drei weitere waren mit der geologischen Ausbeute, den in Öltuch verpackten photographischen Aufnahmen, einigen Instrumenten und den Sammlungen beladen.

Unter mannigfachen Schwierigkeiten, die sich durch das trotzige Verhalten der Chinesen ergaben, gelangten wir zu der oberen Talhälfte, dorthin, wo sich das Tal defileeartig verengt.

Zum Glück waren wir dem Gegner zuvorgekommen, er hatte die Besetzung der die Enge begrenzenden Terrassen noch nicht vollendet.

Unter steter Gefahr, von den vom Tal aus unersteigbaren Hängen beschossen zu werden, durchzogen wir die 20 km lange Enge. Als wir am späten Nachmittage das Nordende unversehrt verließen, überkam mich ein hohes Gefühl der Befriedigung, wußte ich uns doch jetzt *vor dem Schlimmsten geborgen und die Chinesen wieder in meiner Hand*.

Die letzten Warnungen der Wäßerr-Leute vor den Knába-Leuten schienen doch auf sie nachgewirkt zu haben, umsomehr, als sie jetzt, nachdem wir das linke Steilufer des schachtartig tief eingekerbten Knába-Flusses erstiegen hatten, einen Teil der von den Tibetern mittlerweile besetzten Enge übersehen konnten. Die Chinesen versicherten mir, nachdem sie sich wieder in Sicherheit glaubten, daß sie froh wären, sich nicht in einen abenteuerlichen Kampf eingelassen zu haben.

Unseren Pferden tat eine Rast dringend not, und so bogen wir nach einem kurzen Marsch nordwärts in ein mit Buschwerk reich verkleidetes Seitentälchen ein. An einer klaren Quelle sollte bis zum Einbruch der Dämmerung geruht werden. Unter der Sicherung eines Postens, der auch nach der Yakkarawane Ausschau halten sollte, kochten die voll-

ständig gebrochenen und halb verhungerten Leute hier ab. Es gab Tee und Tsamba. Ich war entschlossen, die Yakkarawane, falls sie bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht in Sicht gekommen sein sollte, aufzugeben und die Nacht dazu zu benutzen, unsere Spur vor den Verfolgern durch einen Nachtmarsch in Nordrichtung zu verwischen. Mit meiner Schar wollte ich nach einem nächtlichen Ritt von etwa 30 km, dem Rate der Wäßerr-Leute folgend, zum Kamm der Höhenrücken ansteigen und dort den Rest der Nacht verbringen.

In Nordrichtung wollte ich vorstoßen, weil ich in Kórgan gehört hatte, daß von Wäßerr aus ein Weg*) über Tschicháma, eine große Zeltstadt, nach Kánserr führen sollte. Ich hoffte, durch diese nächtliche Wanderung nach Norden an ein westöstlich streichendes Tal zu gelangen, in dem ich den Weg Wäßerr—Kánserr vermutete.

Dieser Plan war, da er auf nur unzuverlässige Angaben hin gefaßt war, gewiß sehr gewagt, denn unsere Wäßerr-Leute hatten behauptet, daß Knába überhaupt nicht zu umgehen sei, und außerdem hätten wir bei diesem Nordmarsch direkt auf die Ansiedlung Tschicháma stoßen können, deren Einwohner natürlich bereits von dem Knába-Stamm über den Anmarsch einer europäischen Reiterkolonne in Kenntnis gesetzt sein mußten. Trotzalledem bestand ich auf der Durchführung dieses Nordmarsches, denn bei der vollständigen Unkenntnis des Geländes und meiner Absicht, auf jeden Fall nach Sung-p'an-t'ing durchzustoßen, mußte ich eben diejenige Vormarschrichtung nach Osten wählen, die mir, wenn auch nur ganz oberflächlich, angedeutet worden war.

Nach den Angaben unserer tibetischen Freunde erforderte die Zurücklegung der Strecke Mézan—Sung-p'an-t'ing 7 Tage zu je 80 km. Die

*) In Kánserr gabelt sich dieser Weg, der eine führt über Labrang durch das Gebiet der Salaren nach Quetü, der andere nach Sung-p'an-t'ing.

beabsichtigte Umgehung schätzte ich deshalb auf 600 km ein, eine Wegestrecke, die etwa der Entfernung Berlin—Lindau entspricht. Auf frischen Pferden wäre es gewiß möglich gewesen, diese Strecke in neun Tagen zurückzulegen, doch da wir nur über ganz abgebrauchtes Pferdematerial verfügten, bestand wenig Hoffnung, daß der neuntägige Proviant für eine so große Strecke ausreichen würde. Sollte es aber trotzdem glücken, den Weg, der von Kánserr nach Sung-p'an-t'ing geht, aufzufinden und Tschicháma unbehelligt zu passieren, so gestaltete sich unsere Zukunft weit hoffnungsreicher, und die Aussicht auf eine glückliche Rettung und auf eine volle Durchführung meines Planes wäre dann wesentlich gestiegen.

Weißlicher Qualm, der von unserem mit nassem Holz unterhaltenen Lagerfeuer aufstieg, verriet unseren Lagerplatz weithin, und gewiß hatten ihn die Reiterpatrouillen, die auf den Höhenrücken längs des Knába-Tales wie Ameisen herumkrabbelten, bereits wahrgenommen.

Die Dämmerung war angebrochen, von unseren Yaks war nichts zu sehen; so wurden denn die Feuer gelöscht und der Messingtopf, den wir zur Zubereitung des Essens mitgenommen hatten, und das übrige geringe Gepäck auf die Pferde gepackt. Diese sahen recht erbärmlich aus, und ich hegte wenig Hoffnung auf ein Gelingen des uns bevorstehenden Gewaltmarsches.

Lautlos hatten wir unseren Posten eingezogen, die Pferde bestiegen und uns nordwärts in Marsch gesetzt. Bald erreichten wir den Ságltschü, an dessen Ufer wir die Nacht vom 29. zum 30. September verbracht hatten.

Die Dunkelheit nahm stetig zu. Der Marsch gestaltete sich immer schwieriger. Als Orientierungspunkt diente uns der Polarstern. Gleich einer Gespensterkolonne bewegte sich unsere Reiterschar vorwärts. Das Sprechen war verboten, um uns den Verfolgern nicht zu verraten.

Ringsum herrschte Ruhe, nur zeitweise erklang das Murmeln und Rauschen der Wasser des Ságltschü oder das Wiehern oder Schnauben eines Pferdes. Wir ritten abwechselnd Schritt und Trab. Bald ging

es auf weichem Raſenboden faſt lautlos dahin, bald ſchlugen die Hufe hart auf Geſtein.

Die Dunkelheit hatte bereits ſo zugenommen, daß wir kaum noch die Ohren unſerer Pferde erkennen konnten. Um den Verfolgern die Möglichkeit zu rauben, die Anzahl unſerer Pferde an den Spuren zu erkennen, ritten wir hintereinander. Wenn ein Pferd ſtürzte, oder wenn es ſeinen Vordermann in der Dunkelheit verloren hatte, riß die Kette und beide Teile mußten ſich erſt wieder durch leiſe Pfiffe verſtändigen und Anſchluß ſuchen. Bäche und Schluchten wurden durchſchritten, dann wieder breite Sümpfe umgangen, zuweilen ertönte das Geräuſch eines Falles von der Spitze her, die vorderſten Reiter ſtockten und der Reſt prallte aufeinander — der erſte war ahnungslos in einen Moraſt geritten. Minuten vergingen, bis wir Reiter und Pferd wieder auf trockenem Boden hatten, erſt nach einer erneuten zeitraubenden Umgehung konnten wir unſere alte Marſchrichtung aufnehmen.

Endlich traten die Höhenrücken weiter auseinander, und gegen Mitternacht eröffnete ſich von rechts ein 200 m breites Tal mit dem ſtarken Känſerr-Fluß, der ſich nach Nordweſt in den Sägltſchü ergoß. Wir durchſchwammen den erſten, zogen uns dann auf ſeinem rechten Ufer talaufwärts und begannen wenige Kilometer oberhalb in einem kleinen ſchluchtartigen Tälchen, um die Pferde zu ſchonen, zu Fuß den Anſtieg auf einen ungefähr 500 m hohen, mit Raſen überdeckten, maſſigen Rücken, um auf ſeinem Kamm die Nacht zu verbringen.

Mit einem Male wurde es merklich heller; der Mond mußte in Bälde aufgehen. Unſere Geſtalten warfen bereits lange Schatten, und es war alſo höchſte Zeit, unſer Verſteck für die Nacht aufzuſuchen. Der Aufſtieg konnte nur langſam erfolgen, da die müden Pferde alle paar Schritte ſtehen bleiben mußten, um neue Kräfte zu ſammeln.

Ich war der Kolonne vorausgeſtiegen und wies die vereinzelt mit ihren puſtenden Pferden eintreffenden Chineſen nach einem für die Nacht geeigneten Lagerplatz, einer ſchrägen Halde, die das verräteriſche Licht des Mondes nicht erreichen konnte. Menſch und Tier brachen, dort ange-

langt, kraftlos und erschöpft zusammen; niemand dachte mehr an Sicherung. Auch vom Absatteln war keine Rede mehr, die Chinesen hatten nur, um zu verhindern, daß ihre Pferde bei einem Alarm davonliefen, diese mit einem Strick, der vom Halfter ausging, an einem ihrer Beine festgefunden. Ta-tschang und die Soldaten wollten in ihrer Kurzsichtigkeit und Dummheit ein Feuer machen, nicht um Tee zu kochen, sondern um ihre beim Flußübergang naß gewordenen Kleider zu trocknen und die erstarrten Glieder zu wärmen. Da durch ein Lagerfeuer unsere Spur den Knába-Soldaten verraten worden wäre, blieb ihr Wunsch unerfüllt; drohend und fluchend hüllten sie sich in ihre Mäntel und Zeltbahnen und legten sich dann neben ihren Pferden zur Ruhe.

Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über uns, und das Mondeslicht ließ uns jetzt die Gestaltung des Geländes und der Umgegend deutlich erkennen. Wir befanden uns auf einem zu einem mächtigen Höhenmassiv gehörigen Rücken, der sich nach Ost zu fortsetzte und von den Knába-Bergen nur durch den Kánserr-Fluß getrennt war. Am Nordfuße öffnete sich ein breites Tal, das sich ebenfalls nach Ost zu fortsetzte und im Nordwesten in das Ságltschü-Tal einmündete. Im Süden lag das schmale Tal, von dem aus wir den Anstieg auf unseren nächtlichen Lagerplatz angetreten hatten. Sämtliche Täler waren von gleich hohen steilgeböschten Rücken eingefaßt. So weit das Auge sehen konnte, herrschte das eintönig wirkende gleichförmige Hügelgelände vor, ähnlich, wie wir es schon am Matschu angetroffen hatten. Nur gab ihm der Schein des Mondes eine noch viel plastischere Wirkung, und sein fahles Licht ließ die Höhen, Kämme und Hänge wie mit Schnee überdeckt erscheinen; die Flüsse in den Tälern glänzten und schimmerten, als bestünden sie aus flüssigem Metall. Ein eisiger Wind strich über die Höhen um diese mitternächtliche Stunde.

Mehr einem Kampfplatz als einer Lagerstelle glich die Halde mit den wie leblos herumliegenden Menschen und Tieren; zeitweise drangen ein Stöhnen oder das laute Schütteln eines Frierenden an mein Ohr oder Rufe und Redensarten, welche die aufgeregten Chinesen im Schlafe

hervorſtießen. Ta-tſchang hielt einen langen Monolog auf tibetiſch und Tſchï-fu ſchluchzte herzzerreißend im Traume, während Hau wie ein Irrer oft laut auflachte. (Siehe Bild 57.)

Ich hatte ſeit Verlaſſen des Knaba-Tales, um behender zu ſein, wieder meine Bergſchuhe angezogen und ſaß, in einen Pelzmantel Jans gehüllt, unbeweglich auf dem Höhenkamm. Mich ließ das Gefühl der Verantwortung nicht ruhen. Ich hielt die ganze Nacht Wacht und Kriegsrat mit mir ſelbſt. Noch einmal ließ ich die Ereigniſſe der letzten Woche an mir vorübergleiten und unterzog meinen bereits am Abend vorher gefaßten Beſchluß, auf jeden Fall nach Sung-p'an-t'ing durchzuſtoßen, nochmals einer eingehenden Prüfung. Ab und zu horchte ich in die Ferne hinaus und beobachtete die umliegenden Rücken und Geländefalten, dann zog ich mich wieder in den Schatten zurück und ſchlug die frierenden Hände zuſammen, ſtampfte mit den Füßen, leiſe vor Schmerz wimmernd.

Doch, war das nicht eben einer jener bekannten Pfiffe, die wir von den Ngolok ſchon ſo oft zu hören bekommen hatten?

Im Nu hatte ich mich auf den Boden geworfen und lauſchte geſpannt nach der Richtung hin, woher ich den Pfiff zu hören geglaubt hatte.

Richtig, jetzt ertönt er wieder! Diesmal kam der Laut zweifelsohne von dem Tälchen zu unſeren Füßen im Norden. Zwei weitere Pfiffe antworten nach wenigen Sekunden von Nordweſt her vom Tale des Sägitſchü.

Wirklich, dort unten bewegen ſich drei Reiter am Ufer entlang nach Süden zu. Deutlich ſind ſie an den langen Schatten, die ſie werfen, zu verfolgen. Und flußoberhalb folgt eine größere Reitermaſſe.

Haben die Knaba-Soldaten wohl unſere Spur entdeckt oder ſuchen ſie noch nach unſerem Lagerplatz in den Tälern? Eine aufregende Viertelſtunde vergeht, ohne daß ſich die verdächtigen Zeichen wiederholen. Die Reiter ſind verſchwunden. Mit dem eiskalten Gewehr in der Hand liege ich, vor Froſt halb erſtarrt, im Schatten eines Felſens am Kamm und ſpähe, daß mir die Augen tränen.

Die Ngolok haben unſere Spur anſcheinend verloren und ich beginne, mir allmählich ſelbſt Troſt zuzuſprechen. Gerade will ich mich wieder aufrichten und meine ſteifen Glieder aufrütteln, als der Wind drei neue ſchrille, langanhaltende Pfiffe von dem nahen Fluß im Norden heraufträgt. Jetzt haben dieſe Teufel zweifellos unſere Fährte entdeckt! Ich rufe halblaut Hau und Ta-tſchang, ich rufe alle Namen der Reihe nach, keine Antwort. Alles liegt im feſten Schlaf. Ich rüttele den mir zunächſt Liegenden: auch keine Antwort, kein Lebenszeichen. Erſt, als ich den Schlafenden unſanft in die Seite ſtoße, meldet er ſich durch ärgerliches Brummen und Puſten. Aber zum Aufſtehen kann ich auch ihn nicht veranlaſſen, ſelbſt nicht, als ich dem halb Träumenden zuflüſtere, daß wir in kurzem angegriffen würden; er ſchüttelt nur mißmutig ſein müdes Haupt, legt ſich auf die andere Seite und — ſchläft weiter! Ähnlich geht es mir auch bei den anderen. Als alles nichts hilft, trage ich ſchließlich ſelbſt der Vorſicht halber ſämtliche Waffen nach meinem Beobachtungsplatz, um unnötigen Lärm zu vermeiden, und nehme mir vor, beim erſten Anzeichen eines Angriffs Feuer zu geben. Dann würden die Schläfer ſchon munter werden!

Minuten, Stunden vergingen, ohne daß das Befürchtete eintraf. So hatten denn die Späher von Knába entweder unſere Fährte noch nicht entdeckt, oder aber ſie hatten ſie gefunden und waren ſofort nach Mézan zurückgeeilt, um dort Meldung zu machen und die Maſſe der Reiter herbeizuholen. Auf jeden Fall war es ratſam, ſobald als möglich unſeren Platz zu verlaſſen und den Vormarſch in dem nach Oſt ſtreichenden Tale anzutreten. Als Yang und Lau-li, die durch ihre unruhig gewordenen Pferde eine Strecke am Hang hinabgeſchleift worden waren, erwachten, benutzte ich dieſe Gelegenheit, um mit ihrer Hilfe auch die übrigen Schläfer zu wecken.

Es mochte gegen vier Uhr morgens geweſen ſein, als die Kolonne den Marſch nach Oſten am Kamm entlang antrat. Allmählich begann der Tag zu grauen, und zwiſchen Tal und Höhenkamm hatte ſich eine dichte Nebelſchicht gelagert, die meiner Abſicht, unbeobachtet zu bleiben,

entgegenkam. Später ſtiegen wir in einer ſteilen Rinne in das breite, ſumpfige, nach Oſten ſtreichende Tal ab, in dem ein neuer klarer Bach dem Känſerr-Fluß zuſtrömte.

Die nördlichen Talhänge verliefen weich und flach in die Talebene, und kurze, aber breite, ebenfalls vollſtändig moraſtige Seitentälchen lagerten ſich dort ein. Mit unſeren müden Pferden hatten wir in dieſer außerordentlich ſchlecht gangbaren Talebene wenig Ausſicht, Knäba in einem Gewaltmarſche zu umgehen. Unter ſtändigen Unterbrechungen, die durch Einſinken eines Pferdes oder durch Erkundung feſterer Wieſenflächen hervorgerufen wurden, marſchierten wir die erſten Stunden auf der ſüdlichen Talſeite, wo ſich weite Schilfwälder entlang zogen, ſetzten dann über den Fluß und hielten nach einem beſchwerlichen mehrſtündigen Marſche in einem der ſumpfigen Seitentäler kurze Mittagsraſt. Wir kochten Tee, aßen Zucker und ließen die Pferde weiden.

Nach dieſer kleinen Stärkung zogen wir weiter bis zum Oſtende des großen Tales, das wir nach fünf Uhr nachmittags erreichten. Trotz aller Fährniſſe hatten wir an dieſem Tage eine große Strecke zurückgelegt, allerdings unter Einbuße von zwei Pferden; das eine ſtarb infolge Übermüdung, das andere war lautlos im Schlamm verſunken.

Da bei dem flachen Charakter der umliegenden Höhen unſer Lagerplatz von den überragenden Knäba-Rücken aus geſehen werden konnte, durfte kein Feuer angemacht werden, und jeder von uns mußte ſich als Abendkoſt mit einer Handvoll Tſamba begnügen. Vorſicht war vonnöten, denn wir wußten, daß der Knäba-Stamm eine allgemeine Suche nach uns veranſtaltet hatte. Wenn es ihm gelingen ſollte, uns in dieſem ſchwer gangbaren Tale zu entdecken, dann gab es keine Ausſicht mehr, den Ngolok wiederum zu entkommen.

Kurz bevor die Sonne unterging, zog ſich drohendes Gewölk im Norden zuſammen. Um noch vor Ausbruch des Unwetters unſer einfaches Nachtlager benutzen zu können, beſchleunigten wir ſeine Herſtellung. Die 16 Zeltbahnen wurden zu einem großen Rechteck zuſammengeknüpft, das der Länge nach einmal zuſammengefaltet und

an den Schmalſeiten durch Holzheringe am Boden verankert wurde. Entlang dem offenſtehenden Teil dieſer taſchenartigen Behauſung wurden unſere Sättel aneinander gereiht, die uns als Kopfkiſſen dienten. Noch kurz bevor dieſer einfache, luftige, aber ziemlich waſſerdichte Maſſenſchlafſack fertiggeſtellt war, ſetzte unter Blitz und Donner ein mächtiges Hagelwetter ein, das unſere Pferde ſcheu machte und uns raſch unſere ſchützende Bedachung aufzuſuchen zwang. In wenigen Minuten hatte die Stärke des Unwetters ſo zugenommen, daß wir unter unſerer Bedachung das Gefühl hatten, als ob aus Eimern Kieſelſteine über uns ausgeſchüttet würden. Es praſſelte und krachte, als ſchlügen ringsum Geſchoſſe ein, und die Hagelkörner fielen mit ſolcher Kraft auf den Boden, daß ſie halbmeterhoch zurückſprangen und uns blaue Flecken und auf den unbedeckten Körperſtellen Schrammen ſchlugen.

Beim Beginn der Kanonade war es noch gelungen, den größten Teil der Pferde einzufangen und dieſe vom Unterſchlupf aus an Stricken zu halten. Natürlich verwirrten ſich dieſe, weil ſich die geängſtigten und vom Schmerz geplagten Tiere wie toll gebärdeten, ſich gegenſeitig ſchlugen, biſſen und wälzten. Wenige hundert Meter über uns ging das Unwetter dahin, und ebenſo raſch wie es gekommen, verzog es ſich wieder in ſüdweſtlicher Richtung.

Ein ſchöner Abend beſchloß den anſtrengenden Tag. Nachdem die Dunkelheit eingeſetzt hatte, hielten wir es für geraten, den Lagerplatz nach einem benachbarten Seitentälchen zu verlegen, da ſich einige Pferde während des Unwetters losgeriſſen hatten und auf die weithin ſichtbaren Höhenkuppen gelaufen waren, ſo daß die Möglichkeit vorlag, daß durch ſie unſer Lagerplatz den Knäba-Spähern verraten worden ſei.

Während der Nacht hatten Dr. Tafel und ich an den Enden des großen Schlafſackes Platz genommen, um im Falle eines nächtlichen Alarmes ſofort die ſeitliche Verſchnürung zu öffnen und unſeren Leuten das Herauskommen aus dem Sack zu erleichtern. Das Gewehr behielt jedermann neben ſich. Eine pechſchwarze Nacht entzog uns den Nachſpürungen der Ngolok.

Als wir am 3. Oktober erwachten, war die Zeltdecke steif gefroren, die Sättel und die Gewehre sowie die Seile der ruhenden Pferde bildeten mit der Hagelkörnerschicht am Boden eine feste Eismasse. Große Geländeflächen waren mit den gefrorenen Hagelkörnern weiß überdeckt. Die Pferde hatten sich auf einen Haufen zusammengedrängt und die stärkeren sich die wärmeren Plätze in der Mitte gesichert. Die armen Tiere zitterten vor Frost und Ermattung und hungerten, denn das hart gefrorene Gras war für sie ungenießbar geworden.

Gestern Abend hatten wir geglaubt, im Südosten am Ende eines Seitentälchens des Haupttales einen paßartigen Einschnitt in der Höhenkette wahrzunehmen, auch hatten wir in den sumpfigen Wiesen Reiterspuren angetroffen, die allerdings plötzlich im hohen Grase und im Sumpfe verschwanden. Sollten diese vielleicht nach dem Paß führen? Es schien in der Tat, als ob sich an den Hängen unterhalb dieses Passes sogar Spuren eines von Westen her kommenden Karawanenweges zeigten. Die Möglichkeit lag also nahe, daß diese Spuren zu dem Wege gehörten, der von Kânjerr nach Sung-p'an-t'ing oder Tschichâma ging. Wir setzten deshalb den Weitermarsch nach jenem Passe fort.

Über außerordentlich schwer gangbares Gelände, Sümpfe und Moräste hinweg, über grundlose Bäche und Torfstriche gelang es endlich, bei Nebel und Staubregen dem Fuß des Passes nahe zu kommen. Obwohl der Paß nur einige hundert Meter das Tal überragte, hatte ich zur Schonung der Pferde Befehl erteilt, daß sämtliche Reiter absitzen und ihre ermüdeten Pferde über die nassen Hänge hinaufführen sollten. Ich war eben daran, mit Dr. Tafel nach dem Paß vorauszureiten, als mir Hau nachrief, daß sich sämtliche Chinesen weigerten, auch nur einen Schritt weiter zu gehen, falls ich ihnen nicht sofort erlaubte, ihre Pferde wieder zu besteigen. Er schrie mich trotzig an, seine Kameraden wären der Sache endlich überdrüssig und zu müde und hungrig, um die Reise fortsetzen zu können; sie hätten nicht einmal mehr wärmende Kleider und halbwegs brauchbares Schuhwerk.

Da „Pferdeschonen" in diesem Augenblick wichtiger war, als den Be-

quemlichkeitsansprüchen der Chineſen zu genügen, beſtand ich auf der Ausführung meines Befehls und erregte dadurch einen Aufruhr, der leicht ſchlimm hätte enden können. Bei der Gefährlichkeit unſerer Lage war es geboten, in Güte die Leute wieder zur Vernunft zu bringen, wußten wir doch, daß bereits Abmachungen zwiſchen den Tibetern und meinen Chineſen über unſere Auslieferung getroffen worden waren, und hatten uns doch unſere Soldaten vor Mézan gedroht, daß ſie bei der nächſten Gelegenheit ſamt den Ma-fus nach Tópa zurückkehren wollten!

Wer einmal in einer derartig verhängnisvollen Lage mit überanſtrengten und ſeeliſch und körperlich gebrochenen Menſchen zu tun gehabt hat, der weiß, daß es das einzig Richtige iſt, die erhitzten Gemüter erſt austoben zu laſſen und dann, wenn ſich die Leute müde geſchimpft haben, mit Unterhandlungen zu beginnen. Die Chineſen hatten die Abſicht, die Verhandlungen hier am Fuße der Paßhöhe möglichſt lange hinauszuziehen, weil ſie wußten, daß ich in aller Frühe unter Ausnutzung der Dämmerung den weithin ſichtbaren Paß überſchreiten wollte. Sie glaubten, daß ſie hier die Erfüllung ihrer Wünſche durchſetzen könnten. Nach vielem Hin- und Herreden gelang es endlich gegen das Verſprechen, daß ſofort jenſeit der Paßhöhe Halt gemacht und Tee gekocht werden ſollte, die Chineſen zum Weitermarſch zu bewegen.

Nach Überſchreiten des Paſſes zogen wir in einem engen ſteilen, mit dichtem Geſtrüpp bedeckten und moraſtigen Tälchen ein kurzes Stück hinab und hielten dann nahe bei einer Quelle die verſprochene Teeraſt. Gierig aßen die Chineſen aus ihren Holznäpfen den Tſamba; als ſie ihren Magen wieder etwas angefüllt hatten, legte ſich auch die Gereiztheit allmählich, und eine kriechende Liebenswürdigkeit trat an ihre Stelle. Auf dem Weitermarſch bedankten ſich die Ma-fus ſogar dafür, daß ich ihnen das Leben gerettet hatte, doch als ſie hörten, daß mir die Soldaten eine Strafpredigt hielten, weil ich zu dieſem Zweck meine Yakkarawane geopfert hätte, fiel ihnen der Verluſt ein, und ſie begannen wieder zu ſchimpfen. Wie ſollte es auch ein Chineſe verſtehen, daß man ſeinetwegen eine ſo wertvolle Ausrüſtung im Stiche laſſen könnte! Die ſchönen Yaks

und die kostbaren Kisten hätten wir nach ihrer Ansicht bis zu unserem letzten Blutstropfen verteidigen müssen!

Bald knickte das Tal nach Nordost ab, sein Fall wurde geringer, die Ebene weiter, dafür aber auch wieder der Talboden sumpfiger. Auf dem jenseitigen Talrande hüteten zwei Ngolok eine Yakherde. Als sie unser ansichtig wurden, ergriffen sie, auf Yaks reitend, schleunigst die Flucht talabwärts,*) wurden aber von Ta-tschang und Kóu eingeholt. Mit der Zeit beruhigten sie sich und gaben auf unsere Fragen Auskunft. Es stellte sich heraus, daß wir uns im Tale des Tschichâma-Baches befanden und dicht vor der großen Zeltstadt Tschichâma waren. Diese Nachricht war für uns ebenso erfreulich wie bedenklich.

So hatten wir in der Tat den Weg, von dessen Vorhandensein uns nur flüchtig Kunde geworden war, aufgefunden, ja noch mehr, wir standen dicht vor einer neuen mächtigen Ansiedlung, von der aus ein Weg nach Sung-p'an-t'ing führen sollte! Die entscheidende Frage für uns war nun, zu erfahren, ob der Tschichâma-Stamm**) von unserem Anmarsch benachrichtigt war und sein Häuptling bereits von unserem vorgestrigen Bemühen, bei Knâba den Durchzug zu versuchen, wußte.

Da wir hier ahnungslose Hirten und große weidende Herden antrafen, ließ sich vermuten, daß man auf unseren Anmarsch aus dieser Richtung nicht gefaßt war. Und doch mußten wir damit rechnen, daß der Tschichâma-Stamm von uns und unserer Absicht Kenntnis hatte, denn die Ngolok besitzen einen ausgezeichneten Nachrichtendienst, und es war auch anzunehmen, daß es eine kürzere Verbindung zwischen Knâba und Tschichâma gäbe, auf der die Nachricht von unserem Anrücken früher hierher gelangt sein konnte als wir selbst. Wir mußten also darauf gefaßt sein, daß die Soldaten von Tschichâma in der Richtung, wo sie

*) Ich habe schon früher erwähnt, daß die Ngolok jeden Trupp, der ausschließlich aus Reitern besteht, für Räuber ansehen.

**) Tschichâma und sein Stamm sind völlig unabhängig. Es hat seinen eigenen Häuptling und seine eigene Regierung.

unſeren Anmarſch vermuteten, in Bereitſchaft ſtänden, um uns ebenſo zu empfangen wie die Soldaten von Mézan. Die Geländegeſtaltung hier war ähnlich der von Knába, hatte alſo ebenfalls eine ſallenartige Beſchaffenheit. Deshalb erſchien es zweckentſprechend, die beiden Ngolok bei der Karawane zurückzubehalten, um ſie an einer Alarmierung des Stammes zu hindern.

Der Marſch nach Tſchichâma ſollte nach Kräften beſchleunigt werden. Das war aber unmöglich, weil das Tal immer ungangbarer und der moraſtige Talboden immer grundloſer wurde. Dicht am Fuße ſteiler Felſen zogen wir, Schritt für Schritt dem Boden abringend, über eine Stunde talabwärts nach Nordoſten. Da mit einem Male öffnet ſich das Tal, und einige Kilometer vor uns breitet ſich auf der rechten hohen Terraſſe ein rieſenhaftes Zeltlager aus — Tſchichâma.

Auch in der Talweitung vor uns waren Zelte aufgeſchlagen. In Gruppen zu je 50 bis 80 war dieſe Zeltanſiedlung eingeteilt. Vielhundertköpfige Yak- und Schafherden weideten an den Talhängen. In der Anſiedlung waren mehrere Gebetsmaſten und Obos errichtet, um die herum die Zelte gruppiert waren. Es ſchienen alſo in Tſchichâma die Lamas großen Einfluß zu beſitzen, und wir hatten uns darauf gefaßt zu machen, es hier nicht bloß mit dem Häuptling und ſeinem Anhang, ſondern auch mit der mißtrauiſchen Geiſtlichkeit zu tun zu bekommen.

Kaum hatte unſere Karawane den trockenen Talboden betreten, als ein Raſſeln und Trommeln im Lager begann. Es ſchien, als ob die Lamas in uns eine Gefahr witterten und ſie durch dieſen Höllenlärm abzuwenden ſuchten. Insbeſondere von dem auf dem höchſten Punkte der Terraſſe errichteten Gebetsmaſt und ſeiner Zeltgruppe her klang der glockenähnliche Klang einer großen Metalltrommel. Das melodiſche Schlagen dieſes Gebetsinſtrumentes wirkte wie ein Schreckruf, denn mit einem Male wurden ſämtliche Herden in eiliger Haſt talabwärts getrieben. Es war ein merkwürdiger Anblick, als dieſe Tauſende von Tieren wie eine kleine Völkerwanderung fluchtartig abzogen, hinterdrein laut ſchreiende und betende Weiber und Kinder, denen die Obhut der Herden anvertraut war.

Ein gutes Zeichen bildete diese Alarmierung Tschichâma's für uns nicht, und ich gab deshalb Befehl, daß die Kolonne so schnell wie möglich den schmalen Bach überschritte und die Marschrichtung nach einem zwei Kilometer entfernten Passe in dem rechten Talbegrenzungsrücken nehme. Ich hoffte, daß wir dadurch den Paß früher erreichen würden als die durch den Alarmruf inzwischen zusammengerufenen Soldaten Tschichâma's. Schon war es uns gelungen, bis in die Mitte des breiten Talkessels, Tschichâma 400 m links liegen lassend, ungehindert zu gelangen, als wir zu unserem Ärger erkennen mußten, daß die vor uns liegende westliche Hälfte der Talebene bis zum Fuß des Rückens, den der Paß krönte, ein ungangbarer Sumpf bedeckte.

Dr. Tafel und ich hatten uns unter die Reitergruppe gemischt, um möglichst wenig aufzufallen. Ta-tschang und Yang waren nach den nächstliegenden Zelten vorausgesandt worden, um dort den Weg nach Sung-p'an-t'ing in Erfahrung zu bringen. Von den Zelten aus gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß der Weg tatsächlich über diesen Paß führe. Wir beeilten uns deshalb, den großen Sumpf zu umreiten und gangbare Pfade zu suchen.

Während wir noch mit der Überwindung des Hindernisses beschäftigt waren, kamen Ta-tschang und Yang mit einigen Tschichâma-Leuten angeritten, die uns fragten, woher wir kämen und wohin wir zögen. (Siehe Bild 58.) Sie stellten mit Ta-tschang, Yang und einem Soldaten ein langes Kreuzverhör an; unterdessen umritten wir den Morast und strebten dem Passe zu. Als wir an seinem Fuße angelangt waren, sahen wir, wie sich unsere drei Reiter von den Tibetern eilig verabschiedeten und wie sich große Reiterscharen von Tschichâma her gegen die Talmitte zu in Marsch setzten.

Unsere drei Reiter hatten uns unterhalb der Paßhöhe eingeholt und erzählten uns, daß die Tschichâma-Leute ihren Häuptling herbeigerufen hätten, weil wir uns geweigert hätten, die Nacht im Lager zu verbringen. Da wir dem Häuptling von Tschichâma weder einen Besuch abgestattet noch ein Geschenk überreicht hätten, hätten wir außerdem schwer gegen die gute Sitte verstoßen.

Die für uns wichtigſte Mitteilung war aber die, daß der Häuptling von der europäiſchen Karawane noch keine Kunde hatte!

Das Schlagen der Gebetstrommeln wurde um ſo lebhafter, je näher wir dem großen Obo auf dem Paſſe kamen. Einige Herden, die von der Paßhöhe heruntergetrieben wurden, liefen uns in den Weg. Ihre Hirten wichen ſcheu zur Seite, während ſie ſich gegenſeitig zuriefen, wir wären ſchlechte Menſchen und Räuber. Solange ſie uns nicht für Europäer hielten, ertrugen wir derartige Schmeichelnamen mit Ruhe.

Endlich hatten wir die Paßhöhe erſtiegen. Die tibetiſchen Reiterſcharen verteilten ſich über das ganze Tal und ein Teil machte ſich daran, uns einzuholen. Doch ſie gaben bald ihre Abſicht auf und warteten anſcheinend nähere Befehle ihres Häuptlings ab.

Tſchichâma lag zu unſeren Füßen im Tale und hinter uns! Welch ſtolzes Bewußtſein, daß es uns geglückt war, Tſchichâma und ſeine Talenge überraſchend zu paſſieren und den Weg nach Sung-p'an-t'ing aufgefunden zu haben! Doch wir wollten nicht den Tag vor dem Abend loben, denn es war anzunehmen, daß der Häuptling ſtündlich durch Mézan-Leute Nachricht über die europäiſche Karawane erhalten könnte und uns dann mit ſeinen Soldaten verfolgen würde. So zogen wir denn vorſichtig und ſo ſchnell, wie es der Zuſtand der Pferde erlaubte, weiter.

Eine drückende Schwüle lagerte in der Luft. Ein Gewitter war im Anzuge. Wir atmeten frei auf, als die erſten Blitze aufleuchteten und der Donner den Boden erzittern machte.

Ein einzelner Schäfer und ein Jägersmann hatten in einer Auswaſchung der Ufer eines Baches, dem wir abwärts folgten, Schutz geſucht. Da unſer Pfad plötzlich aufhörte, ſchickten wir Ta-tſchang zu den zwei Tibetern, um Erkundigungen nach der Fortſetzung des Weges einzuziehen. Er mußte aber unverrichteter Dinge zurückkehren, weil der Jäger ſich ſchußbereit gemacht und gedroht hatte, ihn beim Näherkommen niederzuſchießen.

Verhör vor Tschichama.

Wir waren inzwiſchen aufs Geratewohl nach Süden weitergezogen, um einen in eine weite Ebene von Weſten vorſpringenden Rücken noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Dort ſollte unſere Reiterſchar an geſchützter Stelle die Nacht verbringen. Leider erwies ſich auch dieſe Ebene als äußerſt ſchlecht gangbar. Schmale, aber tiefe Waſſergräben mit ſumpfigen Rändern und lehmige aufgeweichte Geländeſtrecken wechſelten miteinander ab. Wiederholt ſanken die Pferde bis an den Hals ein, was die Tiere derart ermüdete, daß ſie ſich einfach niederlegten und nicht mehr weiter wollten. Unter ſolchen Stockungen wurde es 8 Uhr abends, als wir den lehmigen Rücken betraten, an dem wir nächtigen wollten. Die ganze Gegend glich einer Schneelandſchaft, da eine Hagelkörnerſchicht den Boden mehrere Zentimeter hoch bedeckte.

Als wir im Südoſten von unſerem Lagerplatze aus eine weitere Zeltanſiedlung wahrzunehmen glaubten, verlegten wir den Lagerplatz gegen dieſe vermeintliche Ngolok-Anſiedlung gedeckt dicht unterhalb des Kammes. Dort ſchlugen wir wie in der letzten Nacht unſer Maſſenbett auf. Während die Chineſen fröſtelnd und jammernd darin vor der grimmigen Kälte Schutz ſuchten und Dr. Tafel mit ſeinem Feldſtecher die Ebene und die umliegenden Höhen beobachtete, trug ich noch meine Tagebuchnotizen nach. Die bemitleidenswerten Pferde ſtanden in einer Gruppe beiſammen, die Köpfe geſenkt und die Augen geſchloſſen; einige von ihnen ſcharrten die inzwiſchen gefrorene Hagelkörnerdecke mit ihren Hufen vom Boden, um Nahrung zu ſuchen. Doch den Tieren ging es auch nicht ſchlechter als uns; wir teilten mit ihnen den für dieſen Tag beſtimmten Zuckervorrat. Aus Gründen der Sicherheit wollten wir auch an dieſem Abend kein Feuer anzünden. Die Nacht breitete bald ihren Mantel über dieſe Stätte des Hungers und Leidens.

Sollte es uns nun in der Tat gelungen ſein, die Anſiedlung Tſchichäma unerkannt zu paſſieren? Würde der Häuptling mit ſeinen Soldaten nicht noch während der Nacht verſuchen, uns nachzuziehen und den Garaus zu machen, ſobald er die Wahrheit über uns erfahren hatte?

Schwer wäre ihm dies ſicher nicht gefallen, denn allzuviel Widerſtandskraft hätten wir ihm nicht mehr entgegenſetzen können. Selbſt wenn der befürchtete Angriff ausbleiben ſollte, erſchien es uns höchſt zweifelhaft, ob wir mit den äußerſt müden Pferden das noch weit entfernte Sung-p'an-t'ing würden erreichen können. Wer bürgte uns außerdem dafür, daß wir nicht noch weitere Stämme antreffen würden, die uns zu neuen Umgehungen zwingen könnten?

Gegen 10 Uhr nachts herrſchte Ruhe im Lager; nur ab und zu vernahm man das Stöhnen eines Pferdes oder das Wimmern eines frierenden Menſchen.

Schickſale der beiden Wäßerr-Führer.

Nach Mitteilungen, die ich nachträglich von der tibetiſchen Grenze erhalten habe, haben die Soldaten von Mézan die Enge im oberen Knába-Tal kurze Zeit, nachdem wir ſie mit den Pferden paſſiert hatten, geſperrt und die Karawane nebſt den beiden Wäßerr-Leuten gefangen genommen. Den Wäßerr-Leuten iſt es ſpäter geglückt, ſich der Gefangenſchaft durch die Flucht zu entziehen, nach Wäßerr durchzuſchlagen und ihrem Häuptling von dem Schickſal unſerer Karawane und dem Raube der Yaks ſowie des Gepäcks durch die Soldaten von Mézan Mitteilung zu machen. Bald darauf wurden mehrere mit dem Wäßerr-Stamm befreundete Kaufleute von den Knába-Soldaten abgefangen und beraubt, und der Häuptling von Knába weigerte ſich ſogar, dem Wäßerr-Stamm das zum Unterhalt nötige Getreide zu liefern. Der Häuptling Rinné eröffnete daraufhin mit ſeinen Soldaten den Krieg gegen den Knába-Stamm, um ſich in den Beſitz der ihm rechtmäßig von mir zuerkannten Bagage zu ſetzen und für die ſchlechte Behandlung ſeiner Untertanen Rache zu nehmen. Ob der Kórgan-Stamm mit oder gegen den von Wäßerr kämpft, darüber iſt mir nichts bekannt. Sicher iſt nur, daß der Kampf bereits in vollem Gange war, als ein Sendbote des Wäßerr-Stammes, Kiu-ſan-ſan,*) in T'au-tſchóu bei dem dortigen ame-

*) Der jüngere der beiden mohammedaniſchen Kaufleute, die uns in Wäßerr durch ihre Ausſage das Leben gerettet hatten.

rikaniſchen Miſſionar eintraf, um uns Europäer im Namen ihres Häuptlings Rienné zu bitten, ihm im Kampfe gegen den Knába-Stamm beizuſtehen. Da mich dieſe Nachricht erſt erreichte, als ich mich ſeit einigen Monaten wieder in Deutſchland aufhielt, war es mir natürlich unmöglich, den Wunſch Riennés zu erfüllen.

Es iſt dieſes Hilfegeſuch eines tibetiſchen Stammes an einen Europäer von politiſchem Intereſſe, da hiermit ſchlagend der Beweis geliefert wird, daß die Einigkeit unter den Ngolok-Stämmen nicht groß iſt, und daß es dem europäiſchen Einfluß dort nicht allzu ſchwer fallen dürfte, Fuß zu faſſen. Leider kommt das Gebiet der Ngolok nördlich von den Quellen des Yang-tſi-kiang nicht in dieſem Sinne für eine europäiſche Macht in Frage, da dort chineſiſche Intereſſen vorherrſchend ſind; dagegen jedenfalls die Gegend ſüdlich vom Oberlauf des Yang-tſi-kiang. Falls dort ähnliche Verhältniſſe herrſchen ſollten, dürfte es England nicht allzu ſchwer fallen, von Indien aus eine Brücke nach Südweſtchina zu ſchlagen.

Noch beſitze ich über die kriegeriſchen Ereigniſſe in dieſen Ngolok-Gebieten keine näheren Nachrichten. Aber wer dieſe Naturvölker, ihre Hartnäckigkeit und ihre Rachſucht kennt, der weiß, was dort Krieg bedeutet. Man geht kaum fehl, anzunehmen, daß der edle Häuptling Rienné wegen der Unterſtützung einer europäiſchen Karawane ſein Leben hat laſſen müſſen, und daß der Wäßerr-Stamm um die Yakkarawane einen ausſichtsloſen Kampf eröffnet hat, der ihm zum mindeſten ſo ſchwere Schäden gebracht haben wird, daß ſein früheres Anſehen und ſeine einſtige Macht unwiederbringlich verloren ſein werden.

So hat wohl das Drama des Häuptlings Rienné und ſeines Stammes der Wäßerr geendet.

Zehntes Kapitel.

In verzweifelter Lage. Rettung.

Gegen Mitternacht begann ein kalter Wind zu blaſen, der unſeren Pferden die Graupeln auf die Flanken peitſchte. Auf den Sturm folgte Regen, dann ein Schneewehen, das den Reſt der Nacht und den nächſten Vormittag über anhielt. Triefend vor Näſſe verließen wir bei dichtem Nebel unſer Nachtlager, und langer Zeit bedurfte es, ehe wir mit unſeren erſtarrten Händen die ſteifgefrorenen Pferde aufſatteln und den Abmarſch antreten konnten. Ta-tſchang war vorausgeſandt worden, um in dem vermeintlichen Lager im Süden Pferde und Hammel einzukaufen. Schweigend und frierend folgten wir ſeinen Spuren im Schnee. Plötzlich zerteilten ſich die Nebelſchleier, im erſten Augenblick glaubten wir ſchon, wir befänden uns dicht vor den Zelten der Anſiedlung. Doch ſchnell ſollten wir unſeren Irrtum gewahr werden; das vermeintliche Zeltlager war ein dichter Wald, in dem 2 bis 3 m hohe Föhren ihre breiten dunklen Baumkronen emporſtreckten.

Wir atmeten erleichtert auf, als uns der Weg nach Oſten für die nächſten Tage offenzuſtehen ſchien; doch bald legte ſich die Freude wieder, als wir erkannt hatten, daß die hohe Schneedecke jedwede Beurteilung der Gangbarkeit des Talbodens unmöglich machte. Die Wahl der Marſchrichtung war daher ſehr ſchwierig.

Östlich von uns dehnte sich die viele Kilometer breite Ebene, die wir gestern Abend vom Lager aus gesichtet hatten, aus; sie wurde im Osten durch einen nach Norden strömenden starken Fluß und einen wenige hundert Meter hohen Rücken begrenzt. In der Annahme, daß wir uns bereits einen starken Tagemarsch östlich von Knába befänden, entschloß ich mich, auf gut Glück nach Osten zu marschieren und den Fluß und den Höhenrücken zu überschreiten, um in ein anderes Flußgebiet zu gelangen, in dessen Tälern wir den Weitermarsch nach Ost oder Südost fortsetzen wollten.

Auf der Paßhöhe entdeckten wir ganz frische Reiterspuren, die entgegen unserer Marschrichtung verliefen, und etwas seitlich vom Passe fanden wir eine in den Boden gesteckte Lanze. Ohne Zweifel hatten wir es hier mit Patrouillen der Ngolok zu tun; Eile tat also not, damit wir dem vereinten Knába- und Tschichâma-Stamme nicht in die Hände fielen.

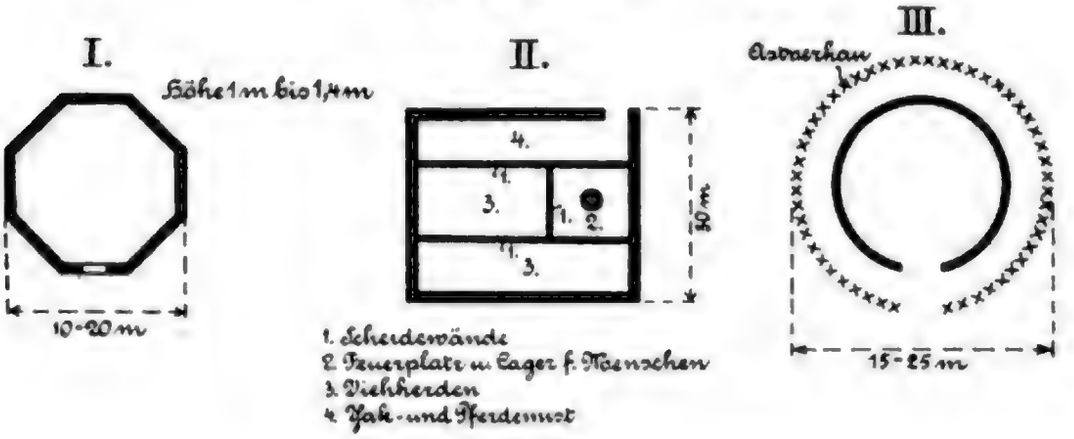
Bei heftigem Schneewehen gelangten wir an die Gabelung zweier tiefer Flüsse, die anscheinend dem Matschu nach Norden zuströmten. Wir durchschwammen sie oberhalb der Gabelung und folgten dem Tal nach Südosten eine kurze Strecke aufwärts. Hier hielten wir eine halbstündige Rast. Nasses Holz wurde herbeigeschleppt, ein Feuer gemacht und Tee gekocht, dann aßen wir Tsamba und unsere letzten Konserven, während ein Posten auf der Höhe nach feindlichen Patrouillen ausspähte. Durch das hohe, üppige Gras und die Schilfwälder des sumpfigen Tales, die aus der Schneedecke hervorragten, setzten wir unseren Marsch fort.

Mit Ta-tschang hatte ich wieder die Führung der Spitze. Ich zeichnete eben Notizen ein, als der Ma-fu mein Pferd plötzlich am Zügel nach der Seite riß und mit der Hand nach vorn deutete. Wirklich, keine zwanzig Schritte von mir lagen schußfertig zwei Ngolok in dem hohen Grase. Da das Gelände so sumpfig war, daß sich unsere Pferde nur mühsam Schritt für Schritt den Weg bahnen konnten, blieb mir nichts übrig, als schleunigst abzuspringen und im Grase Deckung zu suchen. Als mir Ta-tschang endlich mein Gewehr reichte, konnte ich es nicht ge-

brauchen, da der Mechanismus eingefroren war. Nach Beseitigung des Übelstandes war es natürlich zu spät, den zwei heimtückischen Gesellen, die inzwischen samt ihren flüchtigen Pferden im Schilfwald verschwunden waren, einen Denkzettel nachzuschicken.

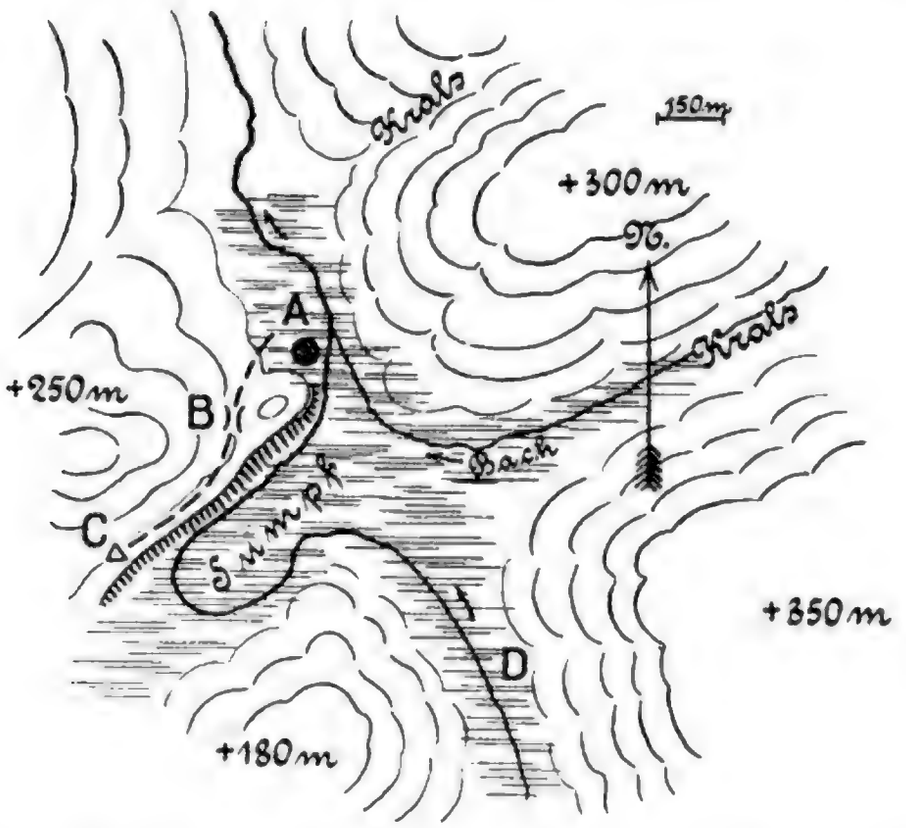
Das Tal wurde immer unwegsamer, und bei der Beschaffenheit des Geländes hatten wir auch keine Hoffnung, daß es bald besser werden würde. Auf der gegenüberliegenden Talseite sprangen tiefe Seitentäler ein, in denen wir im Anfang eine große Steinstadt zu erkennen glaubten. In Wirklichkeit waren es aber über 150 unbewohnte Krale.

Kralarten.



Diese eigentümlichen Bauwerke waren in Rechteck- oder Quadratform, auch kreisförmig angelegte, über einen Meter hohe Umfassungsmauern aus Steinen, die anscheinend dazu dienten, Menschen und den Herden für die Nacht Schutz zu bieten. Innerhalb der Ummauerungen waren Feuerplätze erkennbar; hin und wieder fanden wir kellerförmige Unterbauten, worin große Mengen von Yak- und Pferdemist aufgestapelt waren. Zur Verteidigung eignen sich diese Bollwerke ausgezeichnet. Sicherlich dient eine solche Kralanlage, wie die angetroffene, dem Knaba- und Tschichama-Stamm als Festung. Die Höhen in der Nähe dieser Kralstätte waren sämtlich mit Obos, Gebetsfahnen und Manis geschmückt.

Am ſpäten Nachmittag gelangten wir von Norden her nach einer Talkreuzung (A auf Skizze). Da ich den Marſch talaufwärts (gegen D auf Skizze) fortzuſetzen gedachte, war es nötig, wegen der großen Flußſchleife und der ſumpfigen Beſchaffenheit des Talgrundes einen Umweg über C zu machen. Der Steilhang A—C machte einen Marſch am Fluß entlang unmöglich, wir waren deshalb gezwungen, einen kleinen Paß bei B zu benutzen. Die Karawane ſtand bei A verſammelt, aber die



Chineſen weigerten ſich, angeblich wegen Übermüdung, den Anſtieg nach B zu beginnen.

Während ich die Leute ob ihres Stumpfſinns ausſchalt, wurde ich gewahr, daß ein Pferd der Karawane fehlte; ganz nebenbei erfuhr ich, daß es zu müde geweſen wäre und ein Ma-fu es ſamt Gepäck zurückgelaſſen habe. Natürlich nahm ich mir den Braven ſofort vor und ſchickte ihn die kurze Strecke zurück, um das Pferd herbeizuſchaffen, was

zuerſt auf Widerſtand bei den Chineſen ſtieß, da ſie glaubten, daß der Mann bei dieſer Gelegenheit von den uns überall auflauernden Ngolok ermordet werden würde. Nur langſam gelang es, die nervöſe Schar zu beſchwichtigen; erſt als der zurückgeſandte Ma-fu wieder heil angelangt war, hatte ich die Widerſpenſtigen wenigſtens ſo weit in meiner Gewalt, daß ſie mit den Tieren langſam nach der Höhe zu mir heraufkletterten. Bei mir angelangt, mußte die unvernünftige Geſellſchaft allerdings eingeſtehen, daß ſie durch ihr langes Verbleiben an dem taktiſch ungünſtig gelegenen Platze unten am Fluſſe in Gefahr geſchwebt hatte. Heulend baten mich die Chineſen um Verzeihung und ſchworen mir, daß ſie künftighin all meinen Anforderungen willig Folge leiſten würden. Doch ich kannte dieſe Schwüre und meine Chineſen.

Vom oberen Tale her (von D her) näherten ſich Reiter, es waren fünf Lamas; einer von ihnen trug einen blutroten Mantel und einen goldigglitzernden breitrandigen Filzhut. Jeder hatte Kochgeſchirr und ein Schwert bei ſich. In einigem Abſtand folgten drei weitere Lamas zu Fuß, die eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den ſonderbaren Wanderern zeigten, die wir unterhalb Tópa angetroffen hatten. Die Lamas erkundigten ſich nach unſerem Marſchziel, fragten ganz naiv, ob wir Räuber wären, und zogen dann, anſcheinend auf einem Karawanenweg, in nordöſtlicher Richtung in einem mit Kralen bedeckten Seitentälchen aufwärts.

Da es ſchon dämmerte, ſchlugen wir auf einer nahen ſchmalen Terraſſe (bei C) unſer Lager auf. Hier waren wir für die Nacht im Süden durch den Fluß und die Terraſſe geſchützt; das Ende der Enge im Oſten hatten wir durch einen Poſten beobachten laſſen, im Norden deckten uns die Höhenzüge und im Weſten ungangbares, ſumpfiges Gelände.

In aller Frühe des 5. Oktober, nach einer kalten durchwachten Nacht, zogen wir in dem völlig ſumpfigen Tale nach Südoſt (über D) weiter. Oft waren wir gezwungen, uns mit dem Schwerte durch die Schilfwälder den Weg zu bahnen, und nur zu oft wurde das Dickicht ſo ſtark,

daß wir zur Umkehr genötigt wurden und an einer neuen Stelle den Weitermarsch versuchen mußten.

Das Tal bog bald nach Süden um. An dem linken steilwandigen Ufer hielten wir eine kurze Teerast. Von hier aus konnten wir feststellen, daß sich im Süden von uns auf 15 km Entfernung ein 600 m hohes Bergmassiv mit mächtigen Nadelwaldbeständen quer vorlagerte. Da wir seit Tschichâma nach Südosten und Süden marschiert waren, hatte es den Anschein, als ob wir bei einer Fortsetzung des Marsches nicht in Sung-p'an-t'ing, sondern bedeutend südlicher, in Tsch'öng-tóu-fu, herauskommen, und dadurch unsere Marschstrecke derart verlängern würden, daß wir mit unseren müden Tieren überhaupt nicht mehr eine chinesische Stadt erreichen könnten. Ich entschloß mich deshalb, vorläufig den Marsch in dem nach Süden streichenden Tale nur noch bis an den Fuß dieses Höhenmassivs fortzusetzen, dann aber ö s t l i c h abzuschwenken und dieses zu überschreiten.

Die Natur kam mir, wie so oft in Tibet, auch diesmal zu Hilfe, denn als wir am Fuße des breiten Rückens angelangt waren, ergab es sich, daß das Tal und der Fluß einen halbkreisförmigen Bogen nach Osten machten und dann nach Norden verliefen, um bald wieder die Ostrichtung aufzunehmen. Ganz unvermittelt zeigte sich eine üppige Flora, herrliche Baumgruppen und dichtes Buschwerk besäumten in breiter Front die Ufer des hier klaren Baches; Füchse, Murmeltiere, Schmetterlinge und Wasservögel belebten das malerische Bild.

Das Tal begann sich allmählich zu verengen und anzusteigen; kurz bevor es zum Hochtal überging, öffnete sich noch einmal ein breiter Talkessel mit schlammigem Talboden. Da es schon 7 Uhr abends war, hielten wir, um nahe beim Dickicht die Nacht zu verbringen.

Als wir eben Vorbereitungen für die Nachtruhe trafen, kam vom Tale herab eine große Yakkarawane mit tibetischer Reiterbedeckung. Es waren Kaufleute, die Tee von Sung-p'an-t'ing, das sie angeblich vor vier Tagen verlassen hatten, nach Knâba bringen wollten, wohin sie am nächsten Tage zu gelangen hofften.

So hatten wir denn endlich die freudige Gewißheit, die große Wegegabel Knába—Tschichâma—Sung-p'an-t'ing erreicht zu haben und Knába in unserem Rücken zu wissen. Zur Feier dieses verheißungsvollen Tages durfte an diesem Abend Tee gekocht werden; außerdem wurde eine doppelte Zuckerration verteilt.

Als Ta-tschang in einem Nachzügler der Kaufleute einen Knába-Bewohner festgestellt hatte, wollten die Chinesen an ihm für das heimtückische Verhalten seiner Stammesbrüder Rache nehmen. Nur mit Mühe konnten sie davon abgehalten werden. Gegenüber der Minderzahl hatten die chinesischen Helden Mut bekommen.

Wir hatten bemerkt, daß ein Ngolok von der Karawane vorausgesandt worden war, wahrscheinlich, um in Knába über uns Fremde Mitteilung zu machen, und konnten somit darauf gefaßt sein, es bereits am übernächsten Tage mit den Knába-Soldaten zu tun zu bekommen. Da wir nach Sung-p'an-t'ing mit unseren müden Pferden auf mindestens noch sieben Tage Marsch rechnen mußten, hatten die Knába-Soldaten Aussicht, uns einzuholen.

Die Pferde wurden während der Nacht gruppenweise an hohe Grasbüschel festgebunden. Unsere Kleidung war schon wie ein Sieb durchlöchert, so daß sich bei dem noch dazu kommenden Mangel an Decken und Fellen die eiskalten Nächte recht ungemütlich gestalteten.

Am 6. Oktober folgten wir dem Tal noch weiter aufwärts bis zum Passe, den wir gerade beim Sonnenaufgang erreichten. Gleichzeitig begann die Temperatur merklich zu steigen, was uns sehr erwünscht war, denn die Kälte hatte Menschen und Tieren bereits stark zugesetzt. Unter Vorsichtsmaßregeln zogen wir nun hinab in das völlig sumpfige Tal eines nach Südost und später nach Ostnordost strömenden, rasch anwachsenden Flusses. In den gleichfalls sumpfigen, buchtenartigen Seitentälern tummelten sich große Herden von Wildschafen. Ständig wurden wir von Ngolok-Patrouillen beobachtet, die zweifellos nur vorausgesandte Späher der Knába-Soldaten waren. Auf einer der die ganze Gegend beherrschenden Höhen der südlichen Taleinfassung war ein großer runder

Wachtturm erbaut.*) Er war unbesetzt. Einige Kilometer talabwärts schien der Karawanenweg durch die breite Talebene zu führen und ein Übersetzen des Flusses notwendig zu sein. Bevor wir aber an diesen gelangten, mußten wir tiefe Wasseradern und dichte Schilfwälder durchreiten. Bei unserer Unkenntnis der Furt war ein Passieren dieser und ähnlicher Hindernisse ohne Unfall schier ein Wunder, denn nur selten fanden die Pferde Grund. Oft mußten sie sich viele Meter durch den breiartigen Schlamm hindurcharbeiten, wobei sie sich in den Schlingpflanzen und Schilfgräsern verwickelten. Trotzdem verloren wir hierbei nur ein Viertel unserer Tiere. Manchmal waren wir genötigt, sie mit dem Schwerte aus den Pflanzenschlingen herauszuhauen oder, fast regelmäßig, mit Seilen aus dem Schlamm zu ziehen.

Gegen Abend entdeckten wir am jenseitigen Ufer in der Nähe einer Furt ein eben verlassenes Lager, wo mindestens 80 Pferde gestanden haben mußten. Die Kohlen des Lagerfeuers glimmten noch. Das Lager hatte Quadratform; auf der dem Fluß zugekehrten Seite war ein ungefähr halbmeterhoher tischartiger Altar aus Reisigholz aufgebaut.

Sollten hier die Soldaten von Knäba oder eine Räuberbande gelagert haben? Die Pferdespuren deuteten darauf hin, daß die Reiter von der anderen Seite des Flusses herüber gekommen und nach Norden weitergezogen waren. Leider bot uns diese Feststellung keine Beruhigung, da wir annehmen mußten, daß sich die Reiter in die Berge verzogen hatten, um uns von dort aus zu beobachten. Würden wir heute noch den Fluß überschreiten, so mußten wir sicher damit rechnen, daß auch die Reiter an einer anderen Stelle das gleiche tun würden, um uns dann nachts zu überfallen.

Die Furt hatte 1,30 m Tiefe. Sie war so schmal, daß wir es für nötig hielten, vor dem Übersetzen zum anderen Ufer ein Richtzeichen aufzustecken. Die Ma-sus führten den Flußübergang teils zu Fuß, teils zu Pferde aus. Die Ergebnisse des wissenschaftlichen Sammelns wurden unter besonderen Sicherheitsmaßnahmen hinübergebracht.

*) Ein Grenzzeichen zwischen China und Tibet?

Erſt als der letzte Ma-fu das Ufer wohlbehalten erreicht hatte und wir das große Hindernis zwiſchen uns und dem berüchtigten Knába-Stamm wußten, fühlten wir uns, wenn auch unberechtigterweiſe, etwas ſicherer.

Schon beim Eintritt der Dämmerung hatten wir die Feuer gelöſcht und die umliegenden Höhen noch einmal ſorgfältig mit dem Feldſtecher abgeſucht. Im Nordoſten wurden ein zweiter Wachtturm und die weitere Spur eines Karawanenweges dorthin entdeckt. Allem Anſchein nach mußten wir die große Waſſerſcheide zwiſchen Matſchu und Yang-tſï-kiang im Südoſten antreffen, und ſo wollte ich am nächſten Morgen in dieſer Richtung weiterziehen. Wir befürchteten nur, da ſich inzwiſchen tückiſche Schneewolken zuſammengezogen hatten, daß über Nacht Schnee fallen und die ohnehin ſchon ſchlecht ſichtbaren Spuren der Karawanenſtraße verdecken würde.

Das Wetter war uns aber günſtig, als wir am 7. Oktober den Marſch fortſetzten. Dafür mußte jedoch noch einmal eine breite ſumpfige Ebene mit Schilfwäldern überſchritten werden, wobei wir wiederum einige Pferde verloren. Nach einer kurzen Teepauſe an einem idylliſchen Plätzchen inmitten hoher Baumgruppen an den Ufern eines klaren kleinen Nebenbaches überſtiegen wir einen niederen Rücken, durchſchwammen einen weiteren nach Nordoſten ſtrömenden Fluß und begannen dann den Anſtieg zum Paß in einem langen ſumpfigen Tale.

Kurz nach Sonnenuntergang erreichten wir die Paßhöhe und genoſſen von dort oben aus eine überraſchend ſchöne Ausſicht. Dicht vor unſeren Füßen, im Nordoſt, lag eine mehrere Kilometer breite Ebene, in der ein ſtarker Fluß nach Nordoſten ſtrömte, der Tſché-irrtſch. Während das linke Talufer des Höhenrückens, auf dem wir ſtanden, ſteil und in Terraſſen nach der ſumpfigen Ebene abfiel, ſtieg auf der anderen Seite ein mächtiger ununterbrochener Rücken allmählich an. Seine bedeutende Höhe und die Steilheit ſeines Kammes ließen es ſofort als ausgeſchloſſen erſcheinen, unſeren Weg von jetzt an noch weiter nach Oſten fortſetzen zu können. Ich beſchloß deshalb, am Fuß dieſer Kette

ſo lange nach Nordoſten weiter zu marſchieren, bis wir ſie auf einem Paß überſchreiten konnten. Für heute begnügten wir uns, in das Tal hinabzuſteigen und auf einer hochgelegenen Terraſſe einen geeigneten Lagerplatz auszuſuchen.

Als wir unſere Feuer löſchten, gewahrten wir auf dem anderen Ufer wiederum eine Yakkarawane, die talabwärts zog. Yang, den wir zum Einkauf von Schafen und Lebensmitteln hinübergeſchickt hatten, kehrte bald erfolglos zurück und brachte uns nur die Mitteilung, daß die Karawane von Sung-p'an-t'ing aus hierher vier ſtarke Tagemärſche gebraucht habe.*)

Dieſe Nachricht entmutigte uns nicht wenig, weil wir uns doch ſchon vor zwei Tagen Hoffnung gemacht hatten, bereits in kurzer Zeit am Ziele zu ſein. Aber der Reiſende in Tibet darf nicht vergeſſen, daß es ihm ähnlich zu ergehen pflegt, wie dem Wanderer in Tirol. Fragt man dort jemanden, wie weit es nach der nächſten Ortſchaft ſei, ſo erhält man gewöhnlich die Antwort, eine „leichte halbe Stunde". In Wirklichkeit muß der müde Wanderer aber gewiß noch die vierfache Zeit laufen, bis er am Ziele iſt.

Am 8. Oktober erwachten wir mit einem ſtarken Hungergefühl. Vergeblich machten wir wiederholt Verſuche, den ſcheuen Wildſchafen beizukommen. Nach einem mehrſtündigen Marſch auf dem weſtlichen ſumpfigen Talrande durchritten wir den klaren Fluß auf einer ſeichten Furt, lagerten wieder bei herrlichen Baumpartien und erkämpften uns dann unſeren Weg weiter nach Nordoſt, abwechſelnd durch ſumpfige Wieſen oder tiefe moraſtige Gräben. Am Nachmittage zogen wir in der gleichen Richtung durch roten, ſtark verwitterten Sandſteinfels bis zu einem breiten ſumpfigen Paſſe und gelangten in ein Tal, deſſen Begrenzungsrücken beiderſeits buchtenartig eingefreſſen und zerſägt waren.

*) Außer dem bereits bezeichneten nach Nordoſt verlaufenden Weg führt noch ein weiterer nach Sung-p'an-t'ing über einen hohen Paß in der öſtlichen Kette über eine Anſiedlung namens Mörr-gi. Dieſer Weg ſoll aber ſchwer gangbar und ſteinig ſein.

Nur äußerſt langſam vollzog ſich der Vormarſch. Auch dieſer Tag hatte uns einige Pferde gekoſtet, und baldige Rettung tat dringend not. Unſer Zuckerbeſtand ging auf die Neige, und die Pferde glichen bereits mit Fell überzogenen Gerippen.

Gegen 7 Uhr abends machten wir Halt. Die Chineſen jammerten nach Nahrung; ſie waren ſo müde und abgeſpannt, daß ſie weder die Pferde abſatteln, noch die Tiere während der Nacht aneinander feſtkoppeln wollten. Mit geſchloſſenen Augen lagen die Leute am Boden. Man hätte immerhin noch eine Komödie dahinter vermuten können, wenn mir nicht ein Umſtand deutlich gezeigt hätte, daß es ſchon ſchlimm um ſie ſtand: ſie hatten nämlich aufgehört zu ſchimpfen. Nur ihr Blick zeigte etwas Feindſeliges, und die eingefallenen Geſichtszüge, die hohlliegenden Augen deuteten darauf, daß ſie in der Tat an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt waren.

Es mußte irgend etwas geſchehen, um die Leute wieder aufzufriſchen. Da uns nur die eigenen Pferde zu Nahrungszwecken zur Verfügung ſtanden, fragte ich die Chineſen, ob ſie einverſtanden wären, wenn eins der Pferde geopfert würde. Als ſie bejahten und ſehnlichſt um Fleiſch baten, ſchoß ich unſer kümmerlichſtes Pferd nieder.

Es war kein erfreulicher Anblick, als im Halbdunkel die Chineſen mit ihren Meſſern und Schwertern gierig herbeiſtürzten und das eben verendete Tier in Stücke zerlegten. Liu, der gelernte Metzger, hatte raſch den Leib geöffnet und Herz und Leber herausgenommen. Schließlich hatten die Chineſen ihre geringen Kräfte bei dieſer Metzgerarbeit ſo völlig aufgebraucht, daß es ihnen nicht mehr möglich war, ein Feuer anzumachen und eine Kochvorrichtung aufzubauen. So mußten wir denn ſelbſt mit Hand anlegen, und bald brodelten das Herz des geopferten Tieres und andere Fleiſchteile in der Meſſingpfanne. Die Leber erwies ſich als ungenießbar, dagegen ſchmeckte, trotz der Zuſammenſtellung mit Zucker und Tee, das Herz ganz gut. Die Chineſen brieten ſich am offenen Feuer noch einige Schulterſtücke als Nahrung für die nächſten Tagemärſche.

Die Pferdeschlächterei war eigentlich ein großes Wagnis. Bei der Beschaffenheit des Geländes, der großen Entfernung von Sung-p'an-t'ing und der Erschöpfung von Mensch und Tier lag die Gefahr nahe, daß wir genannten Ort überhaupt nicht mehr erreichten. Wenn wir noch weitere Pferde opferten, so hätten schon einige Leute zu Fuß gehn müssen, was bei ihrer Übermüdung gleichbedeutend mit Hungertod oder Tod infolge Erschöpfung gewesen wäre. Immerhin hatten wir die Aussicht, mit dem Fleisch dieses Pferdes eine halbe Woche auszureichen; bis dahin konnten wir, wie wir bestimmt hofften, die Wasserscheide überschritten haben, und dann hätten wir uns im Quellgebiet des Yang-tsï-kiang in der Nähe chinesischer Orte befunden, wo uns Rettung und Hilfe geworden wäre.

Ich machte bei der nächsten Rast den Vorschlag, vorerst den dürftigen Karawanenspuren nach Nordost zu folgen und dann einfach in Ostrichtung weiter vorzustoßen. Da dies für die ganze Reiterschar wegen der außerordentlichen Anstrengung der Pferde zu ermüdend war, bestand ich darauf, daß wir beiden Europäer mit dem Unteroffizier zur Erkundung vorausreiten sollten, um — Sung-p'an-t'ing zu suchen. Yang zeigte sich zwar mit diesem Vorschlag anfänglich einverstanden, die übrigen Chinesen erhoben jedoch Einspruch. Hau sagte mir sogar ganz frech ins Gesicht, er wäre überzeugt, daß wir, die Leistungsfähigeren, mit den frischeren Pferden von Wäßerr sie im Stich lassen und uns allein retten wollten. Gegen das Versprechen, daß ich nach Rückkunft in Peking für Yang und Sü Schritte unternehmen würde, um diesen einen höheren Rang zu verschaffen, und jedem Chinesen nach glücklicher Errettung in Sung-p'an-t'ing 15 Taels als Extrabelohnung auszuzahlen, gaben die mißtrauischen Chinesen endlich ihr Einverständnis zu der Teilnahme Yangs am Aufklärungsversuch.

Die Wegeverhältnisse wurden eher schlechter als besser, die Landschaftsbilder gestalteten sich dafür farbenprächtig. Der rote Sandstein der Talhänge bildete einen schönen Gegensatz zu den violett gefärbten Legföhren und Nadelwäldern; bald leuchteten in rotglühenden Farben

Büſche aus dem dunkelgrünen Raſen, dann wieder lagerten ſich in dem kleinen Seitental mit den bemooſten felſigen Wänden Tümpel ein, in deren tief dunklen und ſtahlblauen Waſſern dieſe ganze farbenreiche Natur ſich ſpiegelte. Über dem Ganzen ein mattblauer Himmel mit zerriſſenem, blendend weißen Gewölk, runden, zuſammengeballten Haufenwolken und feingefiederten Cirrusformen. Ein Böcklin hätte ſeine Freude an dieſer herrlichen Natur haben können.

Spät nachmittags gelangten wir in ein mehrere Kilometer breites Tal, in dem der Gáng-tſchóchó, von dichten Baumgruppen umſäumt, nach Nordweſt ſtrömte. Wir verließen bald unſere nordöſtliche Marſchrichtung, die wir ſeit mehreren Tagen inne gehabt hatten, und wandten uns jetzt am Fuße eines Höhenmaſſivs nach Südoſt. Mächtige Tannenwälder bedeckten die Hänge, und umfangreiche Windbrüche deuteten auf die elementare Gewalt, mit der hier die Stürme zu hauſen pflegen. Wiederum ging es über moraſtigen, ſchlammigen Boden, und kurz vor Sonnenuntergang hielten wir nahe der Mündung eines Seitenfluſſes auf einem reizend gelegenen Plätzchen an.

Von hier aus ſollte die Erkundung vor ſich gehen. Noch vor Tagesanbruch trafen wir alle Vorbereitungen hierzu: in erſter Linie die Ernennung eines Karawanenbaſchi*) für die nachfolgende Kolonne, dann die Verteilung der ſpärlichen Lebensmittel und die Verabredung von Vorſichtsmaßnahmen, unter denen die Leute unſeren Spuren folgen ſollten. Zu ihrem Führer wurde Hau ernannt, und als Lebensmittel erhielten ſie alles, was wir noch beſaßen, bis auf drei fauſtgroße Brocken Zucker, den Reſt des Pferdeherzens und ein kleines Stück gepreßten Tees, die den Vorrat der Erkundungspatrouille bilden ſollten. Dieſer wurden auch noch die Meſſingpfanne, der Blasbalg und das Feuerzeug zugeſprochen. Dr. Tafel und ich ſollten außerdem den größten Teil der wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe, in waſſerdichten Tüchern verſchnürt, mitführen. Das ſchwere Silber ſollte bei der Kolonne zurückbleiben.

*) Führer der Karawane.

Photograph by Art Lu

Als es zu dunkeln begann, verweigerte der Unteroffizier, der Gewissensbisse bekommen zu haben schien, plötzlich die Teilnahme an dem Erkundungsritt, weil er, wie seine Kameraden, fürchtete, daß wir drei in dieser gefährlichen Gegend doch nichts auszurichten vermöchten und umkommen würden. Als die Chinesen aber sahen, daß alle ihre Bemühungen vergeblich waren, mich von meinem Entschlusse abzubringen, drängten sie den Unteroffizier nun wieder, als ihr Vertreter an der Erkundung teilzunehmen. Er sollte in Wirklichkeit wohl nur darauf achten, daß wir der Karawane nicht durchbrannten.

Der prachtvolle Tag ging zu Ende. Nach 9 Uhr abends überzog sich der Himmel mit einem leichten Wolkenschleier und bald fiel feiner Staubregen hernieder, der sich rasch zu einem Wolkenbruch verdichtete. Gleichzeitig war ein mächtiges Gewitter heraufgezogen, das mit einem wilden Sturm eine halbe Stunde lang in unserem Tale wütete. Bald schwammen unsere Lagerstätten im Wasser, und als noch dazu ein eiskalter Wind zu wehen begann, gestaltete sich unsere Lage recht ungemütlich. Ich hatte mich auf meinen Sattel gesetzt, den Karabiner hochgehoben und darüber die Zeltbahn zeltartig niederfallen lassen. Unter diesem notdürftigen Schutzdach kauerte ich wie ein Igel zusammengerollt.

Den übrigen Leuten erging es nicht viel besser, einige von ihnen liefen frierend im Kreise umher, wieder andere hatten sich den Pelz über den Kopf gezogen. Ab und zu, wenn sie ihn öffneten, hörte man ihr Wimmern und Zähneklappern. Die Schrecken dieser Nacht überzeugten mich, daß es die allerhöchste Zeit war, einen letzten Rettungsversuch zu machen, und daß der geplante Erkundungsritt auf jeden Fall und *schleunigst* ausgeführt werden müsse. Schleunigst schien aber zur Unmöglichkeit zu werden, denn die ausgiebigen Regenschauer hatten das an und für sich schon schwer gangbare sumpfige Gelände noch mehr aufgeweicht, und es war mir klar, daß unsere Tiere und Menschen nur noch wenige Tage den Anstrengungen und Entbehrungen widerstehen konnten.

Aber damit noch nicht genug. Nach Mitternacht ging der Regen in

Schnee über; die Kälte nahm immer mehr zu, und bald war es ſtockdunkel geworden. Wir konnten nur mit der Hand den Schnee fühlen und ab und zu hören, wie ſich ihn einer oder der andere vom Körper abſchüttelte.

Das Schlimmſte, was uns hätte begegnen können, war geſchehen: Schnee war gefallen und hatte die an und für ſich ſchon ſchwer ſichtbaren Spuren des Karawanenweges unauffindbar gemacht. Wie ſollten wir am nächſten Morgen vorwärts ziehen?

Es bedurfte der größten Überwindung, um nicht unter dieſem harten Schickſalsſchlage zuſammenzubrechen. Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit und das Bewußtſein, daß es galt, eine große Aufgabe zu löſen, gaben mir die nötige Kraft. Sobald es ſich etwas aufhellte, machten wir drei uns marſchbereit. Dies dauerte aber lange Zeit, denn die Sättel und Riemen waren wie unſere Hände ſteifgefroren und die Pferde brachen wiederholt in die Kniee, als ſie die erſten Gehverſuche nach dieſer unfreundlichen Nacht machten. Eine dicke Schneedecke breitete ſich wie ein Leichentuch über unſeren Lagerplatz aus. Von den ſaftigen Wieſen, den Ausrüſtungsgegenſtänden, einigen ruhenden Chineſen war weiter nichts zu ſehen als ein Kopf oder ein Paar Füße oder die in den Boden geſteckten Schwerter. Selbſt die dicht belaubten Büſche und die Baumkronen trugen dicke Schneekappen. Und dazu fielen die Schneeflocken in unverminderter Menge noch weiter aus den dunkelgrauen, tief hängenden Wolken nieder. (Siehe Bild 59.)

Ich rief noch einmal meine verzweifelte Schar zuſammen und ließ ihr durch Hau ſagen: Laßt den Kopf nicht hängen, habt Vertrauen zu mir und befolgt gewiſſenhaft meine Anordnungen für die Zeit unſeres getrennten Weitermarſches. Ich verſpreche euch feierlich, daß ich mit allen meinen Kräften beſtrebt ſein werde, euch alle zu retten! Folgt unſeren Pferdeſpuren im Schnee. Von jetzt an habt ihr keine Rückſicht auf den Zuſtand der Pferde mehr zu nehmen.

Unter Jammern und Heulen der Chineſen beſtiegen wir unſere Pferde und ritten zuerſt mühſam über die breiten moraſtigen

Rinnen oſtwärts, um, dem Oberlauf des Gáng-tſchóchó folgend, die Höhenkette vor uns zu erſteigen; ich hoffte dadurch auf einen Paß zu kommen, von dem aus wir möglicherweiſe in das Quellgebiet des Yang-tſï-kiang abſteigen könnten. Ein Blick zurück zeigte uns, wie die Chineſen Vorbereitungen zum Weitermarſch trafen. Sie mochten in dieſer Zeit Todesangſt ausgeſtanden haben, als ſie nun plötzlich auf ſich allein angewieſen waren und die viel geſchmähten Europäer von dannen reiten ſahen. Unſere Spuren im Schnee waren gut ſichtbar.

Bald lagerte ſich Nebel zwiſchen uns und die zurückbleibende Schar. Unſere Pferde brachen wiederholt in tiefe Waſſerlöcher ein, die durch eine Eis- und Schneedecke verborgen geblieben waren. Nach mehrſtündiger, beſchwerlicher Wanderung ſtanden wir auf dem Kamm der Höhe, in einem breiten Paſſe mit einem 3 m hohen, aus Steinen und Stangen errichteten Obo. Wir froren erbärmlich, denn ein eiskalter Wind pfiff uns um die Ohren. Seit drei Tagen hatte ich kein Schuhwerk mehr, meine Füße waren nur mit Lumpen umwickelt. Beim Reiten verurſachten die kalten eiſernen Bügel, die der Fuß bei den ſchwierigen Klettereien und gefährlichen Pfaden nicht verlaſſen durfte, Schmerzen. Mit der Zeit waren aber auch die Füße unempfindlich geworden.

Nicht nur die Fußbekleidung, unſer geſamter Anzug beſtand nur noch aus Lumpen. Die Hoſe war zerriſſen, und der eiſige Wind blies, da ſämtliche Unterkleider bereits verloren gegangen waren, auf die nackte Haut. Um den Kopf hatten wir Tücher geſchlungen. In großen Fetzen hing uns die Haut vom Geſicht, die Lippen waren geſprungen und blutig, Bart und Augenbrauen vereiſt. Die Augen waren infolge des ſcharfen Windes entzündet und die Hautfarbe faſt rotbraun vor Froſt. Yang war bereits ſchneeblind geworden und in Kürze ſchien auch uns das gleiche Schickſal bevorzuſtehen.

Vom Paſſe aus zogen wir in einem ſteilen Abſtieg und durch dichtes Geſtrüpp in Südrichtung in ein mächtiges Tal hinab. Beſchwerlich und langſam geſtaltete ſich der Marſch, und mit Gewalt mußten wir uns ſtellenweiſe den Weg durch dieſe Wildnis frei legen. Beſtändig fielen

Schneemaſſen von den Zweigen auf uns nieder. Bald bogen wir in ein linkes Seitentälchen ein, um, wie beabſichtigt, in der Oſtrichtung weiter zu ziehen. Die Quellgebiete dreier nach Süden laufender Flüſſe und vier dazwiſchen liegende Päſſe überſchritten wir in den nächſten Stunden. Herrliche Gruppen von Laubbäumen wechſelten mit haushohen Tannen ab. Der Boden war moraſtig. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört und die Sonnenſcheibe beleuchtete dicht verſchleiert, aber grell die in Schnee gebettete Landſchaft.

Stündlich wechſelten wir das Spitzenpferd, um die äußerſt mitgenommenen Tiere gleichmäßig anzuſtrengen. Manchmal durchkreuzte die Fährte eines Wildes oder eines Raubtieres unſeren Weg, und öfters trafen wir friſch verlaſſene Lagerplätze an, mitunter Reiterſpuren und nun ſogar ein noch rauchendes Lagerfeuer. Ein Überfall der Tibeter hätte uns verhängnisvoll werden können, denn wir führten faſt keine Munition bei uns, da wir alles den Chineſen zur Beruhigung und zur moraliſchen Stärkung überlaſſen hatten.

Es mochte gegen 2 Uhr nachmittags geweſen ſein, als wir den letzten der erwähnten vier Päſſe überſchritten hatten. In einem dicht mit Bäumen und Buſchwerk beſtandenen Tale ritten wir zu einem ſtarken klaren Fluß hinab, deſſen beide Ufer von hohen Terraſſen eingeſchloſſen waren. Hier trafen wir Tibeter und Herden an, außerdem einen großen verlaſſenen Lagerplatz. Die Leute machten ebenſo erſtaunte Geſichter wie wir, als ſie unſer anſichtig wurden. Nach dem Wege befragt, rieten ſie uns, dieſem Fluß, den ſie Kälung-ho nannten, aufwärts zu folgen. Zwiſchen dichtem Geſtrüpp und außerordentlich maleriſchen Partien vollzog ſich der Vormarſch dem von Wäldern und ſaftigen Wieſen umſäumten Fluß entlang bis unterhalb ſeines Quellgebietes.

Regen praſſelte jetzt wieder hernieder, und dichte Nebel verbargen uns jede Ausſicht. Da die Wildnis dieſen Wildbächen entlang immer mehr zunahm, entſchloß ich mich zur Umkehr, um dem Kälung-ho abwärts zu folgen. Durch dieſen Umweg waren die Pferde gegen 20 km nutzlos gelaufen; wenn es uns aber gelingen ſollte, nach der entgegengeſetzten

Richtung hin erfolgreich vorzustoßen, so wurde dieses Opfer reichlich belohnt, erwiesen wir doch hierdurch der nachfolgenden Karawane, die bei dem jämmerlichen Zustand der Tiere keinen Schritt nutzlos marschieren durfte, einen großen Dienst!

Unser Mittagsmahl bestand aus einer Handvoll roter Beeren, die im Tale des Kálung-ho in großen Mengen gediehen. Ein paar Stunden folgten wir dem Kálung-ho in Südrichtung, dann verließen wir ihn und zogen in einem schachtartig eingekerbten Tal ostwärts. Hier fanden wir zu unserer Freude unter dem Schnee Yak- und Pferdespuren vor, die uns auf einen Weg aufmerksam machten, der in steil ansteigenden Serpentinen zu einem Passe führte, auf dem wir kurze Rast hielten. Wir teilten das letzte Stück des Pferdeherzens unter uns und zogen dann mit unseren dampfenden, schwer atmenden Pferden hinab nach Norden in ein enges sumpfiges Tälchen.

Hier verloren wir den Weg wieder. Aufs Geratewohl wählten wir zum Weitermarsch ein stark eingefurchtes langes gerades Tal, das stetig nach dem Kamm eines mächtigen Rückens zu anstieg. Bald senkten sich die auf den Bergspitzen Tags über lagernden Nebel zu Tal und machten jeden Orientierungsversuch unmöglich.

Schier unendlich lang kam uns der Anstieg vor, und wenn wir glaubten, dem Passe nahe zu sein, so erwies es sich, wenn der Wind auf kurze Zeit die Nebel zerriß, jedesmal als trügerisch. Immer tiefer wurde die Schneelage, hochaufragende Felswände zeigten auf uns herab, und unten in der Tiefe gähnte das Tal. Der Sturm jagte zerrissene Nebelfetzen über die tote Stätte und peitschte uns Graupeln ins Gesicht. Das Atmen fiel schwer, wir befanden uns anscheinend hoch über dem Meeresspiegel.

In einer halben Stunde mußte die Nacht bereits anbrechen. Es war also Zeit, den Paß aufzufinden, um dann jenseits für die Nacht in wirtlichere Gebiete zu kommen. Von einem Zurückkehren und Abwarten des nächsten Tages auf der diesseitigen Paßhöhe durfte somit keine Rede sein. Das Schneegestöber nahm stetig zu, so daß ich kaum einige Schritte weit sehen konnte. Da die beiden anderen Reiter aus Über-

müdung zurückgeblieben waren, ſetzte ich mit meinem Pferde allein den Anſtieg fort. Am Kamm angelangt, ließ ich mein Pferd hinter dieſem, vor der Gewalt des Sturmes geſchützt, ſtehen, kroch auf allen Vieren auf den gratartigen Rücken und rutſchte dann dieſem entlang. Der Sturm heulte in allen Tonarten, manchmal löſte ſich irgendwo ein Felsblock und unter mächtigem Gepolter und Getöſe ſtürzte die losgelöſte Maſſe zu Tal. Ringsum Halbdunkel und Schneegeſtöber. Vergeblich ſpähte ich nach einer zum Abſtieg geeigneten Stelle.

Nach bangen Minuten erblickte ich dicht vor mir, als der Wind für kurze Zeit ein Loch in den Nebelſchleier geriſſen hat, ein großes Obo. Raſch ſtand ich neben dieſem Merkzeichen tibetiſcher Paßmarkierung, unterſuchte den umliegenden ſteinigen Boden und fand zu meiner Freude ſeitlich vom Obo einige Pferdeſpuren. (Siehe Bild 60.)

Ich halte die Hände ſchallförmig vor den Mund und rufe aus Leibeskräften in das Tal hinab, daß ich eine gangbare Abſtiegsſtelle gefunden habe. Keine Antwort! Waren meine Begleiter und ihre Pferde zuſammengebrochen, waren ſie überfallen oder übertönte nur das Toſen des Sturmes meinen Ruf? In kurzen Pauſen wiederhole ich meine Rufe, endlich finden ſie aus nächſter Nähe Erwiderung, und bald waren wir auf dem Paſſe vereint.

Wir ſtanden an der Gabelung dreier Täler und wählten zum Abſtieg das nach Oſten ſtreichende, deſſen oberer Teil mit ſcharfkantigen Steinſplittern überdeckt war. Ein Wildbach gab uns das Geleit. Der Fall des Tälchens war ſtark, es kerbte ſich raſch ein, Buſchwerk bekleidete weiter abwärts ſeine Hänge, ſpäter ſogar Nadelwälder, Birken, Koniferen. Mittlerweile war die Dunkelheit hereingebrochen. Noch eine halbe Stunde folgten wir dem ſteil abfallenden Tale am Bache hinab und gegen 10 Uhr nachts erreichten wir einen kleinen Talkeſſel.

Vom Paſſe aus hierher hatten wir eine große Strecke zurückgelegt, und ich hatte den Eindruck gewonnen, als ob dieſer letzte Paß die Waſſerſcheide zwiſchen dem Yang-tſi-kiang und Huang-ho vorſtellte. Fraglich erſchien nur, ob wir in das Gebiet

des Min-ho oder in das eines westlichen Yang-tsï-Nebenflusses gelangt waren. Da wir auf jeden Fall bei einem Marsche talabwärts auf chinesische Wohnsitze stoßen mußten, so beschloß ich, den Marsch nach Osten fortzusetzen.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, nach Eintritt der Dunkelheit in dem schwierig gangbaren Gebiete das Reiten aufzugeben und die Nacht hindurch in dem steinigen Gelände zu Fuß weiterzuziehen, um ohne Zeitverlust den nächsten chinesischen Ort zu erreichen, damit von dort aus möglichst bald der nachfolgenden Kolonne Hilfe gebracht werden konnte. Der Zustand meiner beiden Begleiter nötigte mich aber, in diesem Talkessel die Nacht zu verbringen. Da der Schnee geschmolzen war, suchten wir uns mitten im Tal zwischen hohem Grase und Buschwerk einen Lagerplatz auf. Wir wollten Feuer machen, doch da keiner von uns Europäern den Blasebalg (siehe Bild 44) richtig zu handhaben verstand und Yang zur Ausführung dieser Tätigkeit zu müde war, mußten wir auf den heiß ersehnten Tee verzichten.

Eine kleine Auffrischung hätte zweifellos gut getan, insbesondere dem Unteroffizier, in dessen Wesen infolge der Aufregungen und Leiden der letzten Tage eine eigentümliche Veränderung vor sich gegangen war. Mit einem irren Lächeln horchte er auf unsere Rede, doch schien er sie nicht mehr zu verstehen. Das einzige, was er noch erfaßte, waren die Worte Essen und Sung-p'an-t'ing. Doch so oft er sie hörte, schüttelte er lächelnd sein Haupt oder weinte. Der Ärmste war der Verzweiflung nahe, und da wir bei ihm einen Tobsuchtsanfall befürchteten, nahmen wir ihm vorsichtigerweise sein Messer ab.

Die Nacht über hatten wir starken Frost. In unsere durchlöcherten Zeltbahnen eingemummt, saßen und lagen wir abwechselnd am Boden, zeitweise hatte ich mir als Kopfkissen den Blasebalg genommen. Der Unteroffizier irrte nachts ab und zu im Lager umher; er schleppte ohne Grund Holz herbei, dann wieder schwang er einen Stock hoch in die Luft, als ob er zum Angriff vorgehen wollte, oder er horchte gespannt und glaubte Räuber zu hören. Es war eine unheimliche Zeit. Von

Mitternacht ab verfiel ich in einen geſunden Schlaf, und als ich beim erſten Morgengrauen erwachte, ſah ich mit Freuden, daß uns ein herrlicher Tag bevorſtand.

Mit leerem Magen traten wir unſeren Weitermarſch an. Ich hatte das zuverſichtliche Gefühl, als ob wir heute unſer Ziel erreichen müßten, und alle halbe Stunden verſicherte ich dem armen Yang, daß ihm der heutige Tag die lang erſehnte Erlöſung bringen werde. Doch nur von kurzer Dauer war die Wirkung meiner Troſtesworte, immer wieder machte er den Verſuch, mit ſeinem Pferde zurückzubleiben, abzuſteigen, ſich auf den Boden zu ſetzen und dort ſein Ende abzuwarten.

In prächtigen Waldpartien und in üppigen Hochgebirgslandſchaften ging es immer ſtark talabwärts. Die Talhänge begannen ſteil und felſig zu werden, der Bach bildete Waſſerfälle und durchbrach Felſenengen. Rauchgeſchwärzte Höhlen deuteten darauf, daß hier Wanderer zu übernachten pflegten. Gegen 10 Uhr vormittags hatten wir eine enge Klauſe erreicht. Welche Freude, als wir hier den erſten aus Baumſtämmen errichteten Steg und chineſiſche Wegemarken vorfanden. Wir mußten alſo *chineſiſchen Wohnſitzen nahe ſein*.

Alsbald nach Paſſieren der Klauſe, durch die der Bach wild hindurchſchießt, bemerkten wir inmitten der Waldungen auf den Höhen Köhlerhäuschen, von denen lange Holzrutſchbahnen zu Tal gingen. Es beſtand kein Zweifel mehr, daß wir in dieſen bewohnten Gebieten die erſten Vorpoſten chineſiſcher Anſiedlungen begrüßen konnten. Yangs Geſicht hellte ſich auf.

Der Fall des Tales wurde geringer, es erweiterte ſich allmählich, der Fluß hielt ſich in einem Bette des trockenen Talbodens, den blütenprächtige Obſtgärten bedeckten. Immer deutlicher wurden der Weg und die Wegemarkierungszeichen, die Stege mehrten ſich, bald grüßten uns einige größere Wohnhäuſer. Im erſten Augenblick glaubten wir, uns in unſeren heimiſchen Gebirgstälern, in einem Badeorte zu befinden, denn vor jedem Hauſe waren hohe Stangen errichtet, an denen große Flaggen wehten. Auch das Äußere der einſtöckigen Wohnhäuſer war dem

Der Verfasser nach der Expedition.

Digitized by Google

unſerer Landhäuſer ſehr ähnlich, hier wie dort Schindel- und Strohbedachung, mit Latten und Steinen beſchwert. Mauer- und Holzverſchlag, Balkons, Zäune, Springbrunnen, kurz, die Gegend machte auf mich einen anheimelnden Eindruck. Hier wohnten Tibeter, die ſich den Chineſen unterworfen hatten und die ſchon ſtark im Chineſentum aufgegangen waren.

Die erſten nicht feindlich geſinnten Menſchen kamen uns entgegen. Es waren Sſï-tſchu'an-Leute, Mohammedaner, mit hohen breitrandigen ſchwarzen Filzhüten, Zöpfen und langen blauen Gewändern, die ſie mit einem ſchwarzen Tuch zuſammengebunden hatten. Wir begrüßten uns gegenſeitig auf chineſiſch, und Yang war ſo überglücklich, daß er den armen Köhlerleuten Ehrerbietungen erwies, wie er ſie uns nie bezeigt hatte. Ich verſtand den Armen in ſeinem Glücksgefühl.

Wir erkundigten uns, wie weit es nach der nächſten chineſiſchen Stadt ſei, und erhielten die freudige Nachricht: noch 20 Li (15 km). Durch dieſe Bauern empfingen wir auch die Gewißheit, daß zur Zeit in den Provinzen Sſï-tſchu'an und Kan-ſu Ruhe herrſchte. Es wäre ja nicht ſo unmöglich geweſen, daß wir beim Betreten Chinas Aufruhr vorgefunden hätten, um ſo eher, als wir bei unſerer Hinreiſe von der Küſte nach Kan-ſu an verſchiedenen Orten eine ſehr europäerfeindliche Haltung bemerkt hatten.

In dem beruhigenden Gefühl, wieder ſicheren Boden unter uns zu haben, kamen wir raſch auf dem wohlgepflegten Wege vorwärts. Allmählich ſtieg dieſer am ſteilen Hang des linken hohen Talbegrenzungsrückens zum Paſſe empor. Im Tale öſtlich von dieſem Rücken ſollte Sung-p'an-t'ing liegen. Wir vermochten es aber nicht zu ſehen, weil es durch vorſpringende Rücken und Nebel verdeckt war. Eine Buchtung nach der anderen mußte durchritten werden, und immer von neuem eröffnete ſich die gleiche Ausſicht auf die an ſteilen Hängen angebauten Felder diesſeit wie jenſeit des Min-ho, der das Tal von Sung-p'an-t'ing durchfließt. Zeitweiſe bot ſich ein Blick auf die mächtige zerklüftete Kette

mit ewigem Schnee, die im Bogen den Talkeſſel von Sung-p'an-t'ing einfaßt.

Plötzlich lag, wie hingezaubert, die langerſehnte Stadt vor uns. Auf einem gegen den Min-ho vorſpringenden Rücken verläuft vom Kamm der Höhen ab in kühner Anordnung die krenelierte*) Stadtmauer bis hinunter zum Min-ho. Vor dieſer gut erhaltenen Mauer hat ſich ein Bach ein tiefes Rinnſal ausgegraben, das Sung-p'an-t'ing**) von dieſer Seite aus gegen jeden Angriff ſichert.

Durch ein kleines Tor betraten wir am 11. Oktober die Stadt und ritten aufs Geratewohl nach dem Yamen, der nach Ausſage der über uns aufs höchſte erſtaunten Chineſen und Mohammedaner vom Tſchï-fu (Präfekten) von Sung-p'an-t'ing bewohnt wurde. Es mochte gegen 12 Uhr mittags geweſen ſein, als wir drei in den Vorhof einritten und ſogleich Yang zu dem Beamten hineinſchickten, um über unſere Miſſion zu berichten und den Mandarin zu erſuchen, uns umgehend bei der Ausrüſtung einer Rettungsexpedition für die nachfolgende Kolonne behilflich zu ſein. Yamenleute brachten uns nach dem Gaſthaus, man ſchleppte die üblichen Polſter und Leuchter herbei; vom Yamen aber war als wichtigſtes zu uns ein Schreiber abgeſchickt worden, um uns neue chineſiſche Viſitenkarten herzuſtellen und um Tee zu bereiten, damit wir den bereits angeſagten Beſuch des Tſchï-fu ohne Verſtöße gegen die heilige Etikette empfangen und erwidern könnten. Für derartige Förmlichkeiten zeigten wir aber kein Verſtändnis; ich wollte für meine nachfolgende Kolonne ſorgen und möglichſt bald etwas zu eſſen bekommen. Wir kauften im nächſten Laden 40 Eier, Obſt, Zuckerwaren, Brot und Fleiſch und ſtillten damit vorläufig unſeren Hunger.

Eine dichte Menſchenmenge hatte ſich vor der Tür unſeres Gaſthofes verſammelt, und die Leute bewunderten und bemitleideten abwechſelnd die ſeltſamen Reiſenden und ihre abgehetzten Pferde. Das Fragen

*)

**) Die Oberſtadt beſteht aus neu erbauten Häuſern. Dieſer Stadtteil, der früher ausſchließlich Holzbauten aufwies, war im Jahre 1901 völlig abgebrannt.

wollte kein Ende nehmen, und die Honoratioren von Sung-p'an-t'ing sandten ihre Visitenkarten mit Glückwünschen zu unserer Errettung. Eine Viertelstunde nach unserer Ankunft in Sung-p'an-t'ing hatte bereits der ganze Ort von dem Ereignis Kenntnis, die Mohammedaner insbesondere halfen in anerkennenswerter Weise bei der Zusammenstellung der Rettungsexpedition. Vor allem leistete uns ein Chodscha, diesmal aber ein wirklicher, der schon nach Mekka und Medina gepilgert war, gute Dienste, die um so willkommener waren, als sich damals in Sung-p'an-t'ing keine Europäer aufhielten.

Um 2 Uhr nachmittags war die Rettungsexpedition fertig zum Abmarsch; sie bestand aus einem berittenen Mandarin und einem Packpferd mit Brotlaiben, sowie drei Soldaten des Brigadegenerals des Ortes, strammen, hübschen Leuten, die einen blauen Turban um den Kopf trugen und mit deutschen Gewehren M/71 bewaffnet waren.

Da nach meiner Berechnung die Chinesen noch an diesem Tage das große Tal südlich vom letzten Paß erreichen mußten, so wies ich den Führer der Rettungsexpedition an, einfach dem Tale aufwärts zu folgen. Infolge des Schneefalls konnten den Chinesen unsere Spuren nicht entgangen sein, und ich rechnete bestimmt mit einem Wiedersehen am nächsten Tage.

Der Unteroffizier weinte und lachte vor Freude, daß er nun wirklich gerettet war. Erst mit der Zeit gewann er seine Fassung wieder, aber nach einigen Tagen erst wurde er wieder vernünftig und natürlich auch wieder frech.

Zu den ersten Gängen in Sung-p'an-t'ing gehörte der nach dem Postamt, wo es uns auch nach zweieinhalbstündigem Reden und nach einer endlosen Bewirtung mit Tee und Konfekt gelang, die gewünschten Telegramme*) aufzugeben.

*) Damit waren diese Depeschen aber noch lange nicht befördert, weil sich die Endtelegraphenstation 700 Li (400 km) von Sung-p'an-t'ing befindet, in Tsch'öng-tóu-fu, einer großen Stadt Ssi-tschu'ans am Min-ho. Dorthin müssen die Telegramme zuerst durch Läufer gebracht werden. Durch die Vermittlung eines Untermandarins

So konnte denn meine Frau in Si-ning-fu am 21. oder 22. Oktober über Shanghai—Lan-tschóu im Besitze eines Lebenszeichens von mir sein.

Wie mochte es ihr wohl gehen, mit welcher Sehnsucht erwartete sie wohl stündlich eine Nachricht? Ob sie überhaupt noch eine zu erhalten glaubte? Vielleicht vermutete sie ihren Mann schon längst tot, vielleicht waren zu ihr schon Gerüchte gedrungen, die unseren Tod bestätigten und vielleicht hatten ihr die boshaften Chinesen und Tibeter sogar schon erbeutete Gegenstände als Beweismaterial zukommen lassen! Möchte doch alles zum Guten enden und möchte ich doch recht bald Si-ning-fu erreichen! Doch ein mächtiges Gebirge lag noch dazwischen, die hohe Wasserscheide des Tsʼin-ling und ein weiter Weg,*) welcher der Entfernung von Berlin nach Paris entspricht.

5 Uhr nachmittags machte der Tschï-fu seinen Besuch. Wir empfingen ihn in unseren zerrissenen Kleidern und barfuß, weil unsere gleich bestellten Kleidungsstücke erst am nächsten Tage fertiggestellt sein konnten. Die Hauptfrage des Beamten, eines intelligenten, aber sehr berechnenden Chinesen war natürlich, ob ich beabsichtigte, ihn für den Schadenersatz der in Tibet verlorenen Gegenstände aufkommen zu lassen. Ich versicherte ihm wiederholt, daß ich auf jede Entschädigung verzichtete und daß ich ihn auch später niemals dafür belangen würde. Er mißtraute aber meinen Worten. Um mich ganz zu gewinnen, ließ er vor unseren Augen eine Strafexpedition für Knäba zusammenstellen, die im ganzen aus acht Soldaten, drei Schwertern, einem Spieß und drei Gewehren bestand; diese Streitmacht sollte in einem siebentägigen „Gewalt-

war es endlich gelungen, einen solchen Boten ausfindig zu machen, der die Verpflichtung übernahm, diese Strecke auf sehr schlechten Wegen in 4½ Tagen zurückzulegen. Noch am gleichen Abend ging er ab.

*) Die Chinesen rechnen zur Zurücklegung dieser Strecke ohne Rasttage 32 Tage mit einer Tagesleistung von 80 Li, und zwar rechnen sie bis Min-tschóu 20 Tage, von dort nach Lan-tschóu 7 Tage und von Lan-tschóu nach Si-ning-fu 5 Tage. Die Handelskarawanen, die von hier nach Si-ning-fu und Kumbum ziehen, rechnen volle zwei Jahre für den Hin- und Rückmarsch, d. h. im Frühjahr des ersten Jahres wandern sie nach Si-ning-fu, verbringen dort den Winter und treten im nächsten Sommer den Rückmarsch an.

marſche“ zum Oberhäuptling von Knäba ziehen, um ihn und ſeinen Stamm für ſein feindſeliges Verhalten gegen uns nicht nur zu ſtrafen, ſondern auch, um unſer Gepäck zurückzufordern. Das alles war natürlich nur eine Komödie.

Als Dank für das ihm gegebene Verſprechen, ihn nicht auf Schadenerſatz einzuklagen, ſchickte uns der Präfekt am Abend eine reiche Mahlzeit.

Für die Nacht hatten wir uns einige Decken gekauft; wir kamen uns vor wie im Himmel, als wir auf dem weichen Lager ruhten, und noch bis ſpät in die Nacht hinein ſprachen wir von unſerem Glück und von den harten vergangenen Zeiten. Ich mußte viel an meine Frau denken und malte mir ſchon im Geiſte den Augenblick aus, in dem ich ſie wieder geſund und zufrieden in Si-ning-fu begrüßen würde.

Erſt gegen Mitternacht fielen wir in kurzen, aber oft unterbrochenen Schlummer. Körper und Geiſt waren an eine ſorgloſe Ruhe noch nicht wieder gewöhnt. Bald ſchreckten wir auf, weil wir einen Überfall fürchteten, bald riefen wir den Poſten an, und bei jedem Geräuſch langten wir nach unſeren Waffen. Das rauhe Leben im Lande der böſen Ngolok ließ uns noch immer Tag und Nacht für unſer Leben beſorgt ſein.

Den Morgen des 12. Oktober widmeten wir der Pflege unſeres zerſchundenen Körpers. Die Wunden an Geſicht, Händen und Füßen wurden verbunden und der neue chineſiſche Anzug und die hohen Lederſtiefel anprobiert. Mit unſeren großen ſchwarzen Sſi-tſchu'an-Hüten nahmen wir uns als richtige chineſiſche Gentlemen aus, und die chineſiſchen Gaffer im Hofe legten mit einem Male ein ehrerbietiges Weſen uns gegenüber an den Tag. Wir hatten wieder unſer „großes Geſicht“, und das iſt ja in China die Hauptſache.

Gegen 10 Uhr vormittags veranlaßte uns Pferdegetrappel, nach dem Hofe des Gaſthauſes zu ſehen. *Unſere kleine zuſammengeſchmolzene Karawane ritt ein.* Die Leute ſchwenkten ihre Waffen und ſchrieen vor Freude.

Wer die ſtolze Expedition beim Auszug aus Scharakûto geſehen hatte, dem mußte es in der Seele wehe tun, dieſe nun bei ihrer Heimkehr

aus Tibet zu erblicken. Es war ein Jammerbild. Die wenigen zurückkehrenden Pferde glichen mit Häuten überzogenen Gerippen, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, den Kopf ließen sie hängen; die Tiere waren bereits so abgestumpft, daß sie hingereichtes Futter gar nicht mehr beachteten. Ganz verwundert sahen sie sich um, als ihnen der Sattel vom zerschundenen Rücken abgenommen wurde und als man sie in bedeckte Ställe führte, wo ihrer reichliches Futter und gute Pflege harrten.

Die Chinesen strahlten vor Freude, als sie sich nun wiederum in der sicheren Heimat wußten, und in ihrem Glücke machte einer nach dem anderen unausgesetzt vor uns Kotaus zum Dank für die Erfüllung unseres Versprechens, die so schnell ausgeführte Rettung. Die Hilfsexpedition hatte gute Dienste geleistet.

Ich hatte inzwischen für alle meine Leute in einem nahen Wirtshaus für 700 Käsch (3,30 Mark) ein üppiges Mahl bereiten lassen und gab ihnen Geld, um sich neue Kleider und Vorräte für den Marsch in die Heimat zu kaufen. Die heruntergekommenen Pferde, die ich nicht mehr gebrauchen konnte, verschenkte ich an die hocherfreuten Chinesen, die von hier aus in ihre Heimat entlassen werden sollten. Die meisten Ma-fus veräußerten ihre Pferde an Ort und Stelle und erhielten immerhin noch so viel Geld, als die Knochen und die Haut wert waren. Der freche Tatschang benutzte diese Gelegenheit, um hinter meinem Rücken auch noch mein Sattelzeug und mehrere andere mir gehörige Gegenstände zu verkaufen.

Nach dem Mahle fand die Auszahlung statt. Je nach den Verdiensten empfingen die Soldaten und Ma-fus zu ihrem Lohn noch ein Geldgeschenk. Ich gebe hier im nachfolgenden die Beträge an, welche die Chinesen erhalten hatten, um den lügenhaften Angaben entgegenzutreten, die von leicht zu erratender Seite in Si-ning-fu später gemacht wurden.

Obwohl ich nicht hierzu verpflichtet war, gab ich jedem der drei Soldaten eine monatliche Löhnung von 7 Taels, Sü und Yang eine solche von 10 Taels, das macht für den einzelnen Soldaten 28 und für die

beiden anderen 40 Taels. Außerdem bekamen die fünf Ambanleute für den Marſch nach Si-ning-fu für den Tag und für jedes Pferd 3 Mace (81 Pfennige), alſo 36 Taels Pferdegelder ausgezahlt. Ta-tſchang erhielt 24 Taels, Hau 120 Taels, Liu der Koch 20 Taels, Lo-ſan 30 Taels, Tſchang 36 Taels, Lo-li 17 Taels, Tſchifu 22,4 Taels und Kóu 10 Taels. Lo-ſan und Tſchang erhielten mehr, weil in ihrem Lohn das ihnen zukommende Gehalt von der Chinareiſe noch dazu gerechnet werden mußte. Für den Lehrer Li hatte ich in Sung-p'an-t'ing 100 Taels hinterlegt für den Fall, daß er hier ſtatt in Min-tſchóu landen ſollte.

Es war nicht ganz leicht, mit den Chineſen dieſes Rechenexempel aufzuſtellen; trotz aller Vorſicht gelang es ihnen, mich zu übertölpeln. Ich drückte aber ein Auge zu, gab vielmehr jedem noch ein anſehnliches Geldgeſchenk dazu und war ſelbſt zufrieden, als ich meine Chineſen zufriedengeſtellt ſah. In eifriger Unterhaltung ſaßen ſie alsbald beim Tee zuſammen und ſchmiedeten Pläne, was ſie ſich nun mit ihrem hart verdienten Silber alles kaufen könnten.

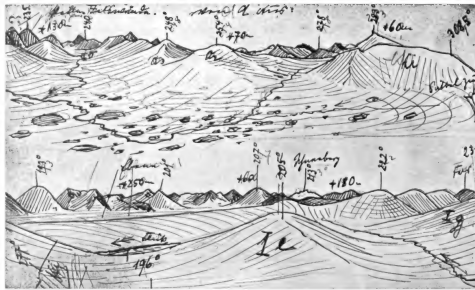
Wenn ich auch meinen Ma-fus und Soldaten in Tibet oft grollte und ſie über alle Berge wünſchte, jetzt, da alles zu einem glücklichen Ende geführt war, wollte ich keinen Zorn für vergangene Schuld und für ihr rebelliſches, heimtückiſches Weſen mehr in mir aufkommen laſſen, ich dankte vielmehr jedem einzelnen für ſein treues Aushalten und für ſeine Dienſte und im ſtillen auch dafür, daß er mich nicht heimtückiſcherweiſe erſchoſſen hatte.

So ſchloß denn dieſer für die Chineſen wichtigſte Vorgang — die Lohnauszahlung — ohne jeden Mißton ab.

Sung-p'an-t'ing, das Ziel meiner Expedition, hatte uns ein gütiges Geſchick erreichen laſſen. Unſere Wege hatten uns *quer durch den unbekannteſten Teil Mittelaſiens* geführt. Doch noch mehr, als bedeutendſten Erfolg konnten wir das Gelingen einer Reihe wiſſenſchaftlicher Arbeiten bezeichnen, deren wichtigſte wohl die *kartographiſche Aufnahme der ganzen Strecke Schara-*

kúto—Sung-p'an-t'ing ist. Ich muß offen gestehen, daß Dutzende Male die Versuchung an mich herantrat, die außerordentlich anstrengenden Routenaufnahmen aufzugeben. Jeder, der schon einmal in seinem Leben eine derartige Geländeaufnahme ausgeführt hat, weiß, daß es nicht leicht ist, bei Sturm und Wetter und noch dazu in Feindesland, inmitten von Spionen, diese Arbeiten zu bewältigen.

Der Winter stand vor der Tür. Es war die allerhöchste Zeit gewesen, daß wir die schützende Stadt erreichten, da wir für eine Winterexpedition in Tibet nicht ausgerüstet waren. Einige Wochen später wäre es auch nicht mehr möglich gewesen, in dem bis dahin tief verschneiten Gelände den Weg nach Sung-p'an-t'ing zu finden. Als wir uns an diesem denkwürdigen Abend des 12. Oktober 1904 zur Ruhe legten und ich sämtliche mir anvertrauten Menschen gerettet wußte, da mochte wohl jeden von uns ein dankbares Gefühl gegen das gütige Schicksal überkommen.



Originalskizze aus einem Routenbuch des Verfassers.

Blick auf die Bayerfora-Kette östlich vom Portschagla.

Skizzen und Routenzeichnungen wurden ursprünglich mit Blei niedergelegt und am gleichen Abend mit Tusche nachgezeichnet.

Ein Blatt aus einem Tibet-Routenbuch des Verfassers.

Elftes Kapitel.

Wiederſehen und Heimkehr.

Noch drei Tage gedachten wir in Sung-p'an-t'ing zu bleiben und dann den Ritt nach Si-ning-fu über Min-tſchóu—Lan-tſchóu anzutreten. Da die Wegſtrecke von hier nach Si-ning-fu, wie ſchon erwähnt, ſehr lang iſt und das Gelände ſchwierig gangbar, ſo mußten für dieſen Ritt ſorgfältige Vorbereitungen getroffen und vor allem gute Pferde*) beſorgt werden.

Nach langem Suchen waren acht Pferde aufgetrieben. Zwei waren für uns Europäer beſtimmt, der Reſt für die geringe Bagage und für diejenigen Diener, die ich mit nach Si-ning-fu zu nehmen gedachte: Hau, Tſchöng, einen der Ambanſoldaten, Liu den Koch und das „enfant terrible", Tſchang.

Der 14. Oktober war Beſuchstag. Die erſte Viſite galt dem Brigadegeneral, dem Tſchön-t'ai, der uns wiederholt verſicherte, daß auch er vier Soldaten und einen Mandarin nach Knába geſandt habe, um die dortigen Häuptlinge zur Rechenſchaft ziehen zu laſſen. Auch dieſe Geſchichte war, wie wir nachher erfuhren, von A bis Z erlogen.

Der Präfekt empfing uns unter Böllerſchüſſen, wahrſcheinlich, weil

*) Beim Pferdekauf in Kanſu und Sſï-tſchu'an gingen wir vorſichtig vor; denn man pflegt die Pferde gewöhnlich zu teuer zu bezahlen, weil man ſie zu jung einſchätzt; dies kommt daher, daß bei den chineſiſchen Pferden infolge des Futters (vorherrſchend Gras, Stroh, ſelten Erbſen und Kleie) die Zähne viel weniger abgenutzt ſind, als bei unſeren Pferden. In Sung-p'an-t'ing koſtet ein gutes Pferd zwiſchen 60 und 90 Mark.

wir heute zum Unterſchied von geſtern Fußbekleidung trugen und wieder im Beſitze unſeres „großen Geſichtes“ waren. Er wie der Tſchön-t'ai boten uns ihre ganze Garniſon bis Min-tſchóu als Begleitung an, und mit Schrecken dachte ich an die mit dieſer Ehre verbundenen Koſten. Selbſtverſtändlich dankte ich für dieſe Liebenswürdigkeit. Am Nachmittag erhielten wir wiederholten Beſuch dieſer beiden Mandarine, die hierbei nochmals, aber vergeblich verſuchten, uns ihre Soldaten anzuhängen.

Am 16. Oktober traten die Ambanſoldaten bis auf Tſchöng den Vormarſch auf Si-ning-fu an; ſie wollten an dieſem Tage nur 35 km zurücklegen, in den folgenden aber mit Einſchaltung mehrerer Ruhetage Märſche von je 60 km machen.

Am 18. Oktober verließ unſere kleine Kavalkade das uns lieb gewordene Sung-p'an-t'ing. Schon die erſten Stunden hinter dieſer Stadt hatten wir hinter Felſen und Büſchen, in Schluchten und ſogar auf Bäumen Teile der „Ehreneskorte“ entdeckt. Sie wollten uns begleiten, und als wir ſie loszuwerden verſuchten, zeigten ſie uns ein Schriftſtück ihrer Herren, das die Garniſon von Sung-p'an-t'ing als unſere Ehreneskorte beorderte. Immer wieder tauchten neue Geſtalten auf, Reiter und ganze Kolonnen, die alle „Trinkgeld“ für ihre Begleitung erhalten wollten. Erſt zwei Tagemärſche hinter Sung-p'an-t'ing glückte es uns endlich, die große Maſſe der „Eskorte“ abzuſchütteln. Vier Mann konnten wir trotz aller Verſuche nicht loswerden, ſie folgten weit hinter uns bis Min-tſchóu. Wir zogen zuerſt von Sung-p'an-t'ing aus nach Norden einen Nebenfluß des Min-ho aufwärts, dann über den Paß Kún-ka-la nach Togán. Von hier aus folgten wir dem Pai-ſchui abwärts bis Nan-p'ing. Dieſer Weg war ſchlecht, da die wilden Gebirgswaſſer den ſchmalen Pfad von den Berghängen abgeſchwemmt hatten und weite Umwege über ſchwindelerregende Hänge zur Umgehung der ſchadhaften Wegeſtellen nötig waren.

Von Nan-p'ing aus hatten wir die Wahl zwiſchen zwei Wegen nach Li-kia-p'u. Der eine folgte dem Pai-ſchui nach Wön-hién abwärts,

führte dort in nordöſtlicher Richtung über einen Rücken und zog ſich dann im Tale des Nebenfluſſes des Pai-ſchui aufwärts über Kié-tſchóu nach Li-kia-p'u. Dieſer Weg ſoll bequemer ſein als der andere, der über hohe Päſſe führte und von Nan-p'ing aus direkt nach Nord gegen Li-kia-p'u verlief. Dafür aber war dieſer Weg kürzer. Da uns die Mandarine von Sung-p'an-t'ing und Nan-p'ing verſicherten, daß der kürzere Weg für unſere kleine unbewaffnete Reiterſchar zu gefährlich ſei, weil dort räuberiſche tibetiſche Stämme hauſten, ſo entſchloſſen wir uns zu dem Umweg über Wön-hién. Mit Rückſicht auf den Gewaltmarſch und die Größe der zurückzulegenden Strecke waren die Pferde nur mit dem Allernötigſten belaſtet. Sämtliche Gewehre, mit Ausnahme von zwei Revolvern, verblieben beim Gepäck, das unter Tſchangs und des Soldaten Tſchöngs Obhut nachkam.

Bei der Rachſucht der Ngolok war es gar nicht ausgeſchloſſen, daß uns Abteilungen von Knába- und Tſchicháma-Soldaten auf dem kürzeren Wege Wön-hién—Li-kia-p'u auflauerten.

In Wön-hién hielten wir einen Tag Raſt, da die Pferde infolge des ſchlechten Weges bereits ermüdet waren.

Wön-hién, wie die meiſten Orte am Pai-ſchui, hat rein chineſiſchen Charakter. Die Orte am Héi-ſchui dagegen ſind rein tibetiſch. Sie erinnern ſtark an italieniſche Dörfer mit ihren platten Dächern, auf denen die Einwohner an Holzſtellagen roten Paprika und Früchte zum Trocknen aufgehängt haben. Die Dörfer und Weiler ſind vielfach amphitheatraliſch angelegt und von wilden Gebirgsbächen durchſchnitten. Oft trifft man mitten im Dorfe Obſtpflanzungen an.

Nach Überſchreitung des Paſſes nordöſtlich von Wön-hién ſtießen wir bei Matſchyaba, einem kleinen Dorf, auf den linken ſtarken Nebenfluß des Pai-ſchui, den Hei-ſchui. Eine 70 Schritt lange Kettenbrücke, die mit mächtigen eiſernen Pfoſten im Uferfels verankert iſt, überbrückt hier den reißenden und nicht ſchiffbaren Fluß. Seinen Ufern folgten wir bis Kié-tſchóu und Li-kia-p'u.

Die Wege in dieſen bergigen Landen führen abwechſelnd eng ange-

ſchmiegt an jäh in die Flüſſe abfallende Felswände, dann wieder verlaufen ſie auf lange Strecken auf Holzbalkenſtegen, die in den im Fels eingemeißelten Löchern befeſtigt ſind. Die Träger ſind mit Faſchinen und Erde überdeckt und verlaufen oft auf mehreren hundert Meter langen Strecken dicht oberhalb der reißenden Waſſer.

Auf dieſen ungemütlichen Stegen begegnet der Reiſende langen Zügen jener kräftigen Bauersleute, die auf ihren Rücken geflochtene, mit Ölpapier waſſerdicht gemachte Körbe mit Öl oder Tabak und große zentnerſchwere Ballen von ſorgſam gebündelten Rhabarberwurzeln tragen. Es iſt nicht gerade angenehm, wenn man ſich mit ſeinem ſcheuen Pferde plötzlich einem ſolchen ſchwer bepackten Träger gegenüber befindet. Gewöhnlich bedarf es einer langen Rede, bis endlich der vorderſte der Trägerkolonne, der meiſtens auch der eigenſinnigſte Herr iſt, umkehrt und ſeinen nachfolgenden Kameraden ein Zeichen gibt, das gleiche zu tun. Meiſt waren aber dieſe Leute nicht mit unſerer Verſicherung zufrieden, daß es uns beim beſten Willen unmöglich ſei, an einer ſolch gefährlichen Stelle mit dem Pferde umzukehren, ſondern der ärgerliche Laſtträger an der Spitze zeigte ſich erſt willfährig, wenn er durch mehrere Verſuche die Richtigkeit unſerer Ausſage feſtgeſtellt hatte. Ein Abſitzen in ſolch bedenklichen Augenblicken iſt ausgeſchloſſen, man iſt alſo ganz auf den guten Willen des entgegenkommenden Trägers angewieſen. Langſam nur iſt es dann möglich, den oft ausruhenden, ſchwer bepackten Trägern zu folgen. Am unangenehmſten aber war es, wenn einer der Träger in ſeinem Eigenſinn es doch noch für möglich hielt, daß wir vorbeikommen könnten. Er drückte ſich dann mit ſeiner großen Laſt gegen die Felswand, um uns am äußerſten Rande des Weges vorbeiziehen zu laſſen. Wenn die klugen Pferde nicht ſo trittſicher und an derartige Vorfälle gewöhnt geweſen wären, wären wir wohl nicht heil davongekommen.

Von Li-kia-p'u ab folgten wir dem Fluß aufwärts bis in die Nähe ſeiner Quelle und überſchritten dann den durch ſtarken Regenfall der letzten Tage grundlos gewordenen und lehmigen Tſchö-li-p'u-Paß.

In Min-tſchóu hielten wir unſeren zweiten Raſttag. Unſer erſter Gang war natürlich in die Miſſionsſtation, wo ich Nachrichten von meiner Frau vorzufinden hoffte. Leider war dies aber nicht der Fall. In Mr. und Mrs. Ward, amerikaniſchen Miſſionaren, trafen wir ſeit Verlaſſen Si-ning-fus wieder die erſten Europäer an. In der freundlichſten Weiſe kamen ſie uns entgegen, und Mr. Ward verſprach mir auch, falls Li in der Nähe von Min-tſchóu aus Tibet herausgelangen ſollte, ſich ſeiner anzunehmen.

In Min-tſchóu verſahen wir uns mit friſchen Pferden, und dann ging es flott nordwärts am Min-ho entlang. Der reißende Fluß, der den Tſ'in-ling in mächtigen Felsſchluchten und wilden Tälern durchſägt, hatte leider die Brücken zerſtört; es blieb uns deshalb nichts anderes übrig, als an dieſer Stelle über zwei mächtige Gebirgsketten unſeren Weg zu nehmen.

Am 5. November nachmittags langten wir in Lan-tſchóu an. Mit zitternden Händen nahm ich den erſten Brief meiner Frau in der Miſſion entgegen, und erſt als ich die Gewißheit hatte, daß ſie ſich geſund und wohlbehalten in Si-ning-fu befand, konnte ich mich meines Erfolges von ganzem Herzen freuen.

Auffällig kam es mir aber vor, daß Dr. Tafel heimlich ein Brief vom Miſſionar zugeſteckt wurde und daß mir der Miſſionar eigentümliche, halb tröſtende, halb beruhigende, Bemerkungen über den Geſundheitszuſtand meiner Frau machte. Was ſollte das bedeuten? War ſie krank geworden, wollte man mich ſchonend vorbereiten? Man verſicherte mir auf meine eindringlichen Fragen, daß ſich meine Frau bei den meteorologiſchen Ableſungen ihre Augen überanſtrengt hätte, daß aber das Übel nicht von Bedeutung wäre. Mir war jedoch das ganze Gebahren beängſtigend, und ich beſtand deshalb auf ſofortigem Abreiten nach Si-ning-fu.

Da unſere Pferde zur Zurücklegung dieſer 350 km langen Strecke nicht mehr zu gebrauchen waren und der Weg den Ta-t'ung-ho entlang teilweiſe ſchwierig war, verſuchte ich durch Vermittlung des Yamens

gegen ſehr gute Bezahlung neue Pferde zu erhalten. Man ließ mich aber wiſſen, daß dem hohen Mandarin der Zuſtand meiner Frau gänzlich gleichgültig wäre und daß man im Namen überhaupt nie gewillt ſei, Europäern Pferde zu verſchaffen. Nur den Anſtrengungen Herrn Splingaerts *) gelang es zwei Pferde aufzutreiben, wofür ich ihm auch an dieſer Stelle meinen heißen Dank ausſprechen möchte.

Um 6 Uhr nachmittags ſaßen wir bereits wieder im Sattel. Kurz vor dem Stadttor drang ich in Dr. Tafel, mir das Leiden meiner Frau offen zu nennen. Zu meinem Schrecken mußte ich erfahren, daß die Diagnoſe auf Glaukom lautete und daß keine Hoffnung mehr für mich beſtände, meine Frau noch ſehend anzutreffen. Auf eine ſolch furchtbare Nachricht war ich nicht gefaßt, und die ganzen Leiden und Gefahren, die wir in Tibet hatten beſtehen müſſen, verſchwanden in dieſem Augenblick vor dieſem Schlag. Konnte das Schickſal wirklich ſo grauſam ſein?

Mir tat Dr. Tafel leid, der durch den gewaltigen Ritt von Sung-p'an-t'ing hierher gänzlich erſchöpft war, und mir nun, ohne eine Raſt

*) Herr Paul Splingaert iſt von Geburt ein Belgier. Er gelangte ſchon in jungen Jahren nach China, wo er als Dolmetſch und Vertrauensmann die Expedition des berühmten, kürzlich verſtorbenen Geographen Geh. Rats Profeſſors Dr. Freiherrn v. Richthofen nach China begleiten durfte. Nach einer dreijährigen Tätigkeit trat er in chineſiſche Dienſte, heiratete eine liebenswürdige gebildete Chineſin, die ihm 22 Kinder ſchenkte. Splingaert bekleidete einen hohen Mandarinsrang. Er war vollkommen zum Chineſen geworden und hatte ſich um China in ſeiner 40jährigen Dienſtzeit in verſchiedenen Gegenden verdient gemacht, ſo auch in Chineſiſch-Turkeſtan, an mehreren Küſtenplätzen und nun zuletzt in Tatſienlu. Die Zeitungen berichteten kürzlich von ſeinem Hinſcheiden.

Paul Splingaert.

in Lan-tſchóu gehabt zu haben, in einem faſt ununterbrochenen Tag- und Nachtritt nach Si-ning-fu folgen mußte. Nur vorwärts war der einzige Gedanke, der mich beſeelte, und als am frühen Morgen des 8. November nach einem 52ſtündigen Ritte die Mauern der Stadt Si-ning-fu ſichtbar wurden, da ſchnürte es mir die Kehle zuſammen bei dem Gedanken, daß dort eine blinde Frau der Ankunft ihres ſehnlichſt erwarteten Gatten harrte.

Das herrliche Wetter paßte ſchlecht zu meiner Stimmung, und doch hatte es ſein Gutes. Wir waren auf dem trockenen Boden raſch vom Fleck gekommen, ſchon hatten wir die Vorſtadt Si-ning-fus, den Tung-kwan, paſſiert und ritten nun durch das Oſttor in die Stadt ſelbſt ein.

Wir raſten durch die Straßen, und nach wenigen Minuten ſtanden wir vor dem Tor der Miſſion Mr. Ridleys, dem Wohnſitze meiner Frau. Ich ſprang vom Pferde und ſchlich mich auf den Zehenſpitzen durch die offenſtehende Tür in den Hof; ſchon hatte uns ein Diener meiner Frau bemerkt, aber erſt nach längerem Anſtarren kannte er uns wieder und ſtürzte nun vor Freude laut meinen Namen rufend, auf das Zimmer meiner Frau.

In der nächſten Minute erblicke ich ſie in der Tür ihres Heimes! Wie gebannt bleibe ich ſtehen!

Wird ſie mich wohl ſehen können? In angſtvoller Erwartung verharre ich einige Sekunden, und erſt, als ſie auf mich zuſtürmt, erkenne ich, daß ſie noch im Beſitz ihres Augenlichtes iſt. Das war ein Wiederſehen und eine Freude!

Mein Glück wurde noch geſteigert durch die Nachricht, daß die Diagnoſe auf Glaukom unrichtig war. Es handelte ſich vielmehr um eine Überanſtrengung des rechten Auges, wodurch dies zeitweiſe ſeine Sehkraft verloren hatte. Gerade zu dieſer kritiſchen Zeit, am Tage der Erblindung, hatte meine Frau das Telegramm aus Sung-p'an-t'ing erhalten, das von der glücklichen Rettung ihres Mannes und von der gelungenen Löſung ſeines Programms Kunde brachte.

Schreckliche Zweifel waren durch dieſes Telegramm beſeitigt worden; hatte doch meine Frau und insbeſondere Mr. Ridley wiederholt Nachricht erhalten, daß die Expedition Filchner ausgeraubt und die beiden Europäer ermordet worden wären.

Nachdem ich den Wert des dem Amban gehörigen Gutes, das auf der Expedition verloren gegangen war, erſetzt hatte, ſagten wir mit herzinniger Dankbarkeit gegen unſere treuen Freunde Mr. und Mrs. Ridley, die ſich meiner Frau in ſo rührender Weiſe während der ſchweren Zeit unſerer Trennung angenommen hatten, Si-ning-fu am 12. November Lebewohl und zogen in einer Maultierſänfte nach einem längeren Aufenthalt in Lan-tſchóu auf der großen Straße über Si-an-fu und den leicht gangbaren Tſ'in-ling-Paß über Lung-kü-tſchai nach King-tzï-kuan, einer Stadt am Tan-kiang, dem großen Nebenfluſſe des Han, der oberhalb Lau-ho-k'óu einmündet.

Von King-tzï-kuan aus fuhren wir in einem kleinen, ſchmalen Boot über die Stromſchnellen hinab bis Lau-ho-k'óu. Von dort aus brachte uns ein bequemes Hausboot nach Han-k'óu, das wir am 12. Januar 1905, alſo nach einer zweimonatigen Reiſe von Si-ning-fu ab, wohlbehalten erreichten.

Am 23. Januar verabſchiedeten wir uns in Shanghai von Dr. Tafel, der in China verblieb, um noch ſelbſtändig eine Expedition zu unternehmen, und fuhren über Japan, San Francisco und New York nach unſerer Heimat.

Mr. Pilkey's new look for the Dreamstalker's headdress

Zur Umschreibung chinesischer, tibetischer und mongolischer Namen.

Die chinesischen Namen sind nach dem System umschrieben, welches der bekannte deutsche Sinologe F. Hirth in New York in Vorschlag gebracht hat und auch selbst in seinen Werken anwendet. Es hat naturgemäß seine Mängel, ausschlaggebend sind aber die großen Vorzüge, daß es möglichst unserem nationalen Alphabet angepaßt ist, sich an die Umschrift in der älteren Literatur über China anschließt, und somit auch Nichtsinologen leichter verständlich ist als das einseitig Dialekteigentümlichkeiten — und auch die recht ungenau — wiedergebende System des Engländers Wade. Die richtige Aussprache chinesischer Wörter ist nicht leicht, zumal unsere sogenannten weichen (stimmhaften) Laute (b, g, d) in vielen Dialekten fehlen, dafür aber die harten (stimmlosen p, k, t) weicher klingen als in unseren Sprachen und außerdem noch eine Reihe gehärteter Laute mit nachstürzendem Hauch. Man spreche also (nach Hirth):

j wie im französischen jardin.

y wie deutsches j.

h vor a, o, u wie deutsches ch in Schlacht.

p, k, t, ts, tsch, tz etwas weniger hart als im Deutschen.

Dagegen die mit Apostroph versehenen (p', k', t' usw.) so hart wie möglich, mit nachstürzendem Hauch.

Der Akzent auf Diphthongen bezeichnet, daß beide Vokale getrennt zu ſprechen ſind. Man leſe hién, nicht etwa hīn.

i, u, ü ſind kurz und tonlos vor a, é, o, u.

ī deutet einen ſchwer zu beſchreibenden, nach ss, (d. h. ſcharfem s!) tz, tsch, sch, j und vor r (Zungen-r) vorkommenden dumpfen Laut an. Er klingt ungefähr wie deutſches e in Kaſſe, Hetze (in der zweiten Silbe!), mehr noch, aber auch nur annähernd, wie ruſſiſches ы.

In tibetiſchen Namen iſt die allgemein auf Karten übliche Orthographie beibehalten worden; ihre Ausſprache wird keine Schwierigkeit machen. Wo es ſich vermitteln ließ, wurde die tibetiſche Orthographie in Klammern beigefügt, ebenſo eine Überſetzung der Ortsnamen, wo es angängig erſchien.

Das in mongoliſchen Namen vorkommende ch und kh ſpreche man wie ch in ach. Der Längsſtrich über Vokalen deutet an, daß wir es mit ſogenannten zuſammengezogenen Silben zu tun haben, alſo nōr (See) aus nagur.

Ferdinand Leſſing.

Namen- und Sachregiſter.

Aasgeier 94.
Abflußloſe Gebiete 45.
Abhäuten 50.
Aderlaß 90.
Adler 73.
Adlernaſe 148.
Amban 65 f. auch Sîningfu.
Ammye (167, 217).
Ammye-Maltſchin-Kette 131, 140, 167, 172, 179, 183, 216, 230, 263.
Amulett 62, 259, 310.
Amulett der Ngolok 127, 148.
Amulett der Tanguten 62.
Antilope 73, 86, 111.
An-ton, Anſiedlung 209.
A-pau, Ngolok 212.
Apparate 43, 145, 165.
Araber 148.
Argliſt der Ngolok 324, 327, 332, 361 bis 365.
Armreife der Ngolok 147.
Artſchúng 113, 176, 178, (209), (249), 326.
Artſchúng-Dýnang, Anſiedlung 250.
Arzneien 163.
Aſtronomiſche Arbeiten 24, 73, 107, 122, 144, 159, 162, 180, 220.
Atſchénn, Bezirk 322.
A-tſi, Ort 212.
Aufnehmen von Karten 157, 217.
Augenausſtechen (Strafe) 316.
Auszahlung an die Chineſen 414 f.
Auszeichnungen (Verleihung von — an tibetiſche Machthaber durch chineſiſche Behörden) (316, 317).
A-wa, Stamm 209, 210, 212.

Bambus 38.
Bannformel 173.
Ban-tſchünn, Häuptling von Kánjerr 297.
Barchan = Barkhan 160, 166 ff.
Bären 70, 82 ff., 85 ff., 92.
Bargunánſa, Anſiedlung 180, 181.
Barkhan = Barchan 160, 166 ff.
Barometer 37.
Barundſaſſak, Ortſchaft 56, 64, 67, 81, 92, 96, 97.
Bayenkara-Kette, Gebirge 81, 104, 105, 106, 114, 122 123, 180, 182 183, 184, 185, 186, 191, 229, 232, 309, 339, 340.
Begräbnisſtätten der Ngolok 272.
Beiboot = Sampan 16.
Berggeiſter 167.
Berlin 28, 33, 35.
Beſchwörungsformel 12.
Beten (zur Abwendung von Gefahren) 350, 355.
Bettlade (als Beweis des Reichtums) 311.
Bewaffnung 176, 310, 320, 321, 326, 362.
Biber 162.
Bittgebete 209, 217.
Blauwaſſer ſiehe Koko-oſſu.
Blendlaterne 220.

Blutsbrüderschaft 208, 208.
Bocksattel 53.
Bôdhisattva Avalokiteçvara (173).
Bombardement gegen unser Lager 225 f.
Bootfahrt über den Matschu 259.
Bootkuli 5.
Borginn, Häuptling von Knába 297.
Böser Geist, Ausräucherung 319.
Botanische Sammlung 58 ff.
Buddha 62, 178, 209.
Burges, Mr., Mrs. (Missionare) 30, 34.

Cäsar (240.)
Chaka 205 f.
Chami, Stadt 22.
Chara-müren, Fluß 48.
Chátá 79.
— Geschenk 194.
Chatak 332, 337, 353.
Chatan 277, 280.
Chatsi 64.
Cháttérrch 79.
Chatun-müren, Fluß 48.
Chodscha 277, 282, 292, 295, 299, 300, 340, 357.
Chokúrma 177.
Chóro Artschúng 249.
„Crassus", Leibpriester des Häuptlings Rienné 307.
Chronometer 107.

Dáchóbá, Fluß 77, 78.
Dátzü, Fluß (185), 191, 194, 195, 201, 208, 214, 215, 218, 224, 232.
Dhârani 173.
Disziplinlosigkeit der Chinesen 366 f.
Dnyang 249.
Dodi, Ansiedlung 180, 190, 215, 216, 218, 235, 236, 239, 243.
Dojírr, Ansiedlung (321.)
Dolmetsch 48 ff.
Dolomiten 122.
Doppelsee siehe Dsodhárá-nôr.
Doschérr, Ansiedlung (321.)
Dóyung, Ansiedlung 190, 215, 218, 235, 236, 243.
Dsassak 96.
Dschassora, Ortschaft 67, 68.
Dschunken 8.
Dschúpar-Gebirge 156.
Dsodhárá-nôr, Doppelsee 159, 160, 162, 246.
Dugtschu, Fluß 94, 95.
Dünen 124, 166.
Dünenfelder 72.
Dunganen 49.
—, Aufstand 60.
— Belagerung 47.
Dungutschü, Fluß 93.
Dýna Ránganda, Ansiedlung 249, 257, 258, 263.
Dýnang, Ansiedlung (209), 249, 295.

Edelsteine 173.
Edyindya, Häuptling 331, (334), 337.
Eheverhältnisse 137 f.
Ehreneskorte 418.
Eisenrost 141.
Englands Kulturmission 241.
Engpaß von Knába 350 bis 370.
Enten 73, 348.
Entfernungen in Tibet 397.
Erkundungspatrouille 399 ff.
Ertränken (als Strafe) 229.
Eskorte, tibetische 208.
Ethnographische Sammlung 58, 147.
Etikette, chinesische 410.
Europäer, gefangene, Behandlung derselben 229.

Fantzi, 76, 115, 130, 133, 149.
—-hunde 133.
Fauna siehe Tierwelt.
Feigheit der Chinesen 222, 224, 332, 334, 366.
Festmahl beim Häuptling 307.
Festungsbau bei den Ngolok 390.
Feuerschwamm 147.

Feuerſtein 141, 147.
Feuerſtelle der Tibeter 184.
Feuerzeug 147.
Filchner, Frau 2, 5, 24, 31, 34, 36, 41, 48, 56, 58 ff., 61, 64 f., 68, 80, 196, 221, 412, 421 bis 424.
Filzmützen der Ngolok 112, 126.
Flora 31, 168, 171.
Floß aus Yakmagen 250, 264.
Flugſand 168.
Flußübergänge 347, 373, 389, 395 f.
Forke, Prof. Dr. 200.
Formel, Gebets- 173.
Fremdenhaß 31.
Füchſe 158, 171, 393.

Gabelgewehr 62, 112, 150, 228.
— Gebrauch 364.
Gakürr 191, (209), 250, 251, 252 f., 256 f.
Gallier (240).
Galliſche Krieg (240).
Gáng-tſchóchó 403.
Gaſtfreundſchaft der Tibeter 186.
Gebet (tibetiſches) ſiehe om mani.
Gebete 173, 252, 258, 305, 314, 326.
Gebetsautomat 173.
Gebetsfahnen 216, 258, 272, 390.
Gebetsformel 305.
Gebetsmaſten 382.
Gebetsmauer 173, 177, 249, 251, 263.
Gebetsmühle 238, 239, 290, 314, 318, 326.
Gebetstafeln 173.
Gebetstrommel 240, 252, 258, 262, 303, 331, 335, 382, 384.
Gebetswimpel 216, 248, 261, 263, 314, 315.
Gebräuche der Ngolok 194.
Gefangenſchaft beim Häuptling von Wäßerr 270 f.
Geier 85.
Geländeaufnahme 156, 159.
Gelbe Erde, ſiehe Löß.
Gelber Fluß ſiehe Huang-ho und Matſchu.
Gelbes Dorf, ſiehe Scharakuto.
Gelbes Meer 45.
Genua 1, 2.
Gepäck 338, 340, 386.
Gerſtenmehl 89.
Gerüchte 210, 212, 412, 424.
Geſchenke 209, 331 f., 336 ff., 353, 361.
Geſſer Khän (167).
Gewehre, tibetiſche 225, 364.
Gewitter 184.
Giftpflanze 89.
Gladiatorſchwert 147.
Glücksſchärpe | ſiehe Chátá oder Chatak
Glückstuch | oder Khatan.
Gobi 124.
Gómo 249, 275, 276, 277, 279, 281, 283, 284, 291, 293, 297, 302, 303, 304, 305.
Gómo-Leute 313 f.
Gong 216 ff.
Gotſchún Gómba (209), 260, 261, 263.
Götter, Götzen 41, 167.
Grauſamkeit der Chineſen 261.
Greenwich 52.
Grenard 81, 102.
Grenze, chineſiſch-tibetiſche 46.
„Großes Geſicht“ 418.
Grunzochſe, ſiehe Yak.
Gruß 137, 292, 295, 316, 318.
Gumba (Grab) 194.
Gumong Gárwa (Kloſter) (321).
Gungga-nōr, Seen 72, 73.

Haarfarbe der Ngolok 148.
Haartracht 138, 148, 301, 310.
Hagelſturm 164, 184, 246, 377.
Halbblut, tibetiſches 49.
Hall, Mr., Miſſionar 69.
Handelsexpeditionen in Tibet 80.
Handelskarawanen 162.
Handmühlen 73, 171.
Handwerksburſche, wandernder Lama 238, 239, 242.
Han-Fluß (Han-kiang) 2, 3, 5, 6, 8, 9, 10, 11, 15, 17, 20, 21, 22, 24, 25, 27, 30, 33, 38, 47, 50.

Han-kóu, Stadt 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 11, 15, 17, 21, 24, 26, 37, 45.
Han-tschung, Stadt 5, 22, 35.
Han-yang, Stadt 2, 10.
Hafen 348.
Hau 8 u. ö.
Häuptling von Tópa 202.
Häuptlingsfrau, Kleidung und Schmuck 301 f.
Häuptlingstracht 310, 361.
Hausboot 5 ff., 424.
Hautfarbe der Ngolok 148.
Heiligtümer der Ngolok 190.
Hé-schui, Fluß 419.
Hién 38.
Hilfegesuch des Häuptlings Rienné 386 f.
Hing-an-fu, Stadt 3, 14, 15, 21, 22, 24, 27, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 38, 42, 47, 186.
Hochgebirgsflora 35.
—charakter 38, 122.
Höflichkeitsformeln 317.
Höhenbestimmungen 339.
Holzbalkenstege an Felswänden 420.
Holzrutschbahn 408.
Ho-nan, chinesische Provinz 22.
Ho-tsï-k'o (Gotschún Gómba) Kloster 209.
Hsi-an-fu (=Si-ngan-fu) 3.
Huang-ho, Fluß 22, 45, 46, 48, 52, 56, 67, 68, 77, 89, 105, 106, 113, 123, 126, 162, 167, 230.
Hui-hui 135, 164.
—, Bekleidung 197.
Humus 119.
Hu-pé, chinesische Provinz 2, 11, 14, 17.
Hüte der Ngolok 148, 301, 325 f., 362 392.
Huyuhung, Fluß 72, 73, 74.

Inschriften, tibetische 83.
Instrumente, wissenschaftliche 2, 43, 54, 107, 128, 139, 165.
Instrumentenliste 50.
Intelligenz der Ngolok 149 ff., 321.
Irrsinn als Folge von Strapazen 407 f.

Jan 51 u. ö.
Jesuiten-Sternwarte, siehe Zi-ka-wei.
Jurte (Zelte) 153, 257, 261, 286.

Kai 67.
Kalanam-nōr, See 112, 113, 114, 117, 118.
Kálung-ho, Fluß 404, 405.
K'ang 49.
K'ang-sar 296.
Kánserr, Ngolok-Ansiedlung 243, 250, 253, 264, 269, 296, 297, 298, 301, 317, 341, 350, 371, 372, 379.
Kánserr-Fluß 373, 374, 377.
Kánserr-Stamm 317, 321, (322).
Kán-su, chinesische Provinz 3, 16, 22, 43, 45 f., 51, 116, 409, 417.
Kan-tschóu, Stadt 22.
Kara-kul 114.
Karawanbaschi 400.
Karawanenwege 393 f., 395.
Käsch (cash) 15, 272.
Kaschgar, Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan 22, 43, 112, 252, 292, 296.
Katarakte 256.
Kätti (catty, Gewicht) 30.
Kauf von Frauen 37.
Kaukasus 122.
Kavalkade 73.
Keschérmicha, Gebirgspaß 348, 358, 368.
Khün siehe Gesser.
Khapa (Zeremonienschärpe) (79.)
Khatan (79.)
Kiachta 124.
Kiai-tschóu (=Kié-tschóu) 419.
Kiang-tsch'u, Fluß 114.
Kinder auf dem Rücken getragen 318.
King-tsï-kuan, Stadt am Tan-kiang 424.
Kin-tschóu, Stadt 32.
Kirgisen 245.

Kiu-ſan-ſan, mohammedaniſcher Kaufmann 386.
Kleidung der Ngolok 147, 321, 325, 361 f.
Kleinod 173.
Knába, Hauptſtadt und Stamm der Ngolok 191, 198, 211, 239, 296, 297, 318, (321), 329, 341, 350, 354 f., 376, 377, 382, 386, 389, 394, 412, 419.
—-Engnis 350.
—-Fluß (321), 350, 355, 358, 362, 365, 369.
—-Stamm 350, 355 f., 389.
Knopf, roter (Mandarinsrang) 354.
Köhlerhäuschen 408.
Koko-oſſu („Schriftmongoliſch Kuku-uſun = Blauwaſſer") (173.)
Koko-oſutſch, Nebenfluß des Matſchu 173, 174, 175, 178.
Kolik 90.
Kompaß 83.
Koniferenwald 39.
Königin-Fluß 48.
Kopfbedeckung der Ngolok 112, 148, 301, 325 f., 362, 392.
Korea 61.
Kórgan (209), (296), (321), 322, 325, 328, 329, 334, 335.
—-Fluß 328, 329.
—-Stamm 322, 324, 325, 329 f., 333, 386.
Koſloff, ruſſiſcher Oberſt, Tibetforſcher 1, 124, 139.
Kotau (-K'o-t'óu „den Kopf aufſchlagen") 29, 41, 153, 161.
Kóu, Diener Dr. Tafels 49 u. ö.
Kralbauten 390, 392.
Krieg zwiſchen dem Wäßerr- und dem Knába-Stamm 386 f.
Kriegserklärung des Tópa-Stammes 189.
Kruzifix 197.
Kuku-nōr-Gebirge (eigentlich Kuku-nōr-, Kúkú-nōr) 45, 46, 52, 57, 64, 65, 67, 72, 80, 89, 102, 230, 238.
Kuli 8.
Kumbum (-ku-'bum-Hunderttauſend Bilder), Kloſter 58, 60, 68, 80, 238, 240, 244, 260, 261, 412.
Kung-kwan (Kung-kuan) 38, 42.
Kun-ka-la, Gebirgspaß 418.
Kuo-lo-ko ſ. Ngolok.
Kure (Haus) (296).

Labrang (Kloſter) 80, 244, 371.
Lab-tſ'e ſ. Obo.
Ladeſtörungen der Gewehre 220 f.
Lagerbeſuch 193 f.
Lagerhunde 73 ff., 70, 145, 195.
Lagerplätze, Auswahl 215, 218, 330 f. 341 f. 343, 345, 349, 351, 370 ff., 373, 385, 392.
Lagerpoſten 219 ff.
Lago maggiore 25.
Lamas 93, 173, 186 ff., 202, [207, 209, 217, 237, (238), 239, 240, 242, 243, 244, 254, 259, 260, 261, 262, 264, 277 f., 280, 290, 292, 293, 305, 314, 318, 323, 325, 326 f., 331, 333, 382, 392.
Lamakloſter 173, 238, 260, 261.
Lamakloſter Kumbum 80.
Lämmergeier 73, 120.
Lan-tſchóu, Stadt 3, 4, 16, 22, 23, 32, 43, 44, 46, 47, 48, 50, 51, 66, 196, 200, 213, 412, 417, 421, 423, 424.
Lanzen 126.
Laſtochſe ſ. Ochſe.
Latſchennadeln (als Schnupftabak) (245).
Lau-ho-k'óu, Stadt 3, 4, 5, 14, 15, 21, 22, 23, 24, 27, 31, 37, 45, 46, 47.
Lau-li, Diener 51 u. ö.
Legföhren 81, 399.
Lehm 44, 83 ff.
Leopard 39 ff., 73.
Lha-ſa („Götterort") 49, 56, 57, 60, 88, 93, 97, 101, 106, 110, 125, 139, 170, 238, 239, 241, 242, 261.
Li, Dolmetſcher 8, 50 u. ö.
Li II., Lehrer 51, 52, u. ö.
Li (chineſiſche Meile) 3.
Li-kia-p'u, Ortſchaft 418, 419, 420.
Li's Abſchied von der Karawane 199.

Li's Tagebuch 200 ff.
Liu 50 u. ö.
Liu-Ma-tzĭ, Koch 50.
Löcht'ötsch'ü, Fluß 78, 81.
Lo-ssan 50 u. ö.
Lösegeld 206, 208.
Löß 44 ff.
—-brücken 46.
—-schluchten 46.
Lotus 173.
Lügenhaftigkeit der Chinesen 237.
Lungenentzündung 169.
Lung-kü-tschai 14, 22, 424.
Lung-tö 46.
Lunte 141.
Lußar 68.

Ma (Ma Fu-sin), oberster Dolmetsch, Amban-Dolmetsch 67.
Ma-fu 43.
Ma-Fu-sin 67.
Magnetische Messungen 2, 24, 72, 86, 107, 162, 164.
Mai-ka-ïr-lu, Ngolok-Häuptling 210.
Mai-tsang, Atwa-Häuptling 210.
Ma-liang, Stadt 21.
Mandarin 4.
Mandarinsrang tibetischer Häuptlinge 317, 351, 354.
Mandelaugen der Ngolok 148.
Mandschurei 57.
Ma-ni 202.
— —-beten 202, 206, 207.
Manis (Steine oder Mauern mit den sechs „ursprünglichen Silben": om ma-ni pad-me hûm) 390.
Marder 162.
Marschleistungen, tägliche 172, 191.
Marschtempo 157.
Matschu 48, 71, 80, 81, 90, 95, 96, 97, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 110, 112, 123, 124, 131, 136, 144, 156, 160, 162, 164, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 174, 175, 177, 178, 179, 182, 183, 185, 191, 192, 195, 196, 199, 205, 208, 209, 211, 214, 215, 216, 227, 228, 229, 230, 231, 233, 234, 236, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 252, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 263, 264, 266, 267, 268, 269, 271, 296, 326, 328, 348, 374, 389 f. auch Huang-ho und Gelber Fluß.
Matschu-Knie 196.
Matschyaba, Dorf 419.
Maultierkarawane, Marschleistungen 23.
Maultierpfad 46.
Mau-tzï 39.
Medikamente s. Arzneien.
Medizinmann 27.
Medina 411.
Medyarú, Häuptling des Mézan-Stammes 353, 360 361 362.
Mekka 411.
Mekong, Fluß 124.
Meßlatten 165.
Métang (322.)
Meteorologie 17, 24, 58, 220.
Mézan, Ngolok-Stadt und Stamm (321), 322, 353, 356, 358, 359, 361, 363, 365, 368, 371 u. ö. 386.
Milch 194.
Milch (vergiftete) 253, 323 f.
Militärische Bedeckung 49.
Min-ho, Fluß 407, 409, 410, 411, 418, 421.
Ministerresident 56.
Min-tschóu, Fluß 22, 51, 213, 412, 415, 417, 418, 421.
Mist (Brennmaterial) 141, 160, 179.
Mohammedaner s. auch Hui-hui 49, 80, 134, 189, 196.
— Bekleidung 197.
Mohammedanische Kaufleute 291, 292, 294, 299, 300, 306, 308.
Mohammedanische Priester 277, 282, 292, 295, 299, 300.
Mohammedanischer Ritus 281.
Mondmonate, chinesische 200.

Digitized by Google

Mongolen 64.
—-Stämme 67.
Mongoliſch 61, 173.
Moraſt 94, 114, 121, 124, 141, 182, 322, 327 f., 330, 343, 347, 373, 377, 379, 382 f., 385, 391, 393 f., 396 f., 404.
Moränenwall 114.
Mörr-gi 397.
Moſchus 45.
Moſchusbeutel 314.
Moſchusjäger 121.
Moſchustier (314.)
Munition 226.
Murmeltiere 393.
Muſcheltrompete (tib. gdun-dkar, mong. tsag'ān labai) 262.
Muſik, als religiöſe Zeremonie 319.

Nachrichtendienſt, Schnelligkeit desſelben 240, 381.
— durch Wanderprieſter 240.
Nachtmarſch 371 bis 374.
Nan-p'ing, Ortſchaft 418, 419.
Naturkunde, Muſeum für — 33.
Naturſchönheiten 216, 339, 393, 396, 399 f., 408.
Neue Grenze 112.
Newmann, Poſtmeiſter 42.
New York 424.
Ngolok (Golok, Kuo-lo-k'o), Volksſtamm in Tibet 49, 67, 68, 79, 90, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 113, 117, 118, 123, 124 bis 128, 132 bis 135, 139, 140 bis 144, 147 bis 153, 157 bis 159, 161, 162, 170 bis 172, 174, 175, 177 bis 181, 184, 185, 187 bis 192, 194, 196 bis 201, 203, 204, 208, 210, 213 bis 216, 218, 221, 222, 224, 226 bis 229, 233 bis 236, 238 bis 246, 251 bis 256, 258, 262, 264 bis 276, 278, 279, 282 bis 289, 291, 293, 296, 298, 299, 308, 309, 315, 317, 321, 329 u. ö., 387, 413.
Ngolokgewehre (ſiehe Gabelflinten) 122.
Ngolok-Zentrale 197.
Ning-hia, Stadt 45.
Niu, mohammedaniſcher Kaufmann (197.)
Noi-dſchin (167.)
Noi-dſchin-t'ang-la (167.)
Nordmarſch um Knāba 371 ff.

Obó (Schriftmongoliſch) 81, 83, 126, 189, 192 f., 196, 215 ff., 218, 248, 250 bis 252, 258, 261 ff., 264, 303, 339 f., 342 f., 347, 382, 384, 390, 403, 406.
Obó-Schändung 196.
Obrutſchew, Tibetforſcher 1.
Ochſe 52, 67, 72, 80.
Odun-Tala („Sternenebene", chineſ. Sing-su-hai, tibetiſch skar-ma-t'ang) 67.
Ohrringe 310.
Olſee ſiehe Toſſon-nōr.
Om ma-ṇi pad-me hūm 173, 202, 305.
Omſk 1.
Opfergegenſtand 173, 178.
Opferſtätte ſiehe Obó.
Opferſtein 178.
Opiumrauchen 10, 11, 27.
Oring-nōr 52, 53, 68, 81, 90, 97, 101, 102, 105, 107, 110, 112, 113, 124, 162.
Ortsbeſtimmung ſiehe aſtronomiſche Ortsbeſtimmung.
Oſtaſien 1.

Pai-ho, Stadt 27, 28.
Pai-ſchui 418, 419.
Pamir 114.
Papierfabrikation 38.
Parlamentär der Tibeter 235.
Patrouillen, tibetiſche 341, 349, 355, 360, 375, 389, 394.
Patſchongla 81, 105, 106, 121, 122, 123, 132, 151.
Peking 1, 3, 28, 43, 56, 57, 65, 66, 163.
Petersburg 1, 2.
Pfeifen 361.

Pferdefleisch 398.
Pferdehufbeschlag 107.
— kadaver 82.
— kauf in Kansu 417.
— koppeln 54, 87.
— lasten 53.
— Milch 141.
— raub, nächtlicher, der Tibeter 221 ff.
—, wilde 73, 82, 111, 171.
Photographische Aufnahme 150, 159, 217, 220, 330.
Photographischer Apparat 54, 172, 182 ff.
Photographisches Bedarfsmaterial 53.
Phototheodolit 17, 107, 220.
P'ing-liang, 46, 200.
Polhöhenbestimmung 107.
Politische Lage 57.
Präparieren von Jagdtrophäen 24.
Priester 18 ff., 41.
Provinzen Tibets 64.
Pulo (Kleidungsstück) 226, 237, 259, 267, 278, 281, 325, 357.

Quetä (-Kuéi-tö) 80, 92, 97, 230, 244, 245.
Quellseen des Huang-ho 52.

Rabe 73.
Radja 243.
Radjong (Radyong) 243.
Radyagomba 97, 230, 243, 244, 245, 260, 263, 298, 302.
Rasieren (der Ngolok) 344.
Rasttag 89.
Raubtier 145.
Raubzüge der Ngolok 354 f.
Rauchen (als Zeichen friedlicher Gesinnung) 361.
Rebhuhn 171.
Reiher 73, 348.
Relaisstation 43, 261.
Réman 209, 243, 244, 245, 249.
Rettungsexpedition 122, 410 f.
Rhabarber 94.
Rhins, Dutreuil de (81), 102.
Richthofen, Prof. Dr. Frhr. v., Geograph 45.
Ridley, Mr. und Mrs. 47, 58, 59, 64, 69, 221, 423, 424.
Rienné (Häuptling) 297, 307, 310 f., 311 Anm., 312, 313, 316, 317, 318, 319, 321, 324, 327, 386, 387 ff.
Rijnhardt 60.
Rischowárma 106, 133, 134, 137, 139, 144, 146, 149, 150, 153, 154, 155, 156, 159, 162, 163, 164, 166, 168, 171, 174, 177., 178, 179, 193, 297, 328.
Ritzü. 106, 125, 126, 130, 131, 132, 133, 134, 136, 144, 156.
Roborowski, russischer Tibetforscher 1, 139.
Rohrtaue 6.
Rosenkranz (tib. p'reä-ba) 290, 305, 326.
Routenaufnahmen 24, 128, 157, 168, 325, 415 f.
—-bücher 157.
Rückenschmuck der tangutischen Frauen 79.
Ruhestörung, nächtliche, durch Ngolok 345 f.
Rundpanorama 112, 183.
Rußland 1.

Ságitschú, Fluß 372, 373, 374, 375.
Salaren, tibetischer Volksstamm 92, 156, 371.
Salem Aleikum, Gruß 292, 295, 318.
Salz 194.
Salzsteppe 64.
Sampan = Beiboot 16.
Sanddünen 160, 167.
Sandsteinfelsen 167, 178, 399.
San Francisco 424.
Sänfte 41 ff.
Sang-kan-ir 212.
Sanskrit 173.
„Scha" 332.
Schädel (Yak-, Antilopen-) 92.
Schaf (siehe auch Wildschafe) 146.

Schafwolle 126.
Schamarungo, Sandlandſchaft in Tibet 159, 164, 166, 167, 168.
Scharakúto Dorf 51, 57, 58, 59, 60, 61, 63, 64, 65, 66, 74, 76, 81, 107, 413, 415.
Scharwas (Scharbas), mongoliſche Kaufleute 264.
Schatörrtſch, Bach am Matſchu (173), 179, 180, 181, 183.
Schérrtung (Feldſtecher) 278.
Schilfwälder 389, 392, 395 f.
Schimpfkanonade der Chineſen 227.
Schlachten eines Pferdes 398.
— eines Yaks 261.
Schlauchboot (Fähre) 243.
Schlitzaugen der Ngolok 148.
Schneebrille von Yakhaaren 357.
Schnellen 256.
Schnupftabak aus Aſche 245.
Schön-ſi 5, 22, 42, 43.
Schrift (mongoliſche) ſiehe Mongoliſch.
„Schuſt", der rote (Häuptling) 83 f., 119 f., 182, 326, 327 ff.
Schützenſchwärme der Knába-Soldaten 365 f., 369.
Schwerter, tibetiſche 146.
Schwur 297.
Serpentin 35, 40, 247.
Shanghai 1, 2, 16, 412, 424.
Si-an-fu 3, 14, 15, 22, 24, 31, 32, 39, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 50, 186, 424.
Siang-ſi-péï Si-an-ſi-péï (richtige Schreibweiſe?) 73, 88, 89.
Siang-yang-fu 21.
Silberarbeiten 80.
— -ringe 148.
— -ſchmuck der Tanguten 73, 194.
— -ſchuh 15.
Singapore 1.
Si-ning (-fu) 3, 46, 47, 48, 49, 55, 56, 58, 59, 60, 64—70, 80, 81, 97, 100, 119, 196, 221, 272, 281, 412—414, 417, 418, 421, 424.
Si-ning-ho, 46.
Sin-liang 112, ſ. auch „neue Grenze".
Sin-tſch'öng 46.
Skizzen 157.
So-ma 212.
Sonnenhöhenmeſſung mit dem Theodoliten 231.
Sonnenſchirme, moderne 238.
Spinnen, giftige 158.
Splingaert, Mandarin 422.
Sſi-tſch'uan, 22, 68, 134, 162, 212, 409, 411, 417.
Sſi-tſch'uan-Leute 409.
Standarte, ſchwarze, mit weißer Scheibe in der Mitte 367.
Steigbügel 320, 325.
Steine, Gebets- 173, 178.
Steinhäuſer der Ngolok 191.
Steinſtädte, tibetiſche 350, 353 f.
Steppen 61, 77.
— -Gebiet 72.
— -kraut 171.
Strick aus Yakhaaren 237.
Stromſchnellen 25 ff.
— -verhältniſſe 6.
Suitai 2.
Sung-p'an-t'ing 67, 80, 89, 101, 110, 123, 134, 155, 162, 164, 185, 188, 191, 197, 199, 211, 212, 220, 239, 265, 275, 277, 292, 296, 308, 317, 319, 328, 350, 371, 372, 379 f., 386, 394, 397, 399, 407, 409, 410, 411, 415, 416, 417, 418, 419, 422.
Sü-lo-he (Sü-lau-hé) 49.
Sün-wang-lu-li 36.
Syr-Darya 167.

Tabakspfeife, tibetiſche 361.
Tael 3, 15, 209, 265, 302, 308, 317.
Tafel gepreßten Tees 153.
Tagelöhne für Träger 30
Tagesmietpreis für Maultiere 30.
— — Pferde 31.
T'ai-t'ai 36.
Takúch 251.

Ta-lu 69, 97, 160 ff., 189, 208.
Tambudo 81.
Tanguten 61, 62, 68, 70, 71, 73, 74, 75.
Tankar 58, 65.
Tanz (der Krieger) 218.
Tapa-Gebirge 24.
Tar 123.
Tarim 167.
Ta-ſchü 250, 251.
Ta-tſchang 49.
Ta-t'ung-ho 46. 421.
T'au-ho 49.
Tauſchartikel 188.
—-handel 194.
T'au-tſchóu 49, 164, 196, 197, 200, 208, 211, 212, 213, 386.
Tee (in Tafeln) 332, 336, 337 u. ö. 400.
—-karawanen 211 f.
Telegraphieren in China 411.
Temperaturwechſel, ſchneller 220.
Tengri-nör 167.
Theodolit 17, 144, 152, 220, 231.
Thermometer 163.
Thompſon, Miſſionar 369.
Tibeter, deren Schießen 226.
— begleiten den Schuß mit Geſchrei 227.
Tibetiſche Gewehre beim Schuß 225.
— Tuche 134, 164.
— Stoffe aus Yakhaaren 47.
Tierbeſtand der Karawane 70, 72.
—-quälerei der Chineſen 342.
—-welt 31, 348, 393 f.
Tießen Dr. 45.
Tiger 40.
Todesſtrafe bei den Ngolok 230.
Togán 418.
Tö-ïr-tſi, Ngolok-Anſiedlung 208, 209.
Tong-ri-tſo-nag (92), ſ. auch Toſſon-nor.
Ton-ri-mtſ'o-nag (ſchwarzer Tauſendbergſee) (92).
Tópa 161, 162, 166, 172, 179, 183, 185, 186, 187, 188 bis 193, 195, 197, 201, 202, 204 bis 210, 213, 215, 235, 238, 243, 249, 251, 254, 295, 298, 328, 329, 392.
—-ſoldaten 204.
Torfſtriche 379.
Toſſon-nör, See 89, 92, 93.
Tracht 197, 237, 259, 301, 302, 310, 320, 321, 325, 326, 361 f., 392.
— der Tanguten 62, 73.
Tragtier 35.
Triangulation 162.
Trommeln (als religiöſe Zeremonie) 382.
Truppen aus Niſchowárma 176.
Tſaidam, Hochfläche in Tibet, 56, 64, 65, 67, 70, 93, 96, 97, 101, 105, 106, 110, 139.
Tſamba 115, 238, 242, 259, 331, 370, 371, 377, 380, 389.
Tſaring-nör, See 97, 110, 298.
Tſch'a-kuo-ïr-ma, Ngolok 201, 202.
Tſchang, Diener 17.
Tſchaſſora, Fluß 78, 81, 82, 83.
Tſché-irrtſch, Fluß
Tſchetſchetſchu, Bach 74, 75, 77.
Tſchichámа, Zeltſtadt und Stamm der Ngolok 371, 372, 379, 381 f., 394.
—-Stamm 381, 389, 419.
Tſchï-fu, Diener 51.
Tſchö-li-p'u-Paß 420.
Tſchön-an, Stadt 38, 39.
Tſchöng, chineſiſcher Soldat 49.
Tſch'öng-tóu-fu 393, 411.
Tſchön-t'ai 417.
Tſchui 74.
Tſchun 66.
Tſchungking 199.
Tſchúngúch, Fluß 78, 79, 80, 134, 139.
Tſiamdo, Ortſchaft 185.
Tſin-ling, Gebirge 3, 14, 15, 22, 24, 30, 31, 33, 35, 36, 38, 40, 41, 42, 47, 50, 186, 412, 421, 424.
Tſin-ming, Stadt 46.
Tſúmdá (321), 354, 356.
Tümpel 166 ff.
Tung-fu-ſiang 45.
T'ung-ſchï 80.
Tuniken der Tanguten 62.
Turkeſtan, Chineſiſch 112, 158.
Typhus 27, 320, 321.

Ueberfall durch Ngolok 335 f., 363 f.
— im Knába-Engpaß 363 ff.
—, nächtlicher der Tibeter 221 ff.
Uhren (ſiehe auch Chronometer) 43, 165.
Uneinigkeit zwiſchen den Ngolok-Stämmen 386 f.
Unterhandlungsfähigkeit der Chineſen 237.
Unwetter 165, 184, 246, 377 f., 402.

Vedahymnus 173.
Vergiftungsverſuche, Vorſicht gegen 323 f.
Verhör Li's und Niu's 201.
Verkleidungskünſte der Europäer 280, 281, 357.
Vermittlerdienſte 207.
Verſtellungskunſt, chineſiſche 245.
Verpflegungskolonne 50, 53.
Viehherden der Ngolok 214, 216, 331, 382, 404.
Viſitenkarten in China 410 f.
Volksfeſt, tibetiſches 218.
Volksſtämme 141.
Vorderlader mit Luntenſchloß, Gewehr der Tibeter 228.

Wachttürme 395.
Wage, chineſiſche 109, 152.
Wahrſagekunſt 203.
Waiwupu-Paß 3.
Wanderprieſter vermitteln den Nachrichtendienſt 240.
Wang Lau-wan 7, 9, 27.
Ward, Mr. und Mrs. 421.
Warnung durch mohammedaniſche Kaufleute 197.
Waſſergraben 156.
—-menge 171.
—-mühle 38.
—-ſcheide 89, 106, 181 ff., 406 f.
—-ſtand 100.
Wäſſerr, 249, 253, 254, 257, 267, 268, 275, 277, 279, 280, 282, 283, 285, 289, 290, 291, 292, 293, 295, 296, 297, 301, 303, 304, 311, 312, 317, 318, 319, 321.
Wäſſerr-Leute, die beiden 319, 320, 324, 326 ff., 386.
—-Stamm 309, 313, 316 ff., (321), (322), 386, 387.
Waych-nör 69.
Webſtuhl, tibetiſcher 147.
Weideplätze 53, 107, 121, 159, 216, 322 f.
Wei-ho, Fluß 22, 41, 45, 46.
„Weiße Teufel" ſiehe auch Yang-kui-tzï 19, 36, 188, 220, 289, 367.
Widerſetzlichkeit der Chineſen 215, 348, 351, 366 f., 369 f., 379 f., 392.
Wildgans 163.
Wildkatze 39.
Wildſchaf 171, 394.
Witterung 209, 262, 324, 334 f., 338 f., 347, 351, 355, 374, 377 ff., 384, 385, 388 f., 396, 401 ff., 404 f., 423.
Wolf 73, 85.
Wolkenbildung 184.
Wön-hién, Ortſchaft 418, 419.
Wüſte 167.
Wüſtenſpinne 158.
Wu-tſch'áng, Stadt 2, 3.

Yá áro 137.
Yak 52, 62, 85, 122, 128, 216, 222 f., 247, 250, 252, 256 f., 264 f., 313.
—-brille ſiehe Schneebrille.
—-haare 126, 237.
—-Herden 275, 286.
—-karawane 367 ff., 371, 380, 386, 393, 397.
—-kuh 315, 316.
—-magen, Floß daraus 250, 264.
—-Milch 146.
—, der wilde 52, 80, 93, 171.
—, der zahme 62, 126.
—, Einkreiſen der —s 82.
Yamen 32.
Yang 49.
Yang-kui-tzï ſiehe weißer Teufel.
Yang-lo-ye 87.
Yang-lü-ſcha 27.

Yang-pï 6, 7, 8, 22.
Yang-pï-kiang (Yang-tſï-kiang) 2, 106, 124, 186, 387, 403, 406.
Yin-p'an 39.
Yo-kia-l'ou 18.
Yün-yang-fu 24.

Zelt, der Tibeter 134.
— -Anſiedlungen der Tibeter 180, 214, 216, 322, 325, 381 f.
— doppeltes 54.
Zeltbahn 358, 377 f.
Zelte der Mannſchaft 54, 163.
Zeltheringe 340, 378.
Zeremonie beim Abmarſch aus der Gefangenſchaft 314.
— der Blutsbrüderſchaft 208.
—, prieſterliche 19.
Zeremoniell bei Schlachtung eines Schafes 300.
Zeremonienſchärpe ſ. Chátá.
Zieſel 86.
Zi-ka-wei, Jeſuitenſternwarte 2.
Zoologiſche Ausbeute 154.
— Sammlung 33, 58 ff, 94, 341.
Zwergbambuswald 38.

Berichtigungen.

Auf Seite 171 lies: Murmeltiere ſtatt Maultiere.
" " 180 " Marſchrichtung ſtatt Ortsrichtung.
" " 400 " Karawanbaſchi ſtatt Karawanenbaſchi.

Statt Miniſterreſident von Tibet muß es richtiger heißen: Kaiſerlicher Kommiſſar für die Angelegenheiten des Bezirks von Si-ning mit vorwiegend militäriſchem Charakter.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn.
Berlin SW 68, Kochſtraße 68—71.

Hankou = Han-k'ou.
Hoang ho = Huang-ho.
Jang-tse-kiang = Yang-tsï-kiang.
Kan-tschou = Kan-tschóu.
Lhassa = Lha-sa.
Siningfu = Si-ning-fu.
Sung-p'an-thing = Sung-p'an-t'ing.
Tschöngtu-fu = Tsch'öng-tu-fu.

n Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn
in Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Von dem gleichen Verfasser erschien:

Das Kloster Kumbum in Tibet.

Mit 39 Tafeln, 3 Karten und Abbildungen im Text.

Wohlfeile Ausgabe . . . Mk. 5,—;
Prachtausgabe: geheftet Mk. 8,—,
in Köperleinwandband . Mk. 12,—.

Zum ersten Male wird in dem vorliegenden, sehr unterhaltend geschriebenen Werke eines der fesselndsten Kapitel aus der Geschichte des Lamaismus im Rahmen einer Monographie behandelt, die sich auf Selbsterlebtem und Selbsterlauschtem aufbaut und den letzten Schleier entfernt, der bisher über den Geheimnissen des Klosterlebens von Kumbum gelagert. Filchners Buch, das mit vielen vom Verfasser selbst aufgenommenen Bildern geschmückt ist, wendet sich nicht etwa nur an die Kreise der Fachleute, sondern es darf nach Inhalt und Darstellung allen Gebildeten als anregende und fesselnde Lektüre empfohlen werden.

(„Asien", Berlin.)

Verlag der Königl. Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn
in Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Von dem gleichen Verfasser erschien:

Ein Ritt über den Pamir.

Mit 96 Abbildungen und 2 Karten.

Mk. 7,—, gebunden Mk. 9,50.

Leutnant Filchner beschreibt seinen nicht nur bravourösen, sondern auch höchst denkwürdigen Ritt auf das „Dach der Welt“ und schildert Land und Leute mit frischer Anschaulichkeit in einem vornehm ausgestatteten, mit vorzüglichen photographischen Aufnahmen und guten Karten versehenen Werke .... Sein wagehalsiges Reiseunternehmen bildet in jeder Beziehung eine höchst anerkennenswerte und besonders interessante Leistung. Der berühmte Asienreisende Sven Hedin schrieb eine empfehlende Vorrede zu dem Werke, was wohl dessen Bedeutung genügend kennzeichnet.

(Streffleurs österr. mil. Zeitschr.)

Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

THIS BOOK BELONGS TO:
_____
_____
_____

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000893839

Digitized by Google